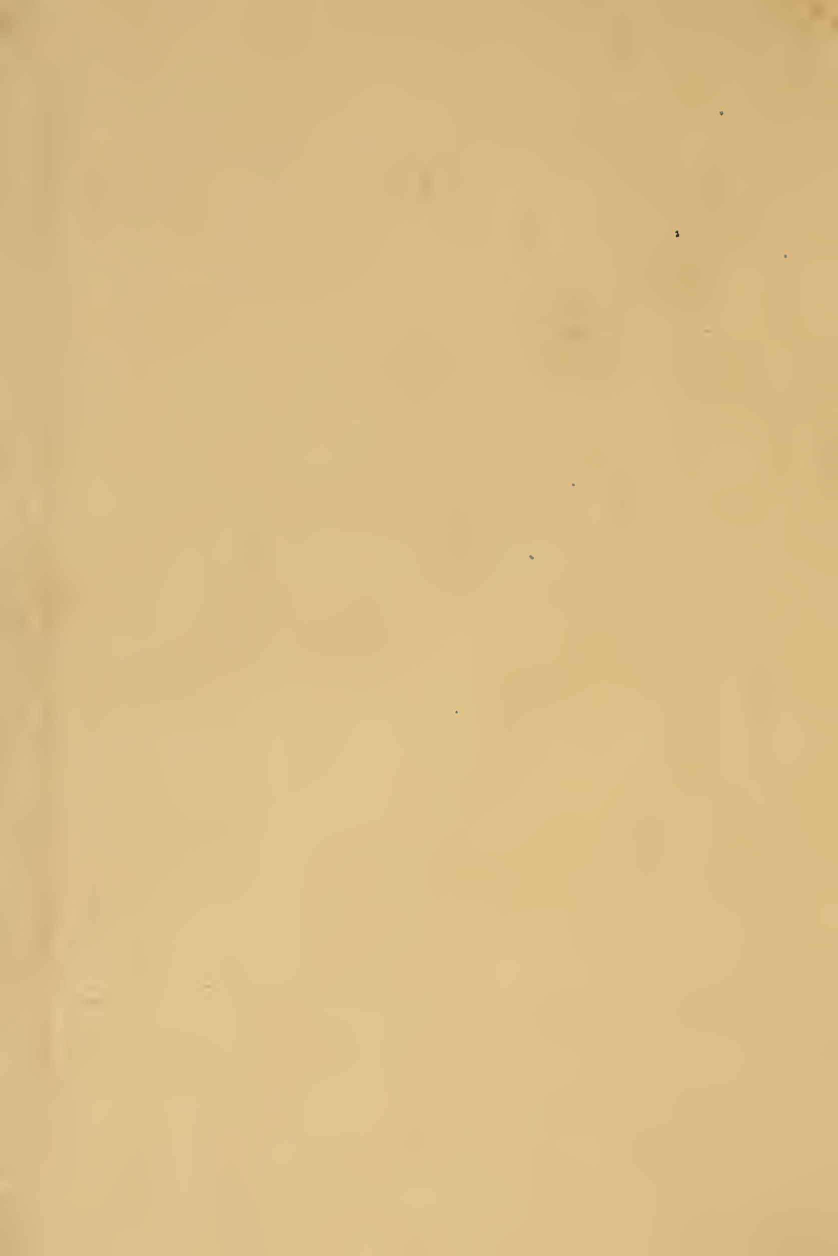

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01509221 6







Geschichte

der

Marie Antoinette.





Marie Antoinette

Nach Paul Delaroche

Geschichte

der

Marie Antoinette

Von

Edmond und Jules de Goncourt

Autorisirte deutsche Ausgabe

von

Schmidt-Weißenfels



Mit dem Portrait der Marie Antoinette in Stahlstich

Prag

Kober & Markgraf

1859

Inhalts-Verzeichniss.

Erstes Buch. (1755—1774.)

Zweites Buch. (1774—1789.)

Drittes Buch. (1789—1793.)

Erstes Buch.

1755—1774.



I.

Frankreichs Erniedrigung in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. — Politik Englands. — Friede von Paris. — Neue französische Politik Choiseul's. — Alliance Frankreichs mit dem Hause Oesterreich. — Marie Antoinettens Geburt. — Ihre französische Erziehung. — Diplomatische und Heirathsverhandlungen. — Feierliche Audienz des französischen Gesandten. — Abreise der Erzherzogin Antoinette von Wien.

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hatte Frankreich den Ruhm, den ihm Ludwig XIV. vererbt hatte, verloren; sein edelstes Blut, sein halber Schatz, Muth und Glück waren dahin. Die Armeen wichen unter Niederlagen zurück, die Fahnen waren auf der Flucht, die zerstörten Reste der Marine verbargen sich in den Häfen und wagten das Mittelmeer nicht zu befahren; der Handel war vernichtet, die Küstenfahrt lag darnieder, und das erschöpfte, unter Schmach gebeugte Frankreich mußte es sich ruhig gefallen lassen, daß ihm von England nach einander Louisburg, der Senegal, Pondichery, Coromandel, Malabar, Guadelupe, St. Domingo, Cayenne fortgenommen wurden. Es schien, als habe Frankreich sein Reich jenseit des Meeres aufgegeben. Es horchte an seinen Grenzen auf den Marsch der preußisch-englischen Truppen. Seine Jugend war auf den Schlachtfeldern von Dettingen und Roßbach gefallen; seine sieben und zwanzig Linienschiffe waren genommen; sechs Tausend seiner Matrosen gefangen, und England, im Besitz von Belle-Isle, konnte ungestraft mit Feuer und Schwert die Küsten von Cherburg an bis Toulon verwüsten. Ein Friede sollte diese Schmach und Erniedrigung Frankreichs noch besiegeln. Der Friede von

Paris überließ nämlich an England Canada und Louisburg, welche Frankreich so viel Geld und Menschen gekostet; ferner Insel und Cap Breton und alle Inseln in und vor dem Lorenzfluß. Von Neufundland behielt Frankreich nichts als die Stockfischfischerei und die kleinen Inseln St. Pierre und Miquelon, mit einer Garnison, welche nicht über 50 Mann stark sein durfte. Ferner engte der Friede zu Paris die Besitzungen von Louisiana durch eine im Mississippi gezogene Linie ein; er vertrieb Frankreich aus seinen Besitzungen am Ganges, nahm ihm die schönsten und reichsten Inseln der Antillen und den vortheilhaftesten Theil des Senegals fort. Spanien wurde durch die Wegnahme Florida's dafür bestraft, daß es Frankreich unterstützt hatte. Und doch genügten England diese Abtretungen, welche ihm fast den ganzen nordamerikanischen Continent vom 25sten Grad bis zum Pol hin überließen, noch nicht ganz. Es verlangte und erzwang noch eine letzte Demüthigung Frankreichs; denn ein Artikel des Vertrags bestimmte, daß die Befestigungen Dünkirchens nicht wieder errichtet werden durften und daß Stadt und Hafen fortan unter der Aufsicht eines englischen Commissairs stehen sollten, den Frankreich zu besolden habe. Man hatte sogar einen Augenblick noch Schlimmeres in Paris gefürchtet, nämlich daß England die vollständige Demolirung des Hafens begehren würde.

England war somit der Feind, die Gefahr für Frankreich und die Aufrechterhaltung seines Ranges unter den Mächten, für das Haus Bourbon und die Ehre der Monarchie. Gegenüber diesem Volk, welches durch seinen Handel, seine Marine und die neuen Hilfsquellen durch den Fortschritt der modernen Staaten zur Herrschaft über die Meere gekommen war; gegenüber diesem Ehrgeiz, der von jedem Schiff auf dem Ocean einen Ehrengruß verlangte und laut im Parlamente aussprach, „daß kein Kanonenschuß in Europa ohne Englands Erlaubniß gelöst werden sollte"; gegenüber diesem alten Haß gegen Frankreich,

dieser Eifersucht ohne Schonung und Rücksicht, welche nach Ueberfällen und Verräthereien noch das Unglück ausbeutete; gegenüber dieser englischen Politik, welche durch den Mund Lord Rochefort's erklärte: „jedes Ereigniß oder Abkommen, sobald es dem politischen System Frankreichs entgegen, sei Seiner Britischen Mäjestät angenehm", und welche ferner durch Pitt aussprach, „daß jede Demüthigung des Hauses Bourbon nicht hoch genug zu schätzen sei"; — gegenüber dieser außerordentlich wachsenden Macht, dieser rücksichtslosen Unverschämtheit, dieser unversöhnlichen Feindschaft, welche das ohnmächtige und unglückliche Frankreich fortwährend beunruhigten, schuldete dieses sich selbst, Alles für eine Vertheidigung gegen diese ewige Drohung hintanzusetzen. Die alte Politik Frankreichs, welche sich unter Heinrich IV. und dem Cardinal Fleury im Vertrage von Vervins und durch die Erhebung eines Bourbon auf den Thron von Neapel bewährt hatte, mußte aufgegeben werden; der Gedanke eines Richelieu, Davaux, Mazarin, Servien und Belle-Isle; die Tradition von Ludwig XIV., der während seines ganzen Lebens Oesterreich in Deutschland und Spanien mit seinen Armeen und Siegen verfolgt hátte, müßte fallen. Neue Bestimmungen forderten zur Einstellung dieses Systems und dieser Antagonie gegen Oesterreich auf; es handelte sich vor Allem, Politik und Waffen, Kampflust und Unternehmungsgeist gegen das gefährliche England zu richten.

Choiseul, damals Minister Frankreichs, der im Jahre 1762 bei Gelegenheit des Gerüchts von der Zerstörung Dünkirchens an den Herzog von Nivernois geschrieben hatte: „Niemals, Herr Herzog, und sollte ich sterben, gebe ich meine Zustimmung zu einer solchen Zerstörung", Choiseul war es, der jetzt durch die Nothwendigkeit dahin getrieben wurde, die Politik des Herrn von Bernis wieder aufzunehmen, sie in allen Consequenzen zu verfolgen und dem Hause Bourbon die Allianz mit dessen altem Feinde, dem Hause Oesterreich, zu erobern. Die Gefahren des

Augenblicks sowohl, als auch die Befürchtungen für die Zukunft, die Veränderung der europäischen Zustände, der verrückte Schwerpunkt des staatlichen Gleichgewichts, der Einfluß Englands auf die Cabinete und die Schwächung Frankreichs, waren Motive genug für Choiseul, mit einer zum bloßen Vorurtheil herabgesunkenen Politik zu brechen und gegen England eine „Alliance des Südens", wie er sie nannte, aus Frankreich, Spanien und Oesterreich zu bilden. Aber eine derartige Alliance oder diese Ligue vielmehr, von der Choiseul die Wiederherstellung der Würde und Ehre Frankreichs hoffte, schien ihm durch Verträge allein nicht befestigt genug zu sein. Sie sollte ein enger Familienbund ohne Hintergedanken werden und neben dem Vertrage zwischen Volk und Volk, sollten noch die Bande des Blutes zwischen den Höfen bestehen. Wenn man dem Ehrgeize Maria Theresia's schmeichelte, und dadurch vielleicht eine österreichische Erzherzogin für den Thron Frankreichs erwarb, wenn man so durch eine Heirath die künftigen Interessen der beiden Monarchien vereinte, dann mußte die Aussöhnung der einstigen Rivalen besiegelt und das Ministerium Choiseul's selbst von Dauer sein. Auch nahm die deutsche Kaiserin den Vorschlag Choiseul's mit Freuden auf. Als Madame Geoffrin auf ihrer Reise nach Polen im Jahre 1766 Wien berührte, sah sie auch die kleine Erzherzogin Marie Antoinette; sie fand sie „schön wie einen Engel", und sagte, daß sie sie mit nach Paris nehmen wolle. „Nehmen Sie sie mit!" rief Marie Theresia aus.

Marie Antoinette Josephe Jeanne von Lothringen, Erzherzogin von Oesterreich, Tochter Franz des Ersten, Kaisers von Deutschland, und Maria Theresia's, Kaiserin von Deutschland, Königin von Ungarn und Böhmen, war am 2. November 1755 geboren.

Maria Theresia hatte während ihrer Schwangerschaft mit dem Herzog von Taronka, der ihr einen Erzherzog voraussagte, gewettet. Durch die Geburt Maria Antoinettens verlor der

Herzog seine Wette und legte dafür der Kaiserin ein Porzellanbild zu Füßen, auf dem sich die Verse Metastasio's befanden:

Io perdei: l'augusta figlia
A pagar m'a condannato;
Ma s'e ver che a voi somiglia,
Tutto il mondo ha guadagnato.

Die Erzherzogin wuchs an der Seite ihrer Schwester heran und hörte allmählig auf, jenes übermüthig ausgelassene Kind zu sein, mit dem Mozart zu spielen vergönnt war. Maria Theresia überließ ihre Erziehung nicht bloß den Gouvernanten und ihrer herkömmlichen Nachsicht; sie überwachte und leitete selbst den Unterricht, ließ sich sogar herab, ihre Tochter selbst schreiben zu lehren und lobte sie, wenn sie Fortschritte machte. Es wurden von ihr dabei noch Lehrer angestellt, welche dem Kinde eine französische Erziehung geben sollten. Zwei französische Schauspieler, Aufresne und Sainville, wurden beauftragt, der Erzherzogin Metastasio und die bereits starke Vorliebe für italienische Sprache und Gesang vergessen zu machen. Sie sollten sie in den Feinheiten der französischen Aussprache und Deklamation und im Gesange unterrichten. Maria Theresia umgab ihre Tochter mit Allem, was von Paris sprechen und ihr den Ton von Versailles beibringen konnte: mit Büchern, Pariser Moden, einem französischen Coiffeur und einem französischen Erzieher, Abbé de Vermond. Die vornehmste Beschäftigung des Letzteren war, von der Schönheit und dem aufbrechenden Geist seiner Schülerin Frankreich und Versailles zu benachrichten und damit die müßige Neugierde Ludwigs XV. zu beschäftigen.

Vom Beginn des Jahres 1769 an sprachen die diplomatischen Correspondenzen und die Depeschen des französischen Gesandten nur von der Erzherzogin Antoinette, von ihrer Schönheit, der Grazie ihres Tanzes auf den Hofbällen und dem glücklichen Erfolg des Unterrichts durch den Franzosen Noverre.

Der Maler Ducreux wurde von Paris geschickt, um die Erzherzogin zu malen; er begann das Portrait am 18. Februar. Der König drängte Ducreux, der nur langsam fortschritt. Er befahl, sich zu beeilen und bezeigte eine solche Ungeduld, daß der französische Gesandte gleich nach Beendigung des Gemäldes seinen Sohn damit nach Versailles sandte. Eine Soiree, welche die Kaiserin zu Ehren des Geburtstages ihrer Tochter in Laxenburg gab, offenbarte Allen, wie würdig die Erzherzogin der Liebe eines Dauphin von Frankreich sei. Am 1. Juli regelte auch schon der Marquis von Durfort in einer langen Verhandlung mit Kaunitz die Heirathsangelegenheit und setzte den Contrakt sowie das vom außerordentlichen Gesandten des Königs zu befolgende Ceremoniell fest. Am 16. desselben Monats befahl Ludwig XV. aus Compiegne Herrn von Durfort die Heirathsangelegenheit des Dauphin zu beschleunigen. Der Ehecontrakt wurde darauf der Kaiserin unterbreitet und nach der Rückkehr des Königs aus Compiegne demselben zur Sanktion vorgelegt. Am 13. Januar 1770 ging dann die letzte Note des Wiener Hofes, welche einige Abänderungen genehmigte, die Durfort dem Fürsten Kaunitz vorgeschlagen hatte, nach dem französischen Hofe ab.

Im Monat October 1769 hatte bereits die Gazette de France veröffentlicht, daß von Wien aus Befehle ergangen seien, um die Wege zu inspiciren, welche die Erzherzogin und künftige Gemahlin des Dauphin zur Reise nach Frankreich einschlagen werde. Fünf Monate später arbeiteten fünfhundert Arbeiter im Belvedere an einem Saale von vierhundert Fuß Umfang, in dem das Hochzeitsmahl und ein darauf folgender Maskenball gehalten werden sollte.

Am 16. April 1770 gegen sechs Uhr Abends wurde der französische Gesandte vom Hofe in Gala erwartet. Die Würdenträger des Hauses Oesterreich empfingen ihn und geleiteten ihn durch die Garden, welche auf der großen Treppe und in den Vorzimmern doppeltes Spalier gebildet hatten. Der

Gesandte begab sich zuerst zur Audienz beim Kaiser, dann bei der Kaiserin-Königin, von der er im Namen des allerchristlichsten König die Erzherzogin Antoinette als Dauphine erbat. Ihre kaiserlich-königliche Majestät gaben die Genehmigung und unterrichteten selbst die inzwischen in den Audienzsaal geführte Erzherzogin davon, welche nun auch aus den Händen des französischen Gesandten einen Brief des Dauphins erhielt, begleitet von dessen Portrait, welches die Gräfin Trautmannsdorf, Obersthofmeisterin des Hauses, ihrer Gebieterin sogleich an die Brust heftete. Der Hof begab sich darauf nach dem Theatersaal, wo la mère confidente von Marivaux und ein neues Ballet von Noverre, les bergers de Tempé, zur Aufführung kamen.

Am 17. leistete die Erzherzogin, welche Dauphine werden sollte, dem bei solchen Gelegenheiten im Haüse Oesterreich üblichen Gebrauche gemäß, im Rathssaale und vor allen Ministern und Staatsräthen des kaiserlich-königlichen Hofes, feierlich Verzicht auf die einstige Hinterlassenschaft von väterlicher wie mütterlicher Seite. Diese Verzichterklärung wurde vom Fürsten Kaunitz vorgelesen, von der Erzherzogin unterzeichnet und auf dem Altar vor dem Evangelium, welches der Graf von Herberstein hielt, beschworen.

Darauf begannen die Feste im Belvedere, welche bis zum 26., dem Tage der Abreise der Erzherzogin, währten.

Marie Antoinette kam am 7. Mai an die französische Grenze.

II.

Der Pavillon auf einer Insel des Rheins. — Portrait der Dauphine. — Festlichkeiten in Straßburg, Nancy, Chalons, Soissons. — Ankunft in Compiegne. — Empfang der Dauphine durch den König, der Dauphin und der Hof. — Die Dauphine in la Muette. — Hochzeitsceremoniell in Versailles. — Das Ereigniß auf dem Platz Ludwig's XV.

Man hatte auf einer Insel des Rheins nahe bei Straßburg einen Pavillon erbaut und möbliren lassen; in ihm sollte die Uebergabe der Dauphine stattfinden. Sie stieg bei ihrer Ankunft in dem Theile des Pavillons ab, der für den österreichischen Hof reservirt war. Der Etikette gemäß wurde sie hier entkleidet und selbst des Hemdes und der Strümpfe entäußert, damit ihr Nichts mehr von einem Lande gehöre, welches nicht mehr das ihrige war. Nach Beendigung der neuen Toilette begab sie sich in den zur Ceremonie bestimmten Saal, wo sie der Graf von Noailles, außerordentlicher Gesandter des Königs für den Empfang der Dauphine, der Cabinetssecretair des Königs und der erste Beamte des Ministerium des Aeußeren erwarteten. Nach Verlesung der Vollmachten und Unterzeichnung der Uebergabsurkunden von Seiten der Commissaire, erschienen die Repräsentanten des französischen Hofes. Marie Antoinette stellte sich ihrem neuen Vaterlande vor; sie machte den ersten Schritt in Frankreich, bewegt, zitternd, die Augen voller Thränen; aber ihr erstes Auftreten war ein Triumph.

Die Dauphine war hübsch, fast schön, und die Majestät entfaltete sich bereits in diesem Körper von fünfzehn Jahren. Ihr Wuchs war groß, frei, leicht, zwar noch zart für ihr Alter, aber er versprach schon jetzt eine königliche Erscheinung. Ihr Haar lag echt kindlich um das Haupt und war vom zartesten und lieblichsten Blond; das Antlitz, mit einer edlen und großen Stirn gekrönt, war länglich; unter den eigenthümlich gewölbten Augenbrauen lächelten und blitzten die Augen der Dauphine

aus reinem Blau hervor, und das Liebliche vollendete eine fein gebogene Nase und ein kleiner, zierlich geschnittener Mund, dessen Unterlippe den österreichischen Typus aufzeigte. Ihr Teint strahlte und übergoß ihre Züge mit der zartesten Weiße, aus der sanft das Leben und die natürliche Farbe des Blutes hervorbrach. Aber was vor Allem Alles an der Dauphine entzückte, das war die Lust der Jugend, die ihre äußere Erscheinung belebte. Diese Unschuld des Auges, diese Schüchternheit der Haltung, diese Verwirrung und erste Scham, in welche Verlegenheit, Bescheidenheit, Glück und Dank versanken — dieses offene, ungekünstelte Wesen entzückte alle Augen und gewann alle Herzen für diese junge Grazie, welche die keusche Liebe an den Hof eines Ludwig XV. und einer Dubarry brachte.

Jede Person aus dem österreichischen Gefolge hatte sich der Dauphine genaht, ihre Hand geküßt und dann zurückgezogen. Der Graf von Noailles stellte darauf der Dauphine ihren Ehrencavalier, den Grafen von Saulx-Tavannes, und ihre Ehrendame, die Gräfin von Noailles vor. Frau von Noailles ihrerseits stellte ihr die Herzogin von Picquigny, die Marquise von Duras, die Gräfin Mailly und Tavannes vor, sowie den Grafen von Tessé, ersten Stallmeister; den Marquis Desgranges, Ceremonienmeister; den Commandanten der Garde-du-Corps, den Gouverneur der Provinz, den Intendanten des Elsaß und die ersten Officiere, welche zu ihrem Dienste gehören sollten.

Die Dauphine bestieg dann den königlichen Wagen, um in die Stadt zu fahren. Bei ihrem Einzug empfingen sie die Cavallerieregimenter des General-Commissairs und Royal-Etranger; von den Wällen herab tönten drei Artilleriesalven, und alle Glocken der Stadt verkündeten den feierlichen Moment. Am Thore der Stadt und vor einem großartigen Triumphbogen wurde die Dauphine vom Marschall von Contades begrüßt. Während sie vor dem Rathhause vorbeifuhr, sprudelte

aus Fontainen Wein für das Volk. Sie stieg im bischöflichen Palais ab, wo sie der Cardinal Rohan mit dem gesammten Ordenscapitel und den ersten Würdenträgern empfing, mit Prinz Ferdinand Rohan, Erzbischof von Bordeaux; Prinz von Lothringen, Großdekan; mit dem Grafen von Truchseß; dem Bischof von Tournay, den Grafen Salm und Mandrechied, Prinz Louis Rohan, Coadjutor; mit den drei Fürsten von Hohenlohe, den beiden Grafen von Königseck, Prinz Wilhelm Salm und dem jungen Grafen von Truchseß. Die Dauphine küßte den Cardanal Rohan, den Prinzen von Lothringen und die Prinzen Ferdinand und Louis Rohan; dann ließ sie sich die Uebrigen vorstellen, und auch die Damen des Provinzialadels hatten die Ehre ihr vorgeführt zu werden. Während der großen Tafel reichte ihr der Magistrat den Wein dar, welchen die Stadt Straßburg geschenkt hatte, und die Böttcher führten ein Bacchusfest mit lebenden Bildern und Reifentänzen auf. Den Abend verbrachte die Dauphine im französischen Theater. Bei ihrer Rückkehr waren alle Straßen illuminirt und vor dem bischöflichen Palast standen Feuersäulen und bunte Flammenpforten. Um Mitternacht besuchte sie den Ball, den der Marschall von Contades im Theatersaale der ganzen Stadt gab, dem Adel, den Fremden, den Offizieren der Garnison, den Bürgern und Bürgerinnen, welche letztere in ihrer straßburgischen Tracht und geschmückt mit Bändern von der Farbe der Dauphine erschienen.

Am folgenden Tage empfing Marie Antoinette die ihr vorgestellten Personen zur Cour; ferner die Deputationen des Cantons und des Bischofs von Basel, der Stadt Mühlhausen, des obersten Raths vom Elsaß, des Adels und der lutherischen und katholischen Universitäten. Dann begab sie sich zur Cathedrale, an deren Portal sie vom Prinzen Louis Rohan im kirchenfürstlichen Gewande und umgeben von den Bischöfen mit allem Clerus begrüßt ward. Indem der Prinz im Voraus die Zukunft einer so schönen Verbindung begrüßte, sagte er: „Es ist die

Seele Maria Theresia's, welche sich mit der der Bourbons vermählt!"

Nach der großen Messe und einem Concert im bischöflichen Palais reiste die Dauphine von Straßburg nach Savern ab, wo sie Abends sieben Uhr eintraf. Ein Bataillon des Regiments vom Dauphin, befehligt vom Herzog von Saint-Megrin, ein Detachement königlicher Cavallerie unter dem Marquis von Serent, bildeten ein doppeltes Spalier bis nach dem Schlosse hinauf. Auf dem Ball, der daselbst gegeben ward, tanzte die Dauphine bis um neun Uhr; dann sah sie dem Feuerwerk zu und soupirte mit den Damen ihres Hauses und des österreichischen Gefolges. Am 9. Mai frühstückte die Dauphine, hörte die Messe und nahm dann Abschied von den österreichischen Damen und Herren, welche sie bisher begleitet hatten.

Noch an demselben Tage kam sie in Nancy an, wo sie, bei ihrem Einzug in das Thor St. Nicolas vom Commandanten in Lothringen, dem Marquis von Choiseul la Baume empfangen, im Hôtel der Regierung die Nacht zubrachte. Am anderen Morgen wiederum Deputationen der verschiedenen Provinzialbehörden; dann großes Diner; dann ein Besuch der Grabstätte des Hauses Lothringen; schließlich Abreise nach Bar, wo sie schlief. In Luneville begrüßten sie das Gensdarmeriecorps, die Marquis de Castries und d'Autichamp. In Commercy überreichte der Dauphine ein zehnjähriges Mädchen Blumen und Gedichte.

Am 11. stieg die Dauphine im Intendanturhôtel zu Châlons ab. Sechs junge, von der Stadt bei Gelegenheit dieser Vermählung beschenkte Mädchen, trugen ihr Verse vor. Die Schauspieler der drei großen Pariser Theater, welche nach Châlons gekommen waren, spielten vor der Dauphine la Partie de chasse de Henri IV. und das Lustspiel Lucile. Dem Souper ging ein Feuerwerk voran, dessen Schluß ein illuminirtes Tableau des Tempels von Hymen bildete.

Am nächsten Morgen setzte die Dauphine ihre Reise über Rheims fort. In Soissons erwarteten sie die Bürgerschaft und die Schützencompagnie an den Thoren. Die drei Straßen, welche nach dem erzbischöflichen Palast führten, waren mit Obstbäumen von fünfundzwanzig Fuß Höhe bepflanzt, welche mit Epheu, Blumen, Gold- und Silbergaze und Guirlanden verbunden waren. Am Fuße der Treppe des Palastes empfing der Bischof die Dauphine, die sich dann über eine prachtvoll erleuchtete Gallerie nach ihren Zimmern begab. Nach dem Souper, an dem das Volk an zwei reichbesetzten Tafeln von je sechshundert Couverts Theil nahm, wurde sie in einen eigens für sie errichteten Salon geführt, von wo aus sie den Anblick eines Feuerwerks genoß, dessen Hauptkörper ein Tempel war, den der Bischof am Ende seines Gartens auf einem Berge hatte erbauen lassen. Die Gruppe, welche ihn krönte, stellte den Ruhm dar, wie er Frankreich die Dauphine verkündet; ein Genius hielt ihr Bild empor. Am folgenden Tage nahm Marie Antoinette das Abendmahl in der bischöflichen Kapelle, empfing die Geschenke der Stadt und der Behörden, und wohnte am Nachmittag in der Cathedrale einem Te Deum in Musik bei. Nach Beendigung desselben zeigte sie sich dem begeisterten Volk. Am 14. Mai, zwei Uhr Nachmittags, reiste sie weiter nach Compiegne.

Der ganze Weg war für die Dauphine ein langer und ermüdender Triumphzug, eine fortwährende und innige Ovation. „Wie hübsch ist unsere Dauphine!" riefen die Bauern aus, welche mit alten Pfarrern und jungen Frauen in Festkleidern sich an den Wagen aufgestellt hatten. „Es lebe die Dauphine!" dieser Ruf hallte von Dorf zu Dorf, von Weiler zu Weiler. Auch vergaß die Dauphine nicht, ihre Freude und ihren Dank darüber zu bezeigen; ihre Wagenfenster waren herabgelassen, damit sie Jeder sehen könne; befangen, aber auch entzückt, hatte sie für Alles ein Lächeln, für Jeden eine Ant-

wort; ja sie suchte selbst, einige Meilen hinter Soissons, die Paar Worte Latein hervor, welche sie gelernt hatte, um dem ciceronischen Gruß junger Schüler zu antworten.

Der König hatte bereits in Châlons die Dauphine durch den Marquis von Chauvelin, in Soissons durch den Herzog von Aumont, seinen ersten Cavalier, begrüßen lassen. Am Sonntag den 13. Mai, nach der Messe, reiste er selbst in Begleitung des Dauphin, Madame Adelaide, der Prinzessinnen Victoire und Sophie von Versailles ab. Er schlief in la Muette und fuhr am nächsten Morgen nach Compiegne, um dort die Dauphine zu erwarten.

Marie Antoinette wurde bereits einige Meilen vor Compiegne von dem Freunde ihrer Mutter, dem Herzog von Choiseul, begrüßt; bald nachher traf sie im Walde, an der Brücke von Berne, mit dem König, dem Dauphin, mit Mesdames und dem ganzen Hof zusammen. Die Dauphine stieg aus ihrem Wagen und wurde, gefolgt von allen ihren Damen, von den Grafen Saulx-Tavannes und Tessé zum Könige geleitet, vor dem sie sich auf die Kniee ließ. Ludwig XV. hob sie auf, küßte sie mit väterlicher und königlicher Güte und stellte sie dann dem Dauphin vor, der sie umarmte.

Nach der Ankunft im Schlosse führten der König und der Dauphin die Dauphine an der Hand bis in ihre Gemächer, wo ihr vom Könige der Herzog von Orleans, der Herzog und die Herzogin von Chartres, der Prinz Condé, der Herzog und die Herzogin von Bourbon, Prinz Conti, der Graf und die Gräfin Delamarche, der Herzog von Penthièvre und die Prinzessin von Lamballe vorgestellt wurden.

Dienstag, den 15. Mai, verließ die Dauphine Compiegne, verweilte einige Zeit in St. Denis bei den Carmeliterinnen, um Madame Louise ihren Besuch zu machen, und langte um sieben Uhr Abends im Schlosse von la Muette an, wo ihr von Seiten des Königs ein prachtvoller Diamantenschmuck über-

geben ward. Madame Dubarry hatte es von der schwachen Liebe Ludwigs XV. erreicht, daß sie dem Souper Marie Antoinettens beiwohnen konnte. Die Dauphine bewahrte den Tact; als sie nach dem Souper einige Indiscrete fragten, wie sie die Dubarry gefunden habe, antwortete sie einfach: „Reizend."

Mittwoch, am 16. Mai, reiste Marie Antoinette in Negligé nach Versailles, wo die Toilette stattfinden sollte. Der König hatte mit dem Dauphin schon um zwei Uhr Morgens la Muette verlassen, um die Dauphine empfangen zu können. Gleich nach ihrer Ankunft ging er zu ihr, pflog eine lange Unterhaltung mit ihr und stellte ihr dann Madame Elisabeth, den Grafen von Clermont und die Prinzessin Conti vor. Um ein Uhr begab sich die Dauphine in die Gemächer des Königs, von wo aus der Zug in die Kapelle stattfand.

Vorauf gingen die Ceremonienmeister, dann kam der König, gefolgt von dem Dauphin und der Dauphine. Am Altar angekommen, segnete der Erzbischof von Rheims zuerst dreizehn Goldstücke und einen goldenen Ring; er übergab dann Alles dem Dauphin, der den Ring an den vierten Finger der linken Hand der Dauphine steckte und ihr dann auch die dreizehn Goldstücke reichte. Dann folgte die Trauung.

Nie hatte eine Hochzeit zu Versailles mehr Menschenmenge herbeigeführt, als diese. In Paris wurde das Bureau der Hofwagen förmlich belagert. Miethswagen wurden bis zu drei, Pferde mit zwei Louisd'or für diesen Tag bezahlt. Alle Straßen schienen wie ausgestorben.

Die Dauphine nahm nach der Rückkehr in ihre Zimmer den Eid der Großoffiziere ihres Hauses entgegen; dann übergab ihr Herr von Aumont den Schlüssel zu einem Kasten, der von Seiten des Königs kam und mit Bijouterien gefüllt war. Frau von Noailles stellte ihr die Gesandten und Minister der fremden Höfe vor.

Am Abend segnete der Erzbischof von Rheims das Bett ein. Der König reichte dem Dauphin, die Herzogin von Chartres der Dauphine das Hemd.

Der nächste Tag brachte den Beginn der niegesehenen Feste: Bälle und Maskeraden im neuen Schauspielhaussaale, Feuerwerke von einer halben Stunde Dauer, Illumination der Wasserbassins und aller Gärten, in denen Taschenspieler, Musikbanden und Seiltänzer ihr Wesen trieben. An das Volk von Paris wurden Sechsfrankenthaler, Brod, Wein und Fleisch ausgetheilt.

Alle diese betäubenden Festlichkeiten aber hatten nicht vermocht, der jungen Gattin die Erregung und die Erinnerung an den furchtbaren Sturm, an das schreckliche Gewitter zu benehmen, welches am Tage nach ihrer Hochzeit sich über Versailles entladen hatte und das Schloß in dem Augenblicke durchbebte, wo sie dort eintrat. Eine Katastrophe sollte bald die finstersten Ahnungen wachrufen.

Am 30. Mai, dem letzten Festtage, brannte Ruggieri auf dem Platze Ludwig's XV. ein Feuerwerk ab. Der Mangel an Ordnung und Polizei bewirkte, daß sich nach der Vorstellung die Menschenmenge im Gedränge befand und ein furchtbares Unglück hereinbrach. Hunderte von Zerquetschten wurden nach der Rue Royale getragen; hundertzweiunddreißig Todte lagen auf dem Pflaster, und diese Todten der Hochzeit des Dauphins und der Dauphine wurden auf dem Magdalenen-Kirchhof begraben. Wer hätte damals geglaubt, daß einst auch die Gebeine Marie Antoinettens dahin geworfen werden könnten?

III.

Die Dauphine in Versailles. — Ihr froher Sinn und ihre Vergnügungen. — Das Theater im Entresol. — Der König entzückt von der Dauphine. — Eifersucht und Cabalen der Dubarry. — Gesinnungen der königlichen Familie für die Dauphine: die Tanten, Madame Elisabeth, der Graf Artois, der Graf von Provence. — Der Dauphin. — Sein Erzieher, Herr de la Vauguyon. — Seine Erziehung. — Vauguyon wird von der Dauphine fortgeschickt. — Die Moral der Dauphine. — Ihr Erzieher, Abbé von Vermond. — Der Clerus und die Frauen im 18. Jahrhundert. — Frau von Noailles und Frau von Marsan.

Die Zeit verjagte Ahnungen und Befürchtungen. Die Dauphine richtete sich in ihrem Leben, in ihrem Glück und für ihre Zukunft ein; sie gewöhnte sich an ihr neues Vaterland, an ihren Gemahl und ihre Rolle. Sie lernte den Hof und seine neuen Erscheinungen kennen und vergaß Wien und Deutschland. Bald fand sie auch in zwei jungen Frauen eine ihr ansprechende Gesellschaft. Die Heirath des Grafen von Provence, ebenso wie die des Grafen von Artois, welche sich Beide mit Töchtern des Königs von Sardinien vermählten, brachte nämlich in das alte Schloß und in die Nähe Marie Antoinettens zwei Wesen, welche im Stande waren, in ihren heiteren Sinn mit einzustimmen. Die drei Ehen wurden bald Eine Familie; die drei Frauen drei Freundinnen, welche fern dem Hofe und seinen Gesetzen zusammenleben wollten, ohne sich zu verlassen. Alles wurde gemeinschaftlich getrieben, gelacht, gescherzt, gespielt und gegessen; man speiste Reihe um, sobald nicht große Tafel bei Hofe stattfand. Arm in Arm durchstrichen sie die Promenaden, spielten und unterhielten sich, wie man es mit zwanzig Jahren und im trauten Kreise vermag. Als alle Vergnügungen genossen waren, ging man auf den Fußspitzen und sorgfältig bedacht, daß das Parkett nicht knarre, zu einem neuen Spiele über, welches einer verbotenen Frucht gleich zu achten war: nämlich dem Theaterspiel. Die Prinzen und ihre Frauen

erwählten dazu ein Cabinet im Entresol, möglichst aus dem Bereiche Ludwig's XV. und besonders seiner Töchter, und dort spielten sie tapfer das Repertoir des Théâtre français durch. Es fehlte ihnen Nichts als Publikum; aber auch dafür kam Rath. Der Dauphin, welcher nicht spielte, übernahm diese Rolle und führte sie meisterhaft durch in dem Zuschauerraume, der nicht mehr und nicht weniger als ein Schrank war. Auch handelte es sich nicht um Publikum und Applaus: man spielte, wie man im Alter der Dauphine spielt, um der Costüme wegen, und in diesen Beziehungen stand Keiner dem Andern nach.

Lassen wir die Dauphine bei den Vergnügungen ihres Alters und versuchen wir die Familie zu zeichnen, in welche die junge österreichische Erzherzogin eingetreten ist. Geben wir uns Mühe, den Knotenpunkt ihrer neuen Empfindungen zu zeigen; die Gewohnheiten, Charaktere, Ton und Sitten der Prinzen und Prinzessinnen, mit denen sie leben soll; die Sympathien und Antipathien, welchen sie nothwendig begegnen muß. Solches Gemälde erheischt die Gerechtigkeit der Geschichte und ist für ein Urtheil über die Dauphine von Wichtigkeit.

Ludwig XV. war von Hause aus entzückt von der Frau seines Enkels; diese Jugend, diese Kindlichkeit verjüngte seine eigene Seele. Sein Blick, überdrüssig über die Ceremonienkleider zu streifen, ruhte aus auf dieser leichten, luftigen Kleidung, in welcher die Dauphine einer „Atalante der Gärten von Marly" glich. Die Gebrechen eines schmachvollen Alters, die unheilbare Langeweile der Ausschweifung verschwanden, sobald der König an der Seite der Dauphine war. Bei ihr glaubte er eine reinere Luft und die Frische eines schönen Morgens nach einer Orgiennacht zu athmen. Er selbst wollte sie durch die Gärten von Versailles herumführen und dabei wunderte er sich, daß er auf Ruinen stieß: als wenn er sich über sein Königreich nicht mehr hätte wundern können! Als der König

seine Enkelin einmal über einen Steinhaufen forthalf, sagte er: „Verzeihen Sie mir, meine Tochter; zu meiner Zeit gab es hier eine Marmortreppe; ich weiß nicht, was man daraus gemacht hat.“ An Alle richtete er die Frage: „Wie finden Sie die Dauphine?“ Die Dauphine ihrerseits war über diese Güte des Königs, die sich von Tag zu Tag erhöhte, glücklich und dankbar und suchte sie durch tausend Liebenswürdigkeiten zu erwidern, so daß die Favoritin sich vor diesem jungen Weibe, welches den König wieder mit sich selbst versöhnte und den Einfluß ihrer Liebe zu bedrohen schien, zu fürchten begann und alle Cabalen einer Frau und eines Hofes von ihr gegen den „kleinen Rothkopf“ — wie Madame Dubarry die Dauphine nannte — aufgeboten wurden. Sie kritisirte ihr Gesicht, ihre Jugendlichkeit, ihre Gewohnheiten, Worte, Unschuld und alle ihre Tugenden; sie ließ den König wissen, daß sich die Dauphine bei Maria Theresia über die Anwesenheit der Maitresse des Königs in la Muette beschwert habe: so kam es, daß sich der König bald von der Dauphine zurückzog, und Madame Dubarry konnte ohne Furcht sein, nachdem einst Ludwig XV. das bittere Wort entfahren war: „Ich weiß es wohl, daß die Dauphine mich nicht liebt!“

Wer waren nun aber die Töchter Ludwig's XV., die Tanten des Dauphin, deren Alter, Stellung bei Hofe und Liebe für den Dauphin sie auch zu Vormünderin der Unerfahrenheit Marie Antoinettens machen mußte, und wie standen sie mit der Letzteren? Mesdames — so wurden sie titulirt — waren alte Jungfern mit einem Ueberreste klösterlicher Erziehung und gebildet durch den ungeschickten Unterricht von Madame d'Andlau, über welche ein Brief des Dauphins traurigen Aufschluß giebt. Sie besaßen Nichts von der Nachsicht der Großmütter, wohl aber alle Strenge des Alters und die Gereiztheit des ehelosen Standes. Mesdames lebten in der kalten Etiquette, in dem Cultus ihres Ranges, in der Langweiligkeit und Steif=

heit eines kleinen Hofes, der dem der verstorbenen Dauphine, der Prinzessin von Sachsen, ihrer Schwägerin, nachgeahmt war, und der seiner Zeit wie ein indirecter Vorwurf gegen das Treiben Ludwig's XV. angesehen wurde. In diesem devoten und ernsten Cirkel handelte es sich allerhöchstens um fromme Nonnengeschichten, um Bequemlichkeiten des Lebens, kleine Genüsse im Essen und Trinken und um einen Koch, der Fleisch mit Fisch verständig zusammenbereiten könne. Die vier Prinzessinnen führten so ein stilles Dasein im Palais, sahen den König nur zu Zeiten und flüchtig, und verbissen sich in der Pflege der Grundsätze und Morositäten ihres Bruders, des verstorbenen Dauphins, mit einer Beharrlichkeit, welche engherzigen und phantasielosen Geistern eigen ist.

Mesdames hatten nur einen Willen, den von Madame Adelaide, welche ihre Schwestern durch ein männliches Wesen und den befehlshaberischen Ton ihres Charakters beherrschte. Nach der Entfernung von Madame Louise, die Priorin des Carmeliterklosters zu St. Denis wurde, bemeisterte sich der Einfluß Madame Adelaidens noch ungestörter der guten, aber schwachen Natur von Madame Victoire sowie des schwachen und scheuen Wesens von Madame Sophie.

Vom ersten Tage an ließen sich die künftigen Beziehungen zwischen Madame Adelaide und Marie Antoinette sehr leicht errathen. Als Herr Campan, ehe er zum Empfang der Dauphine nach der Grenze Frankreichs abreiste, zu Madame Adelaide kam, um ihre Befehle zu vernehmen, sagte sie ihm, „daß sie keine Ordre zu geben habe, um eine österreichische Prinzessin einzuholen."

Was vermochte Marie Antoinette gegen dergleichen Vorurtheile? Was vermochten ihr Frohsinn, ihre Herzigkeit und alle ihre Vorzüge gegen diese rauhe, trockene und hochmüthige Seele? Was gab es überhaupt für ein Band zwischen der Gemahlin des Dauphin und dessen Tante? Der natürliche und

einfache Geist der Dauphine mußte von dieser Encyklopädie von Kenntnissen, welche sich Madame Adelaide mit eisernem Willen nach ihrem Austritt aus dem Kloster angeeignet hatte, ohnehin schon abgestoßen werden, und ihre Heiterkeit, Lebhaftigkeit, ein offenes Wort, liebenswürdige Naivetät und Unwissenheit geriethen in der That auch alle Augenblicke mit dieser starren Gelehrsamkeit, mit dieser pedantischen Religion und grollenden, scheltenden Erfahrenheit zusammen. Und als wenn man den Gegensatz dieser beiden Prinzessinnen bis in's Kleinste herab habe zeigen wollen, lehren uns die Memoiren über jene Zeit, daß sie selbst die Tafel nicht vereinigte: denn der Dauphine genügte für ihren Appetit ein Bissen, für ihren Durst ein Glas Wasser.

Anfangs war Madame Victoire, eine sanfte und vortreffliche Person, wenn sie den Muth gehabt hätte, sich ihren eigenen Gefühlen zu überlassen, bekümmert über die Aufnahme, welche so viel Liebenswürdigkeit bei ihrer Schwester fand, und sie versuchte, die junge Gattin zu trösten und ihr zu rathen. Sie nahm sich ihrer an und strebte danach, auf den von Madame Durfort gegebenen Festen das Vertrauen der Dauphine zu gewinnen und sich ihr innig anzuschließen; aber Frau von Noailles sowohl, wie auch Madame Adelaide beeilten sich, dieses Verhältniß wieder aufzulösen.

Das erste Entzücken Ludwig's XV. über die Naivetät der Dauphine und ihre persönlichen Eigenschaften hatte außerdem dazu beigetragen, den Groll Madame Adelaidens zu mehren. Sie hatte nämlich vor der Herrschaft der Dubarry einige Zeit in Versailles regiert und den König durch ihre Gespräche und Lectüren, sowie durch ihren, zu diesem Zweck gefügiger und liebenswürdiger gemachten Charakter zu fesseln gewußt. Sie hatte es sich auch angelegen sein lassen, des Königs Launen zu schmeicheln, war mit ihm ausgeritten und pflegte die Honneurs der kleinen Gesellschaften beim Souper zu machen die freilich

Ludwig XV. bald langweilig wurden. Sie rechnete noch stark darauf, daß diese Zeiten einst nach dem Sturz der Dubarry wiederkehren könnten und verzieh es daher der Dauphine nicht, daß sie, wie sie meinte, ihr diesen Traum ehrgeiziger Hoffnungen zerstöre.

Hatte Marie Antoinette von Seiten der übrigen Frauen der Familie Besseres zu erwarten? Madame Elisabeth war noch Kind. Madame Clotilde dagegen fühlte sich zu einer Freundin ihres Alters hingezogen und näherte sich ihr trotz der Verschiedenheit ihrer Charaktere; denn sie war ruhig, langsam, träge, die Dauphine dagegen die lebensvolle Jugendlust. Unglücklicher Weise war hier es wieder Frau von Marsan, welche zwischen Beide trat.

Wo Marie Antoinette sogleich und vollständig gesiegt hatte, das war beim jüngsten ihrer Schwäger, dem Grafen von Artois. Er war noch nicht so alt als die Dauphine und kaum über die Kinderzeit hinaus; aber in Allem bereits das Muster eines französischen Prinzen. Auch besaß er die Grazie seiner Schwägerin, ihren Geschmack und ihren Sinn; auch er begann das Leben und ging dem Frohsinn überall entgegen. Seit der Ankunft Marie Antoinettens war er es denn auch, der alle Freuden mit ihr theilte, alle Illusionen und kindliche Vertraulichkeiten, und diese beiden Kinder schienen wahrhaft die Prinzen der Jugend zu sein.

Selbst der Graf v. Provence, obgleich älter als der Graf Artois und besonders älter an Herz und Geist denn dieser, von kaltblütigem, wenig offenem und mittheilsamem Charakter, wurde so sehr vom Reiz seiner Schwägerin gefesselt, daß er sich zu ihrem Anbeter und Dichter machte. Nach einiger Zeit jedoch nahm er seine alte, Rolle, die Maske süßlicher Höflichkeit und versteckten Ehrgeizes wieder auf. Seine Ehe kühlte ihn noch mehr ab; denn die Gräfin von Provence, diese hochmüthige Prinzessin von Savoyen, eine Juno mit schwarzen, geschwungenen Augenbrauen,

haßte die Frau, welche Allen gefiel und die ihr den Platz einer Dauphine von Frankreich genommen hatte. Der Salon, den später der Graf von Provence als Monsieur hielt — dieser maulende, pedantische, doctrinaire Cirkel mit einer Versammlung von Schriftstellern, Gelehrten und Politikern, trug auch seinen Theil dazu bei, den Prinzen dem Hofe Marie Antoinettens noch mehr zu entfremden.

Das waren die Umgebungen der Dauphine, ihre neuen Tanten, Schwestern und Brüder. Füllte ihr Gemahl die Lükken aus, die in ihrem Herzen sich bilden mußten? Entschädigte er die Prinzessin für die Feindseligkeiten, welchen sie begegnete? Liebte er seine Gattin? Nein.

Man stößt beim Untergang königlicher Geschlechter häufig auf matte Herzen, schwerfällige Gemüther, in denen die Natur gewissermaßen ihre Erschlaffung kund zu geben scheint. Der Dauphin war einer jener Menschen, denen die Qualen der Leidenschaft und eines feurigen Temperaments versagt sind und welche, niedergedrückt von dem Bewußtsein ihrer Unmännlichkeit, die Liebe heftig und auf eine, die Frau kränkende Weise zurückstoßen. Beim Dauphin trug die Schuld an diesem Unglück wohl noch mehr die Erziehung, als die Ungerechtigkeit der Natur.

Sollte diese Kälte, diese Ruhe der Leidenschaften, der Jugendlust und des Geschlechtstriebes; diese eingetrocknete Phantasie, Plumpheit und Ohnmächtigkeit eines Bourbon von achtzehn Jahren; sollte dieser Gatte und Mensch nicht in der That das unglückselige Werk des Erziehers gewesen sein, welchen die unkluge Frömmigkeit des Dauphins, Vaters Ludwig's XVI., erwählt hatte?

Dieser Erzieher war nämlich Antoine Paul Jacques de Quélen gewesen, Träger der Namen und Wappen der alten Schloßherren von Quélen in der Bretagne; Erbherr der Grafen von Porhoët, Pair von Frankreich, Fürst von Carency,

Graf von Quélen und Broutay, Marquis von St. Megrin, Collanges und Archiac, Vicomte von Calvignac, Baron der alten Reichslande Tomeins, Gratteloup, Villeton, la Gruère und Picornet; Herr von Larnagol und Talcoimur, Ritter und Schirmvoigt von Sarlac, Reichsbaron von Guinne, zweiter Baron von Querey — mit einem Wort der Herzog von Vauguyon, ein trotz seiner Unzahl Titel noch ziemlich neuer Edelmann, den der Stolz über eine Heirath mit den St. Megrins den Kopf verdreht hatte. Sein bischen Geist war von der Etiquette aufgezehrt worden; von der Größe schwebte ihm nur der Begriff der Wichtigthuerei, von dem Adel nur der der Hoffärtigkeit vor, und alle Dinge wußte er nur von ihrer groben und unangenehmen Seite zu betrachten. In dieser Schule war der junge Prinz erzogen worden; hier hatte er in der Hochmüthigkeit und mürrischen Griesgrämlichkeit Unterricht erhalten. Was war von diesem Manne, dessen Hauptthätigkeit darin bestand, mit seinem Haushofmeister den Küchenzettel zu verfassen, in Betreff gediegenen Unterrichts zu erwarten, durch den ein König für seine Herrschaft vorbereitet und auf das Studium derjenigen neuen Bedürfnisse hingeführt werden muß, welche seine Ideen mit den Ansprüchen eines Staates wie Frankreich, die sich alle fünfzig Jahre veränderten, auf ein gleiches Niveau stellen konnte? Bei dem Herzog von Vauguyon gab es Nichts von jener Weisheit der Kirchenfürsten unter Ludwig XIV.; Nichts von ihrer Menschenlehre für die Fürsten, welche den socialen Zuständen Rechnung trug und liebenswürdige Tugenden hervorrief; Nichts endlich von jenem Geist, der zur Seelengröße, zur Pflege der zarten Empfindungen, zur Erziehung der Grazie und des Witzes ermunterte. Der Herr von Vauguyon war noch schlimmer als untüchtig zu einer solchen Aufgabe; er war fromm; aber von so niederer und engherziger, den Monarchien gefährlicher Frömmigkeit, daß sie den König von seinen Pflichten, den Gatten von seinen

Rechten freisprach. Charaktere wie Ludwig III. und Ludwig XVI. waren die Früchte einer und derselben Erziehung. So waren von Seiten dieses unbarmherzigen Erziehers bei Ludwig XVI. in seiner Kindheit alle Ausbrüche der Jugend, die unbesonnenen Knabenstreiche und die ersten Anzeichen eines sich bildenden Charakters unterdrückt und wie Gefahren verhütet worden, und ebenso wurde jenes erste Erwachen der Männlichkeit erstickt, welches die Väter wohl zu schelten pflegen, aber doch nur bei verstohlenem Lächeln. Vauguyon hatte diesem Kinde nichts Kindliches erlaubt. Durch die Disciplin und ascetische Bücher hatte er es fast ohne Anstrengung zu einer Entsagung und Passivität, zu vernichtenden und tödtlichen Tugenden erzogen, welche für das Jahrhundert des heiligen Hieronymus allenfalls gut waren; und aus dieser Disciplin, aus dieser geistigen und fleischlichen Zucht und strengen Strafzeit, aus den Händen dieses unklugen Lehrers war der junge Mann plötzlich in eine Ehe gekommen, scheu und widerwillig, ungeschickt für die Liebe und fast mit Feindseligkeit gegen das Weib erfüllt.

Der Herr von Vauguyon war überdies nicht gewillt, den Dauphin in der Ehe sich selbst zu überlassen; er stellte sich wie ein Schatten zwischen beide Gatten und suchte jedes vertraute Beieinandersein derselben zu verhindern. Herr von Choiseul hatte ihm einst die Stelle seines Schwiegervaters, des Herzogs von Bethüne, als Finanzrath verweigert; er rächte sich dadurch, daß er gegen die Dauphine agitirte und sie mit ihrem Gatten zu keinem Verständniß kommen ließ. Er betheiligte sich an allen Intriguen und an den elenden Verschwörungen, durch bestochene Baumeister es möglich zu machen, daß die Gemächer des Dauphins in Fontainebleau von denen seiner Gemahlin entfernt blieben. Er vergaß sich bis zur Spionerie, hinterbrachte überall, um Mißtrauen zu fördern und zeigte Ludwig XV. an, was für Lectüre der Dauphin las. Diese niedrige Ueberwa=

chung ging so weit, daß endlich die Dauphine dem ehemaligen Erzieher ihres Gemahls sagte: „Herr Herzog, der Dauphin ist in einem Alter, wo er keinen Hofmeister mehr nöthig hat und ich brauche keinen Spion; ich bitte Sie, nicht mehr vor mir zu erscheinen."

Nun setze man diesem entschlossenen, in sich selbst lebenden Herzen des Dauphins das Wesen der Dauphine entgegen, ein nie beruhigtes, nach Theilnahme sich sehnendes Herz, welches Befriedigung sucht; ein junges Weib, welches mit offenen Armen das Leben begrüßt und danach verlangt, zu lieben und geliebt zu werden!

Die Dauphine liebte Alles, was die Phantasie beschäftigen konnte, die Genüsse, welche Frauen gefallen und junge Fürstinnen zerstreuen können: Familienleben, um sich an der Freundschaft zu laben; die trauten Plaudereien, in denen der Geist frei seine Sprünge macht; die Natur als eine Freundin; die Wälder als Vertraute; Feld und Himmel, wo Blick und Gedanken sich in's Unendliche verlieren, und Blumen und Blüthen, welche die Erde schmückten.

In sonderbarem, aber beim weiblichen Geschlecht häufiger, als man glaubt, anzutreffenden Gegensatz, schlummerte ein zartes, fast melancholisches Gemüth unter dem frohen Sinn der Dauphine. Ihre ungestüme Ausgelassenheit erfüllte ganz Versailles mit Leben und Bewegung; ihr Lachen hörte nicht auf, das alte Palais zu necken; ihr Muthwille, ihre Naivetät, Unbesonnenheit und lärmende Verschwendung von Liebenswürdigkeiten betäubten die Umgebung. Jugend und Kindheit vermischten sich hier, um zu entzücken; ihr Leben sprach aller Etikette Hohn, und Alles gefiel doch an dieser Prinzessin, der verehrungswürdigsten, man kann sagen weiblichsten aller Frauen am Hofe. Unbekümmert um ihr Gefolge und ihre Ehrendamen sprang und jagte sie durch die Gärten und sang laut in den Himmel hinein; sie umarmte nicht, sondern flog gleich an

den Hals; sie lachte laut auf, wenn sie im Theater saß, zum großen Scandal der königlichen Heiterkeit, die nur zu lächeln beliebte.

Welche verschiedene Erziehung dieser beiden jungen Wesen, die durch Politik vereint waren! Der Herr von Vauguyon war der Lehrer des Herzogs von Berry, der Abbé von Vermond der Erzieher Marie Antoinettens gewesen. Ohne Zweifel hatte der Abbé aus der Erzherzogin von Oesterreich eine Französin gemacht; er hatte sie nicht allein die Sprache und deren Feinheiten gelehrt, sondern auch die Sitten der französischen Gesellschaft bis in's Kleinste herab, ihre Gebräuche bis zur Manie; ihre Art zu denken, ihren Geschmack bis zum Unbedeutendsten hin — kurz und gut, alle Dinge in Frankreich bis zu den geheimsten, und auch dies Lachen der Dauphine war sein Werk.

Die Kirche war nämlich von der Krankheit des achtzehnten Jahrhunderts mit berührt. Außer einigen großen und keuschen Charakteren, welche fest und aufrecht in der allgemeinen Corruption standen, hatten sich alle Intelligenzen des französischen Clerus jenem Skepticismus, jener Verächtlichkeit gegen das Große und Geachtete, jener Unehrerbietigkeit und Ironie hingegeben, welche seit der Zeit Dubois' bis zum Figaro Beaumarchais' den Charakter des achtzehnten Jahrhunderts bildete. Ueber der Verderbniß der Sitten hatte sich allmählig eine eigene Schicht der Moral der Nation abgelagert: die Verhöhnung, die Paradoxen und der Leichtsinn, und der Stand des Clerus war nicht der letzte, der von diesen Einflüssen berührt wurde. Die Vernunft zu bewitzeln war Mode in Frankreich geworden; den Staat zu belächeln galt für ein Zeichen eines Staatsmannes; die alte Ordnung zu bemitleiden gehörte zum Ton der Geistlichen. Der junge Clerus lebte im Salon, er dirigirte die Gespräche, er glänzte darin; man hörte auf diese beredten und geistreichen Abbé's, welche, mit ihren run=

den Ellenbogen auf der Lehne üppiger Fauteuils gestützt, die jungen, andächtig zu ihnen hinübergebeugten Frauen lehrte, vor den großen Worten sich nicht ohne Weiteres zu beugen, von allen Dingen nur das Geringste zu glauben und sich am Leben zu rächen, indem man es verlache, Alles in's Lächerliche herabziehe und mit Esprit überwältige. Der Esprit war es auch, womit der junge Clerus, überdies geweiht durch seinen Stand, die Frauen unterhielt und entzückte. Er richtete sich an den Witz der Damen und predigte Erleichterung der weiblichen Lasten durch Flucht vor der Langweiligkeit und möglichste Schmälerung der Pflichten. Das war keineswegs eine Verführung von so zarter Art, wie sie die Abbé's von Pouponville ausübten, sondern viel gefährlicherer Natur; es war die unheilvollste Verführung des französischen Geistes, und so geschickt betrieben, daß man unter der Betäubung kaum die Wunde und das Verderben bemerkte.

Unter diesen Lehrern der Frauen, und der Gesellschaft durch die Frauen, unter diesem jungen Clerus, welcher sich selbst der Clerus à grandes moeurs nannte, und wozu die Abbé's von Balivière, Espagnac, Delille u. s. w. gehörten, unter allen diesen Predigern der Witzelei und Verhöhnung des Respekts, welche zwischen den Salonthüren das Werk der Generalstaaten begannen, gehörte der Abbé Vermond zu den bedeutendsten. Er war ein vollkommener Spötter; sein Lächeln bewies schon, daß er an Nichts glaube, noch mehr seine feinen Lippen und sein durchdringender, fast stechender Blick. Er war unstreitig einer der boshaftesten, aber auch liebenswürdigsten unter diesen lustigen Abbé's, welche in philosophischer Hülle und wohl placirt inmitten der Monarchie, aus deren heiligsten Sitten ein großes Freudenfeuer machten, ohne dabei an eine Feuersbrunst zu denken.

Ein solcher Lehrer hätte in einem weniger vortrefflichen Herzen, als das der jungen Erzherzogin war, wohl größere

Verwirrung angerichtet. Es hätte ihm leicht gelingen können, die Phantasie zu ertödten, die Seele zu altern und zu vergiften. Zum Glück gelang es ihm bei Marie Antoinette nicht; hier wirkte er lediglich auf den Geist ein und brachte den Keim der Spottlust, der in jedem Kinde schlummert, zur Entfaltung. Er ermunterte die Erzherzogin theils durch Beispiel, theils durch Lob, zu dem Spott, dem Wortwitz und dem Gelächter, welches bei ihr so geringe Bitterkeit besaß, das ihr aber in Frankreich und an einem Hofe, wo der Unverstand Einfluß hatte, eine Menge Feinde machen sollte. Man füge nun noch die Schrecken der Langeweile, die Verachtung der Etikette, die Vernachlässigung ihrer Rolle als Fürstin hinzu, so wird man alles Uebel ersehen können, welches bei Marie Antoinette eine Erziehung bewirkte, die mehr ihrem Geschlecht, denn ihrem Range zu Gute kam.

Was mußte eine junge Frau leiden, welche plötzlich aus den Händen des Abbé Vermond, dieses mitleidslosen Spötters der Kinderei alles Großen, unter die Ruthe von Frau von Noailles kam, der Person, welche am eigensinnigsten auf das französische Ceremoniell hielt! Vergebens versuchte die junge Prinzessin sich in ihre neue Erzieherin zu schicken; sie vermochte es nicht. Auch kam ihr Frau von Noailles dabei nur wenig zu Hülfe; denn sie war eine von Respekt vor sich selbst durchdrungene Frau, eine von sich so sehr eingenommene Person, daß sich sich nie zu Erklärungen herbeiließ und ohne Brummen niemals etwas ankündigen konnte. Sie glich wirklich einer jener bösen Feen aus den Mährchen, welche als die ewigen Quälgeister armer Prinzessinnen geschildert werden. Auch hatte sie die Dauphine vom ersten Augenblick an Madame Etikette getauft und später, als Königin, rächte sie sich einmal durch den Scherz, daß sie sich von einem Esel herunterfallen ließ und dann zu ihrer Umgebung lachend sagte: „Rufen Sie schnell Frau von Noailles; sie wird uns mittheilen, was die Etikette be-

fehlt, wenn sich eine Königin von Frankreich nicht auf Eseln zu halten versteht."

Frau von Noailles fand in ihrer Erbitterung eine Stütze an dem Uebelwollen einer anderen Hofdame. Frau von Marsan, die sich bei Hofe eines großen Ansehens erfreute, war die Personification der strengen und steifen Tugenden aus der Zeit Heinrich's IV. Da sie den wulstigen Putz, wie er durch die Portraits Clouet's überliefert war, nicht aufrecht erhalten konnte, so suchte sie mindestens die steife Haltung jener Gemälde nachzuahmen. Es war in ihr noch Etwas von dem Blut und Geist jener Marsan, welche sich zur Zeit der Dragonnaden durch den Eifer, mit dem sie die Hugenotten verfolgte, auszeichnete. Nun denke man sich die Qual Marie Antoinettens, stündlich die Predigten der Freundin und Verbündeten von Frau von Noailles anhören zu müssen! In den Augen der Marsan war der in Harmonie sich wiegende Gang der Dauphine kokett und unanständig; die leichten Linnenkleider wurden als zweideutige Theaterkostüme verschrieeen. Wenn die Dauphine die Augen aufschlug, fand Frau von Marsan, daß sie einen herausfordernden Blick habe; trug sie die Haare etwas frei und luftig, murmelte sie von der Frisur einer Bacchantin; sprach Antoinette mit ihrer natürlichen Lebhaftigkeit, so hieß es, daß sie eine Wuth zu sprechen habe und doch Nichts sage; nahm in einem Gespräch ihr Gesicht eine freundliche Miene an, so war das eine unausstehliche Manier, welche bedeuten sollte, daß sie Alles verstehe; lachte sie endlich mit kindlichem Frohsinn, so galt das für eine erheuchelte Heiterkeit und künstliches Gebahren. Diese alte Frau beargwöhnte und mißdeutete Alles, als wenn die Grazie nicht ihre Scham besitze. Marie Antoinette rächte sich jedoch, wie sie sich an Frau von Noailles gerächt hatte, ohne zu bedenken, daß Frau von Marsan die Gouvernante der Schwester des Dauphins war, die Vertraute und Freundin seiner Tanten; ohne zu ahnen, welche Kritik,

und bald auch welche Verläumdung der geringsten ihrer Handlungen wie des unbedeutendsten Wortes ihrer von dieser Seite her in Versailles und in Marly wartete.

IV.

Verbindungen der Dauphine. — Frau von Picquigny. — Frau von St. Magrin. — Frau von Cossé. — Frau von Lamballe. — Einzug des Dauphins und der Dauphine in Paris. — Popularität der Dauphine. — Intriguen der französischen Partei gegen die Dauphine und die Alliance, welche diese repräsentirt. — d' Aiguillon. — Die Dauphine wird Oesterreicherin genannt. —

Auf diese Weise von Langeweile verfolgt und umgeben von Mißliebigkeit und Controle, ohne Schutz, ohne Freunde, ohne Freiheit, allein an diesem Hof der Scandale, fremd in ihrer Familie, verheirathet und doch ohne Gatten, schloß Marie Antoinette einige Verbindungen, welche sie für ungefährlich hielt; sie befreundete sich mit Frauen, um sich zu trösten, um den Thränen, der Zukunft und sich selbst zu entfliehen. Sie schloß sich ihnen an wie ein junges Mädchen oder vielmehr wie eine bestrafte Pensionairin, die für ihre große Rache in kleinen Malicen einer Vertrauten und Genossin bedarf. Die erste Freundschaft der Dauphine war eine Kameradschaft und die Gefährtin der jüngste Kopf am Hofe: die Herzogin von Picquigny.

Frau von Picquigny war die würdige Schwiegertochter der Herzogin von Chaulnes. Sie hatte von dieser die Fülle des Geistes und Witzes, die Springkraft der Ideen, Feuer und Leidenschaft. Sie hatte über Alles ihre eigenen Gedanken und besonders über ihre Ehe und ihren Gemahl, einen verbissenen Naturforscher, welcher, wie sie sagte, sie habe zergliedern wollen, um sie zu untersuchen. Welche Zerstreuung bot sich für die Dauphine in der Gesellschaft dieser Frau dar, durch ihre Plan-

derei, welche Nichts schonte, selbst nicht die Krone einer Dubarry! Frau von Picquigny wurde die gefährliche Lehrerin, welche hinter ihrem Fächer hervor die Dauphine aufreizte und ihre Zunge frei machte; sie setzte das Werk des Herrn von Vermond fort, und durch sie lernte Marie Antoinette mit Spott auf Beleidigungen, mit Lachen auf Verläumdungen antworten. Frau von Picquigny war es, welche die Dauphine zum Muthwillen gegen die bizarren Figuren bei Hofe, gegen deren gothischen Putzkram, gegen die Anmaßungen, Thorheiten und Heucheleien aufstachelte und anleitete, und mit ihr zusammen wurden die Worte und Bezeichnungen erfunden, womit sie die Frauen bei Hofe in drei Klassen eintheilte, in alte Weiber, in Spröde, welche aus Berechnung fromm thaten, und in böse Klatschschwestern: die siècles, die collets montés, und die paquets — unschuldige Spottnamen, über welche sich die Dauphine so sehr amusirte und welche der Königin von Frankreich so vielen Haß vorbereiteten.

Der Herzog von Vauguyon übte aber in dieser Zeit noch seinen Einfluß auf den Dauphin aus und raunte diesem in die Ohren, daß es sehr böse Folgen haben könne, wenn je der König das Treiben der Dauphine mit Frau von Picquigny erführe. Auch wurde die Dauphine von anderer Seite bearbeitet; man sagte ihr, daß so geistvolle und rücksichtslose Naturen wie Frau von Picquigny Alles nur für ihren Witz auszubeuten und Niemanden, selbst ihre Wohlthäterin nicht zu schonen pflegen, falls sie sich von der Dankbarkeit durch eine Stichelei befreien können. So gelangte die Dauphine vom Vertrauen und von der Innigkeit zur Picquigny bald zur Zurückhaltung und endlich zur Gleichgültigkeit. Diesen Moment hatte Vauguyon erwartet. Er suchte nun seine Schwiegertochter, Frau von St. Megrin, in die Gunst der Dauphine zu bringen. Frau von St. Megrin war fast so witzig wie die Picquigny, aber klüger und vorsichtiger und ohne Uebermuth

dabei; auch sie stichelte gern, aber leise und nur über gewisse Personen. Den Instruktionen Vauguyon's gemäß, trachtete sie danach, sich ohne Aufsehen und allmählig in die Gunst der Dauphine zu setzen; ihr zu gefallen, ohne doch die Verbindungen mit dem Hofe Ludwig's XV. aufzugeben; sich einzuschmeicheln und einzunisten, selbst mit Hintansetzung einiger Rücksichten, und Allen das Compliment zu machen, ohne Jemandem dabei den Rücken zuzuwenden. Die Dauphine durchschaute jedoch das Spiel, und als Frau von St. Megrin sich um die Stelle einer Staatsdame bei ihr bewarb und dazu den Einfluß von allen Seiten, ihres Gemahls beim Dauphin und bei der Dubarry aufbot, bat die Dauphine den König, ihr diese Stellung zu verweigern. Der Dauphin unterstützte Frau von St. Megrin, auch der König hatte sie schon als Staatsdame der Dauphine bezeichnet; aber der Widerstand der Dauphine trug den Sieg davon. Frau von Cossé wurde ernannt und trat mit ihrer Stelle auch sogleich in die Gunst der Prinzessin. Die Cossé war eine etwas ernste, erfahrene, durch das Leben gereifte Gesellschafterin, welche zwar nicht die Gabe der Witzworte besaß, aber die Annehmlichkeit einer liebenswürdigen Ruhe und Mäßigung, die Alles gern entschuldigte; dabei war sie geduldig und nachsichtig — eine Frau, welche nach der Zeichnung eines Zeitgenossen ein französisches Naturell mit einem englischen Charakter verband.

Um die Dauphine von einer solchen Gefährtin, einer so sicheren Führerin zu entfernen, bedurfte es eines von ihr noch nicht gekannten Gefühls, einer Verbindung ganz neuer Art, eines innigeren Vertrauens und heftiger Sympathie. Die Dauphine hatte auf den Bällen der Frau von Noailles die Prinzessin Lamballe gesehen und damit hatte sie die Freundschaft kennen gelernt.

Frau von Lamballe, eine geborene Carignan, interessirte durch ihre Jugend und ihr Mißgeschick. Sie war mit achtzehn

Jahren die Wittwe Louis Alexanders Josephs Stanislaus von Bourbon, Prinzen von Lamballe und Groß-Jägermeisters von Frankreich geworden, welcher in Folge seiner Ausschweifungen gestorben war. Der unglückliche Vater dieses gesunkenen jungen Mannes, der Herzog von Penthièvre, hatte darauf seine Schwiegertochter adoptirt. Frau von Lamballe kam bald in die Cirkel der Dauphine und zu den Bällen, welche sie in ihren Gemächern gab; sie glänzte bei diesen Gelegenheiten so sehr, daß selbst Ludwig XV. davon berührt war, und eine Zeitlang Madame Dubarry, die Creaturen ihrer Gunst, der Hof und die Neuigkeitskrämer in der Erwartung eines großen Ereignisses und Verhängnisses schwebten: nämlich einer Ehe Ludwig's XV. mit Frau von Lamballe. Und diese Angst, welche Frau von Lamballe der Dubarry gemacht, wurde ein neues Band zwischen der Dauphine und ihrer Freundin: hatte aller Witz der Frau von Picquigny sie doch nie so gerächt!

Drei Jahre waren nach dem Einzug der Dauphine in Frankreich verflossen, als der Tag festgesetzt wurde, an dem der erste Einzug des Dauphins und seiner Gemahlin in ihre gute Stadt Paris stattfinden sollte. Diese, meist militairische, durch die Zeit und Verhältnisse aber zu einer friedlichen Procession umgewandelte Feierlichkeit war ein alter Gebrauch in der Monarchie und ein altes Fest der Nation. Es waren glückliche und schöne Tage, wo die Erben Frankreichs im Triumphzuge nahten, um ihr Volk zu begrüßen und kennen zu lernen; wo ein junges Ehepaar, die Zukunft des Thrones, der öffentlichen Meinung des Königreiches Besuch abstattete und zum ersten Male dem Beifall der Menge und den Schmeicheleien der Geschichte entgegenkam!

Am 8. Juni 1773 verließen der Dauphin und die Dauphine Versailles und stiegen um elf Uhr Mittags am Thore de la Conférence aus ihren Wagen. Die Leibwache zu Pferde erwartete sie; dann wurden sie vom städtischen Corps mit dem

Aeltesten der Kaufmannschaft an der Spitze, vom Gouverneur von Paris, von dem Herzog von Brissac, und vom Chef der Polizei, Herrn von Sartine, empfangen. Die Starken der Halle, welche in jenen Tagen ziemlich zur Familie der Könige gerechnet wurden, übergaben der Dauphine die schönen Schlüssel ihrer treu ergebenen Stadt: Früchte und Blumen, Rosen und Orangen. In Galawagen fuhren sie darauf über den Quai der Tuilerien, die Königsbrücke, den Quai der Theatiner und Conti, wo die städtische Kaufmannschaft zu Pferde aufgestellt stand; über die neue Brücke, wo sich der Statue Heinrich's IV. gegenüber eine Compagnie Garden befand; über den Quai der Goldschmiede, durch die Straße St. Louis und Notre Dame. Vor dem Portal der Cathedrale empfing sie der Erzbischof und der Clerus in allem Pomp; dann verrichteten sie im Chor ihr Gebet, hörten in der Kapelle der heiligen Jungfrau eine stille Messe, welche ein Kapellan des Königs hielt, sowie eine dem Musikmeister von Notre Dame mit dreihundert Francs bezahlte Motette. Der Zug setzte sich darauf nach der St. Genoveva-Kirche fort, wo er, der Sitte gemäß, umkehrte und nach den Tuilerien zurückging. Die Hallenweiber dinirten im Concertsaale; außer dem Dauphin gab es keinen Mann bei Tafel. Der Palast war dem Volke geöffnet, welches darin umherlief, sich Alles betrachtete und mit seinem Freudengemurmel um die Tafel wogte. Auch der Garten war vom Volke angefüllt. Die junge Dauphine wollte sich am Arme ihres Gemahls dorthin begeben und mitten in der Liebe dieser Menschenmenge wandeln; die Wachen wurden angewiesen, Niemanden, es sei wer es wolle, zu stoßen oder zurück zu drängen. Marie Antoinette, selbst entzückt, begeisterte die Menge, die sich in Lebehochs erging und mit ihren Glückwünschen die Prinzessin zu tragen schien; man klatschte mit den Händen, die Hüte flogen in die Luft . . alle Schmeicheleien des Tages, die feierliche Anrede der Stadt, des Erzbischofs, des Abbé Coger, bis zu den acht-

unddreißig Versen der Schüler des Collége Montaigu — wie armselig erschienen sie der Dauphine inmitten dieses braven Volkes und seiner Begeisterung! Sie grüßte und dankte außer sich vor Freude und Stolz. Nach der Rückkehr in's Schloß wollte sie sich noch einmal zeigen, noch einmal diese Menge hinreißen und blieb, trotz der Sonnenhitze, eine Viertelstunde auf der Gallerie, betäubt vom Jubel und Gejauchze und kaum im Stande, die Thränen der Rührung zu bemeistern.

Es giebt Tage, wo die Völker nur zwanzig Jahre alt sind. Frankreich liebte; und der alte Herzog von Brissac konnte, indem er mit der Hand auf diese Menge, dieses Gewoge hinwies, wohl zu Marie Antoinette sagen: „Madame, Sie sehen hier unter Ihren Augen zweihundert tausend in Sie Verliebte!"

Das Entzücken über diesen Tag machte die Dauphine trunken und begierig danach, es zu erneuen. Und welche junge Frau hätte sich nicht, wie diese, solcher Begeisterung Frankreichs hingegeben? Die Illusion, allen diesen, ihr entgegenkommenden Herzen voranzugehen, durch die Liebe des Volks sich glücklich zu machen, mit ihr die Leere ihres Innern auszufüllen und ihr thatenloses Leben zu beschäftigen, diese Illusion war zu schön, als daß eine Prinzessin von achtzehn Jahren ihr widerstreben konnte. Ihre frühere Jugendlust, ihre Lebhaftigkeit und Ausgelassenheit kehrten zurück; sie besuchte die Oper und das Theater français; aber Theater und die durch die Achtung gefesselten Gefühle des Publikums genügten ihr nicht; sie möchte sich ihres Ranges entledigen, sich diesem Volke noch mehr nahen, Theil nehmen an seinen Vergnügungen, sich selbst bis in's Gedränge herunterbegeben, um die Popularität in ihrer lebhaftesten und wahrsten Herzlichkeit zu überraschen und zu genießen. So zog sie die königliche Familie mit auf die Promenaden zu Fuß durch den Park von St. Cloud. Die Dauphine mischte sich unter die Menge, durchlief den Garten, besah sich die Wasserkünste und verlor und verbarg sich

unter den Anderen, Allen aber sogleich durch ihre Freude und ihr Glück verrathen. Mit ihrem Gatten und den Kindern der Familie ging sie durch alle Reihen der Marktbuden, lachte, wo man lachte, spielte, wo man spielte, kaufte, wo man verkaufte, überall erkannt, gegrüßt und mit Bittschriften überhäuft. Der Diener, welcher ihr folgte, wollte zuletzt keine mehr annehmen und wies das Bittgesuch einer alten Frau zurück: die Dauphine schalt ihn laut deshalb und die Menge jubelte ihr zu. Marie Antoinette folgte den Parisern und betrat den Ballsaal des Portiers Griel, sah dem Tanze zu und verlangte, daß man sich in seiner Freude nicht stören lasse und ihrer vergesse. Das war unerhört, eine Revolution, die Fürsten sich so mit dem Volke vermischen, an seinen Vergnügen so Theil nehmen zu sehen! Aber von allen Lippen ertönte auch das Lob der im ganzen Reich verehrten Dauphine, welche das Wunder verrichtete, Versailles und Frankreich einander näher zu bringen!

Frankreich und die Zukunft lächelten der künftigen Königin zu, und doch, trotz ihrer Popularität, wurde im Geheimen, geräuschlos aber ohne Schonung, das Werk des Hasses und der Vernichtung fortgesetzt, welches schon an dem Tage begonnen wurde, wo die Dauphine Wien verlassen hatte. Außer ihren Feinden hatte Marie Antoinette gegen sich ein abstraktes, mitleidsloses Ding, ein Princip: die Politik des alten Frankreichs. Diese Politik, deren Apostel der Vater des Herzogs von Berri gewesen, war die alte Religion der französischen Diplomatie; sie wurde der Vorwand und die Waffe des Hasses von Herrn von Aiguillon gegen den Herzog von Choiseul, der fast in demselben Augenblicke durch Aiguillon und die Dubarry gestürzt wurde, wo die junge Prinzessin am Hofe von Frankreich erschien.

Die Männer der französischen Partei, so nannte sich diese Partei nämlich, wollten durchaus nicht begreifen, daß die Gesetze des Gleichgewichts von Europa den Zeiten gehorchen und

sich verändern. Sie waren nicht erbaut von der langen Anstrengung Frankreichs, welche vom Reiche des fünften Karl's allmählig einzelne Stücke, Burgund, Elsaß, die Franche-Comté, Artois, Hennegau, Spanien, Neapel, Sicilien, Lothringen u. s. w. abgelöst hatte. Sie vergaßen die Gegenwart Englands, um sich immer nur die Vergangenheit Oesterreichs zurückzurufen. Was war in den Augen dieser Partei die Heirath Marie Antoinettens Anderes als eine Niederlage? Was war Marie Antoinette, wenn nicht das Pfand und der Schirm der Verträge der neuen, unter der Herrschaft der Frau von Pompadour begonnenen Politik? Der Chef dieser Partei, der Enkel des Cardinals Richelieu, der persönliche Feind Choiseul's, Herr von Aiguillon, konnte dabei auf den Clerus und die Jesuiten zählen, welche Feinde Maria Theresia's, die den Jansenismus beschützt hatte, und auch von vornherein der Begünstigten Choiseul's waren, und welche dem Hasse des philosophischen Ministers, „dieses zweiten Aman", und der Dubarry, „dieser neuen Esther", dienten. Die Feinde der Dauphine unterließen auch nicht, ihren Nutzen aus der Theilung Polens zu ziehen, „dieser Theilung, welche Choiseul niemals geduldet hätte", wie Ludwig XV. selber sagte. Aiguillon sagte dem Könige und wiederholte dem Hofe: „Seht, welches Vertrauen Frankreich in die Freundschaft des Hauses Oesterreich setzen kann, und was wir von einer mit dem König durch die doppelten Bande eines Vertrages und einer Ehe verbündeten Macht erwarten können, welche, sobald sie sich auf Kosten Preußens vergrößern will, Frankreich gegen dasselbe aufreizt, und, sobald sie sich auf Kosten Polens erweitern will, sich wieder Preußen, dem Feinde des Königs, nähert!" Der Schlag war wohl nach der Mutter gerichtet, aber er traf die Tochter Maria Theresia's. Und wenn Aiguillon dann noch darüber sprach, was man von Joseph II. zu erwarten habe, der Absichten auf Baiern hege, lüstern auf Friaul und Bosnien sei und der nach der Mün-

dung der Schelde, nach Lothringen und Elsaß Verlangen trage, so wußte er nur zu gut Zweifel und Mißtrauen gegen die französische Gesinnung der Schwester Joseph's II., gegen den Glauben an die Hingebung Marie Antoinettens zu ihrem neuen Vaterlande, zu erwecken.

Diese Manövres wurden geschickt, kühn und energisch verfolgt. Die Partei scheute sich vor Nichts, um ihrer Politik Geltung zu verschaffen. Ging sie doch so weit, der Dubarry nach einem Abendessen folgende vom Herrn von Aiguillon dem Cardinal Rohan übermittelte Depesche zu übergeben und sie an offener Tafel vorlesen zu lassen: „Ich habe Maria Theresia wirklich über das Unglück des unterdrückten Polens weinen sehen; aber diese Fürstin, wohlgeübt in der Kunst, sich nicht durchschauen zu lassen, scheint mir Thränen auf Befehl zu haben: in einer Hand hat sie das Sacktuch, um die Thränen zu trocknen, in der anderen hat sie die Unterhandlungen, um die dritte theilende Macht zu werden." Etwas Gehässigkeit dieser Maria Theresia angemutheten Falschheit mußte, das wußte die Partei wohl, auf die Tochter zurückfallen. Man versuchte dem Publikum den Glauben zu geben, daß die Lüge und der Trug in der Race erblich seien; man begann das Nationalgefühl mit der Idee eines Nationalhasses gegen die eigene Souverainin zu erfüllen.

Zu dieser unglücklichen Theilung Polens hatte sich gegen Marie Antoinette noch ein in den ersten Tagen ihrer Ehe vorgekommenes Versehen gesellt, welches trotz seiner Unbedeutendheit bei einer reizbaren Nation und an einem steifen, auf die Rangunterschiede eifersüchtigen Hofe, von den traurigsten Folgen sein mußte. Eine Verwandte Maria Theresia's, die Schwester des Fürsten von Lambesc, Mademoiselle de Lorraine, hatte nämlich für ein Menuet auf dem Hochzeitsball der Dauphine Anspruch auf den Rang unmittelbar nach den Prinzen von Geblüt gemacht; darüber waren eine Menge Streitigkeiten und

Erbitterungen bei den Herzögen und Pairs entstanden; der ganze Adel hatte ernstlich gedroht, das Fest zu verlassen, und alle Damen hatten sich verschworen, unpäßlich an diesem Tage zu sein.

Nach dem Sturze Choiseul's und seiner Verbannung war Marie Antoinette ohne Schutz allen diesen kleinen Befehdungen, diesem großen Haß gegen Oesterreich, der durch die unglücklichen Anmaßungen des Erzherzogs Maximilian im Jahre 1775 noch erhöht wurde, ausgesetzt. An dem Tage, wo diese erste französische Prinzessin den Thron bestieg, waren ihr Ansehen und ihre Popularität bereits untergraben, und schon lief durch das Gemurmel des Hofes der Beiname „Oesterreicherin", welcher sie bis zum Schaffot begleiten sollte!



Zweites Buch.

1774—1789.



I.

Tod Ludwig's XV. — Einfluß der Madame Adelaide auf Ludwig XVI — Intriguen im Schlosse zu Choisy. — Maurepas wird Minister. — Vergebliche Versuche der Königin zu Gunsten Choiseul's. — Maurepas und die Königin. — Vergennes und Muy Feinde der Königin. — Einfluß von Madame Adelaide. — Madame Louise, die Carmeliterin, und die Conferenzen von St. Denis. — Bericht Adelaidens an den König gegen die Königin. — Le lever de l'Aurore. — Maurepas trennt sich von Mesdames. — Wohlthätigkeit der Königin. — Die Vorurtheile des Königs gegen Choiseul durch Maurepas genährt. — Mißtrauen Ludwig's XVI.

Am 10. Mai 1774, gegen fünf Uhr Abends, lag Ludwig XV. im Sterben. Wagen, Garden, Ordonnanzen zu Pferde warteten im Hofe des Schlosses von Versailles. Alle hatten die Augen auf eine Kerze gerichtet, dessen Flamme hinter einem Fenster flackerte. Der Dauphin war im Zimmer der Dauphine. Beide horchten stumm auf das herübertönende Gemurmel der Gebete, welches durch Wind- und Regenschauer zerrissen wurde; sie wägten bereits die Last einer Krone, die ihrer Jugend zufiel. Jetzt erlosch das Licht und die jungen Gatten vernahmen das laute Getöse des Hofes, welcher zur Anbetung eines neuen Königthums ihren Gemächern zustürzte. Die Gräfin von Noailles trat zuerst ein, begrüßte Marie Antoinette als Königin und ersuchte die Majestäten, die Ehrfurcht der Prinzen

und Würdenträger entgegen zu nehmen. Gestützt auf den Arm ihres Gemahls und wie gebeugt unter der Zukunft, das Sacktuch vor den Augen, durchschritt nun Marie Antoinette, verschönt durch ihre Trauer und eine gebrochene, aber reizende Haltung, ähnlich der jener jungen, dem Schicksal verfallenen Fürstinnen der alten Mythen, langsam die Reihen des Hofes. Dann entfernten sich die Pferde, Wagen, Garden, Ordonnanzen, und der junge Hof siedelte nach Choisy über.

Wird Marie Antoinette als Königin über die Cabalen siegen, welche ihre Ehe und ihr Glück als Dauphine gestört hatten? Wird sie die Verschwörung vereiteln, welche bisher in der Gemahlin des Dauphin die Politik Oesterreichs verfolgte? Wird sie um ihren Gemahl Räthe sehen, welche, wenn auch nicht Förderer der abgeschlossenen Alliance, doch wenigstens nicht gegen das Pfand dieser Alliance im Voraus eingenommen und feindselig gegen die Tochter Maria Theresia's sind, welche nun Königin von Frankreich geworden und von der man Dauphins erwartete? Werden ihre Jugend und deren herrlichsten Eigenschaften auch jetzt noch von Feinden ihres Hauses einer mitleidslosen, engherzigen Kritik unterworfen werden; oder ist es nicht vielmehr zu hoffen, daß sie auf die Entschlüsse Ludwig's XVI. einen legitimen Einfluß, daß sie Vertrauen bei ihm gewinnt und das Gewebe der Intriguen zerreißt, welche den Dauphin zur Entfremdung von seiner Gemahlin geführt haben und ihn in ihr zuletzt nur eine Feindin der Bourbons erkennen ließen?

Eine Frau vereitelte diese Hoffnungen der Königin und der öffentlichen Meinung. Madame Adelaide unterdrückte die Krankheit, an der sie litt, die Anfänge der Pocken, welche sie von dem Todtenbett ihres Vaters, Ludwig's XV., mit fortgenommen hatte, um Ludwig XVI. in der ersten Zeit in Beschlag nehmen zu können. Zwischen Ludwig XVI. und Madame Adelaide, zwischen Neffen und Tante, bestand ein inniges

Verhältniß; Ludwig war ihr dankbar für die Sorgfalt und Liebe, mit der sie allein seine traurige und eintönige Kindheit versüßt hatte. War er doch als Kind wie eine Waise, ohne Mutter, ohne Freunde aufgewachsen, so daß ihm einmal im Kindesspiel die Worte entfielen: „Und wen soll ich hier lieben, wo mich Niemand liebt?" Madame Adelaide war für den Dauphin eine Mutter gewesen; sie war auch für den König noch eine Autorität. Sie erweckte nun in ihm die alten Familienerinnerungen und eingeschläferten Bourbonengefühle. Sie sprach ihm von seinem Vater, der während der langen Herrschaft Choiseul's von allen Geschäften entfernt, erniedrigt und zurückgesetzt worden sei; sie sprach ihm von der Morallosigkeit Choiseul's, von seiner Verschwendung und Hoffart, von der Entrüstung des Dauphins (Vater Ludwig's XVI.) über diesen Mann, der ihm den schuldigen Respekt aufgekündigt und es gewagt hatte, „sich als den Feind des Sohnes seines Souverains hinzustellen." Sie rührte die Asche der Gestorbenen auf und wies auf den plötzlichen Tod seines Vaters und seiner Mutter hin, auf die Gerüchte über ihre Vergiftung durch Herrn von Choiseul. Der König wurde erregt, und nun, als der Einfluß, den die Königin auf ihn geübt haben konnte, vernichtet und gegen sie als ein Beweis gerichtet worden, daß sie in Verbindung mit dem Feinde des alten Dauphins gestanden habe, sprach Madame Adelaide zum Könige wie im Namen seines Vaters von dessen politischem Testament, welches er für seinen Sohn aufgesetzt und den Händen des Herrn von Nicolai anvertraut hatte. Bei verschlossenen Thüren wurde nun eine Berathung gehalten. Während die Königin mit Frau von Cossé im Boulogner Gehölz, oder auf dem Balkon vom Schlosse la Muette war, um sich am Zujauchzen des Volkes zu laben, wurde der König seiner Gemahlin von Neuem entfremdet. Aiguillon und de la Baillière hielten im Vorzimmer Wache; im Cabinet ward die Liste der Männer vorgelesen, welche der

Wille des gestorbenen Dauphins als diejenigen bezeichnete, welche den Thron seines Sohnes, wenn er König geworden sei, umgeben sollten. Die Wahl Ludwig's XVI., der sich damals selbst Ludwig der Strenge nannte, fiel auf Herrn von Machault, und der Brief, der ihn zum Minister ernennen sollte, ward unterzeichnet. Aber diese Wahl genügte der Prinzessin Adelaide nicht, welche einen mehr in der antiösterreichischen Politik compromittirten Minister verlangte. Inzwischen arbeitete auch der Herr von Aiguillon, der sehr wohl wußte, daß ihm die Königin nie verzieh, Maria Theresia dem Gespötte der Dubarry ausgesetzt zu haben, mit allen Kräften dahin, am Ruder zu bleiben. Er gewann Frau von Narbonne, welche auf die Prinzessin Adelaide großen Einfluß hatte, für seinen Vetter Maurepas, durch dessen Berufung auch er einen Stein im Brete behielt und fortgesetzt agitiren konnte. Frau von Narbonne brauchte nicht viel Anstrengung zu machen, um ihre Gebieterin für ein Opfer der Pompadour, welche Maria Theresia „meine Cousine" genannt hatte, zu gewinnen. So bot auch Madame Adelaide für Maurepas jenen nachhaltigen und mächtigen, geheimen, aber wirksamen Einfluß auf, der zuweilen aus dem Vorzimmer den Sinn und die Gunst der Könige leitet.

Früher noch als sein alter Erzieher Vauguyon, als sein Lehrer Coetlosquet, der kaum einer Landpfarrerstelle gewachsen war, und sein Vorleser Argentré, der eben nur lesen konnte, hatte ein anderer Lehrer des Dauphins, Herr von Radonvilliers, dessen Vertrauen gewonnen. Nach Vauguyon's Tode lenkte Radonvilliers die Politik Ludwig's XVI. Er war Jesuit, zwar nicht auf dem besten Fuße mit seinem Orden, aber er hielt doch darauf und wurde auch von diesem als der rechte Mann angesehen. Durch Kriecherei und Intrigue war er von der Erziehung der Söhne des Herzogs von Chartres auf den Lehrstuhl der Philosophie am Collége Louis-le-Grand gestie-

gen, von dieser Stellung zum Secretariat der römischen Gesandtschaft, vom Secretariat zum Lehrer des Dauphins. Er war schlau, verschwiegen, fest, schrieb eine leichte Feder und wußte sich Anderer Ideen anzuschmiegen; als Secretair des Königs leitete er Alles, ohne gekannt zu sein. Er war dabei zu sehr Jesuit geblieben und zu stark mit den Gesinnungen seines Ordens erfüllt, um dem strengen Jansenismus Machault's das 1748 erlassene Verbot der Schenkung von Grundstücken an den Clerus zu verzeihen. Aus diesem Grunde billigte er auch Madame Adelaidens Wahl eines Verwandten des Herrn von Aiguillon, einer Stütze der Jesuiten. Das Couvert des Briefes wurde nun verändert und Herr von Maurepas erhielt den anfänglich für Machault bestimmten Brief.

Die Königin erfuhr Alles erst, nachdem es geschehen war. Sie war wie erstarrt und ließ jede trügerische Illusion fahren. Als ihr Jemand sagte: „Jetzt ist die Stunde, wo der König in die Versammlung seiner Minister gehen muß" — antwortete sie mit einem Seufzer: „Es sind die des verstorbenen Königs!" Die Königin erhielt durch ihre Thronbesteigung keinen andern Vortheil, als daß sie an die Schwester Choiseul's, Frau von Grammont, welche von der Dubarry des Landes verwiesen worden war, schreiben durfte: „Inmitten des Unglücks, das uns erdrückt, habe ich eine Art von Genugthuung, Ihnen von Seiten des Königs mittheilen zu können, daß er Ihre Rückkehr zu mir gestattet. Trachten Sie daher, so schnell, als es Ihre Gesundheit erlaubt, zu kommen; ich bin glücklich, Ihnen laut die Freundschaft, die mich zu Ihnen zieht, versichern zu können." Und auch hier noch war Marie Antoinette verpflichtet, als postscriptum hinzuzufügen: „Warten Sie, bis Ihnen Herr de la Brillière Nachricht zukommen läßt."

Herr von Maurepas, seit fünfundzwanzig Jahren in Ungnade und von allen Geschäften entfernt, hatte seitdem seine

Zeit mit der Pflege der Oper, der Karpfen und Blumen ausgefüllt. Er brachte also gegen die Königin keine persönliche Feindschaft mit, aber er war ein Mann, den der Dauphin, Vater Ludwig's XVI., folgendermaßen demjenigen seiner Kinder empfahl, welches Ludwig XV. folgen würde: „Herr von Maurepas ist ein früherer Minister, welcher, so viel ich gehört habe, seine Vorliebe für die wahren Principe der Politik, welche Frau von Pompadour verkannt und verrathen, bewahrt hat." Obgleich Maurepas sich wenig Sorgen über die große Rolle machte, welche die Vorsehung ihm gab, und über das hohe Amt, Berather eines Königs zu sein und einem jungen Fürsten die Bahnen ersten Ruhmes vorzuzeichnen, keine Ideen hatte, so war er doch auch sehr eifersüchtig darauf, Ludwig XVI. zu leiten. Er wußte sehr wohl, was die Königin Herrn von Choiseul schuldete, und bis zu welchem Grade das Betragen der Minister Ludwig's XV. und der Partei der Dubarry ihr gegenüber, ihre Dankbarkeit gesteigert hatte. Wenn Ludwig XVI. sich dem Einfluß seiner Tanten entzog und Marie Antoinette näherte, so war es gewiß, daß Choiseul, die anti-dauphin'sche Partei, die Feinde Herrn von Maurepas', an's Ruder gelangten. Die Nothwendigkeit seiner Lage zwang Maurepas daher, sich mit den Feinden der Königin zwischen sie und den König zu stellen, und als wenn er nun durch die Logik dieses gezwungenen Manövres sich in seinen eigenen Augen losgesprochen sähe, wandte er zu dessen Gelingen alle Mittel ohne Gewissensbisse und Beunruhigung auf. Es war eine langsame, geduldige, verborgene Arbeit, mit aller Vorsicht und versteckt betrieben, die durch Umwege, Anhalten, Nachgiebigkeit und im Nothfall durch Opfer zu Ende geführt wurde. Als es Aiguillon zuletzt schwer wurde, sich gegen den stillschweigenden Widerwillen Ludwig's XVI. und gegen die Verachtung Marie Antoinettens, die diese der Frau von Aiguillon gegenüber öffentlich an den Tag legte, noch länger zu halten, opferte

Maurepas seinen Vetter und zwang ihn, seine Entlassung zu nehmen. Maurepas gönnte der Königin noch den kleinen Triumph, daß sie ihren Gatten vermochte, sich die Blattern einimpfen zu lassen; er bekümmerte sich nicht um diese große Angelegenheit und hörte nicht auf die Reclamationen, welche der Erzbischof gegen dieser Neuerung machte. Die Königin wünschte lebhaft eine Unterredung des Königs mit Herrn von Choiseul. Nachdem Maurepas sich über die Gesinnungen des Königs versichert hatte und im Voraus das Resultat der Unterredung kannte, fand er, daß selbst dieses Vergnügen sein Ansehen zu wenig bedrohe, um es der Königin abzuschlagen. Am 13. Juni sprach ganz Paris von dieser Zusammenkunft. Die Königin hatte Choiseul mit ihrem freundlichsten Lächeln begrüßt und gesagt: „Herr von Choiseul, ich bin glücklich, Sie hier zu sehen und erfreut, dazu mit beigetragen zu haben. Sie haben mein Glück gemacht, es ist nur gerecht, daß Sie Zeuge desselben seien." Der König war verlegen und wußte keine anderen Worte zu finden, als: „Herr von Choiseul, Sie sind sehr fett geworden .... Sie haben Ihr Haar verloren ... Sie werden kahlköpfig." Die zerstörte Illusion der Königin, der Zorn von Frau von Marsan gegen Madame Clotilde, welche aus Gefälligkeit gegen ihre Schwägerin mit größter Liebenswürdigkeit zu Herrn von Choiseul gesprochen hatte, das war das ganze Resultat dieser Unterredung. Choiseul war auch mit weniger Vertrauen als die Königin erfüllt gewesen; bei seiner Durchreise durch Blois hatte er im Voraus schon Postpferde bestellt, um nach Chanteloup zurückzukehren.

Maurepas hatte inzwischen keine Unruhe gehabt und lachte über die Verlegenheiten, in denen ihn „die schöne Dame" glaubte. Alles verschwor sich, um ihn zu halten; der König selbst gab ihm zu Genossen seiner Politik gegen die Königin noch zwei Männer, welche aus voller Ueberzeugung und aus System ihn unterstützten.

Der eine von ihnen war Herr von Muy, Kriegsminister und ehemaliger Vertrauter des Dauphin, Vaters von Ludwig XVI., welcher ihn den Erben Montausier's nannte. Er war ein rechtschaffener Mann, aber mit übergroßem Eifer; ehrlich, aber unbiegsam; rauh gegen sich selbst wie gegen Andere, und wegen seiner bis zur Intoleranz gehenden Strenge hoch im Vertrauen von Mesdames und in großem Ansehen bei der Dauphin-Partei.

Der andere war der neue Minister für die auswärtigen Angelegenheiten, Herr von Vergennes, ein Mann, welcher für Maurepas einen sehr thätigen, entschiedenen, geschmeidigen und auch wenig scrupulösen Gehülfen abgeben sollte. Vergennes, früher bevollmächtigter Minister in Constantinopel, war von Choiseul abberufen und nach Burgund in eine Art von Exil gewiesen worden. Durch Aiguillon wieder in den Staatsdienst gekommen, hatte er in Schweden die Revolution Gustav's und der französischen Partei gegen die russische gefördert. Er war ein Schüler und Neffe Chavigny's und eifriger, wie systematischer Anhänger der alten französischen Politik, den Doktrinen eines St. Aignan, Fenelon, la Chetardie, St. Severin und der für den ausschließlich herrschenden Einfluß Frankreichs in Europa arbeitenden Partei ergeben; dabei war er kühn und scheute sich vor keiner Gefahr und vor keinem Opfer, um den Triumph seiner Idee herbeizuführen; es versteht sich von selbst, daß er auch Feind der Verträge von 1756 und 1758 und noch mehr des Hauses Oesterreich sein mußte. Bei Choiseul war er in Ungnade gefallen wegen der Ehe mit einer jungen Griechin von großer Schönheit, von der er zwei Kinder erhalten hatte. Als er zum Minister ernannt wurde, widerrieth man der Königin, sich Frau von Vergennes vorstellen zu lassen. Marie Antoinette schrieb nun an ihre Mutter und erst nach der Antwort Maria Theresia's wurde Frau von Vergennes bei Hofe zugelassen. Der von Allem unterrichtete Gatte legte der Kö-

nigin die Absicht einer Beleidigung unter und der Haß Vergennes' gegen Marie Antoinette war also nicht bloß politischer, sondern auch persönlicher Natur und er ein vortrefflicher Genosse für die Intriguen und heimlichen Verläumdungen des Herrn von Maurepas.

Maurepas hatte im Anfange noch einen Gehülfen, den er erst aufgab, nachdem er ihn benutzt hatte; das war der Kanzler Maupeou, und hinter diesem die Partei des Clerus, welche sich auf die Frömmigkeit von Mesdames stützte und feindselig gegen die Gottesfurcht Marie Antoinettens gesonnen war, die, unschuldsvoll wie ihr Herz und mit weniger Aeußerlichkeit auftretend als die des Königs, Gott wohl näher stand als der Kirche, und bei welcher diese kaum auf Förderung ihrer Wünsche und Pläne und besonders der Wiederherstellung des Jesuitenordens hoffen durfte, dessen Sache damals lange nicht so schlecht stand, als seine Feinde glaubten.

Madame Adelaide war von den Blattern geheilt. Sie erschien wieder bei Hofe, im Cabinet des Königs, ungeduldig, ihren einstigen Einfluß zurück zu erhalten und verdrossen über Alles, was während ihrer Abwesenheit geschehen, besonders über die kleinen Concessionen und ärmlichen Triumphe, welche Maurepas der Königin überlassen hatte: die Blatternimpfung und den Empfang Choiseul's. Die Prinzessin fühlte sich gereizt durch die Klagen und Thränen, welche Marie Antoinette vor ihren Vertrauten nicht verbarg, und ging in ihrer Verblendung und in ihrem Haß gegen das Haus Oesterreich so weit, um selbst die Person der Königin, das Weib und die Gattin zu kränken. Der freie, ungenirte Charakter der Königin; ihre Jugendlust, welche Ludwig XVI. sich selbst überließ, ohne sie zu zügeln; ihre Unbesonnenheiten, unschuldige Thorheiten und muthwilligen Streiche, welche Marie Antoinette nicht lassen konnte und deren sie selbst inmitten der großen Ceremonien des Königthums und während der Trauerzeit beging, dies Alles

waren unglücklicher Weise furchtbare Waffen in den Händen alter, erbarmungsloser Frauen. Auch setzten sich die Klagen, die Beschuldigungen, das Gemurmel und die Verläumdung aus dem Schlosse zu Choisy vergrößert nach allen frömmelnden Cirkeln von Versailles und Paris fort, und das Publikum sang bereits:

Petite reine de vingt ans
Vous repasserez la barrière ....

Madame Adelaide war förmlich Minister. Sie vertheilte Gunstbezeigungen und fesselte die Dankbarkeit an ihren Groll; sie commandirte die Armen, dieses Complott, welches die Königin umgab, sie von allen Seiten bedrängte, bei jeder Gelegenheit verfolgte, und welches von Seiten des Redacteurs der Gazette de France ein gefälschtes Verzeichniß der Antworten zu erhalten wußte, welche die Königin dem Parlament und dem Rechnungshof gegeben hatte.

Madame Adelaide brachte gegen die Königin auch ihre Schwester auf, Madame Louise von Frankreich, die Carmeliternonne, welche sich Gott übergeben hatte, ohne doch mit dem Treiben und den Geschäften der Menschen gebrochen zu haben und welche sich von der Welt wohl nur deshalb zurückgezogen hatte, um mehr im Bereiche des Hofes zu sein. Madame Louise war eine Heilige, aber eine Heilige, deren Wohlgefallen die schlauen Minister nicht zu vernachlässigen strebten und welcher der Kanzler Maupeau den Hof machte, indem er alle Wochen mit ihr communicirte. In diesen kleinen geheimen Conferenzen von St. Denis in der Zelle der Madame Louise knetete man die Intriguen, erfand man die Gerüchte, welche im Verein mit den Verläumdungen aus Choisy, die Achtung der Königin in den Salons noch eher untergruben, als sie beim Volke die Liebe zur früheren Dauphine zu vernichten vermochten.

Als diese Erbitterung und diese unaufhörlichen Schliche für einen Augenblick dem Könige die Augen öffneten und er Lust

bezeigte, wenigstens Herr in seiner Familie bleiben zu wollen, drohte Madame Adelaide laut, sich nach Fontevrault zurückzuziehen und den König sich selbst zu überlassen. Sie wollte einen letzten Schlag versuchen und, überdrüssig der halben Worte und Umwege, wagte sie am 12. Juli die Königin mit einer Art Feierlichkeit beim Könige anzuklagen. Nachdem zuvor der Graf de la Marche gegen die Königin einen heftigen Ausfall gemacht hatte, beschuldigte und verschwärzte Madame Adelaide mit einer an Grimm grenzenden Leidenschaft das Leben der Königin, ihre Leichtsinnigkeit, ihre Thorheiten, ihre Promenaden, Alles, bis zu den kleinsten Vergnügungen und dem armseligsten Genuß herunter. Zur selben Zeit erhielt die Königin von Madame Louise einen Brief, dessen Rathschläge bis zur Beleidigung, dessen Vorwürfe bis zur Verdammung gingen. Nach dem Familienrath beklagte sich der eingeschüchterte König bei seiner Gemahlin über das, was man ihm über sie berichtet; die Königin berief sich zur Vertheidigung auf die Sitten in Wien und in ihrer Familie. So kamen mehr Thränen in diese Ehe, als bloße Verdrießlichkeiten und Verstimmungen; eine Entfremdung wurde vorbereitet, der erste Keim zu einer Veruneinigung für die Zukunft und, wer weiß? vielleicht der erste Schritt, um die Königin fortzuschicken. Die unbestrafte und ermuthigte Verläumdung warf nun die Maske ab. Rings um sich herum vernahm der König Nichts, als das Gemurmel von Anklagen; er sah Nichts als Gesichter, die den Gatten zu bedauern schienen. Als die Königin eines Morgens aus kindlichem Vergnügen und mit Vorwissen des Königs in die hochgelegenen Gärten von Marly ging, um den Aufgang der Sonne zu genießen, steckten sich die Hofleute heimlich le lever de l'Aurore zu, ein frivoles Pamphlet, welches aus den Verläumdungen des Hofes entstanden war. Ein ander Mal ging die Frechheit so weit, daß man schamlose Verse auf die Königin unter die Serviette des Königs legte.

Das war zu viel und Maurepas begriff, daß seine Verbündeten über den Zweck hinausgingen. Auf seinen Antrieb redete der König sehr bestimmt mit seinen Tanten und man sprach selbst von deren Abreise und Verbannung nach Lothringen.

Von dem compromittirenden Eifer von Mesdames befreit, gestützt auf Vergennes, der aus Schweden zurückgekommen war, und Turgot's, des neuen Ministers, welcher gegen die Königin die Vorurtheile seiner Sitten und die Antipathien seiner Anschauungen mitbrachte, sicher, spielte Maurepas bei Marie Antoinette den Unterwürfigen: „Wenn ich Ew. Majestät mißfalle", sagte er ihr, „so hat sie nur nöthig, den König zu bestimmen, mir den Abschied zu geben. Meine Pferde stehen bereit, um sogleich abreisen zu können." Durch diese Comödie ließ sich die Königin entwaffnen; sie war viel zu glücklich, vergessen zu können, um nicht durch Maurepas sich täuschen zu lassen.

Der Theaterstreich war geschickt; denn es ziemte sich in der That nicht für den ersten Minister, die Königin bis zum Aeußersten treiben zu lassen. Es war gefährlich für ihn, die Dinge so schnell zu betreiben und den Haß so hoch gegen eine Souverainin zu heben, welche noch alle Liebe der Franzosen besaß. Die Begeisterung, die Volkssympathie, welche die Dauphine erworben, hatte sie auch auf den Thron begleitet. Es war nicht mehr allein die Jugendfreudigkeit, welche das Volk entzückte und verehrte, sondern auch die Güte, die Milde, die Wohlthätigkeit und ungekünstelte Hülfeleistung, welche die herrlichste Tugend der Königin gebildet hätte, wäre sie nicht ihr liebstes Vergnügen gewesen. Paris und die Provinzen hatten es nicht vergessen, daß sie ihre Casse den Verwundeten vom Platze Ludwig's XV. übersandt hatte. Alle Künstler rühmten ihre Wohlthätigkeit, und alle Menschen erzählten von den Umständen, durch welche die junge Fürstin zur allgemeinen Ver-

ehrung gekommen war; von dem Bauer, der bei Achères durch einen Hirsch verwundet wurde, und dessen Frau und Kind in den Wagen Marie Antoinettens steigen mußten, um dann getröstet zu werden; von dem Hospital für bejahrte Frauen aller Provinzen und jeden Standes, welches sie bei ihrer Thronbesteigung gegründet hatte; man pries es, daß sie einst, als ihre Casse geleert war, unter ihren Kammerdienern und im Vorzimmer gesammelt hatte, um einigen Unglücklichen einige Goldstücke geben zu können. Der Segen des Volks folgte der Königin, welche selbst in den Tagen des Hasses und der Verläumdung mit ihrer Hülfe und ihrem Almosen fortfuhr, und noch im Jahre 1789 mit dem Könige zusammen die Börse leerte, um den Armen von Fontainebleau achttausend Francs zu schenken. „Möge diese Stadt," sagte sie dabei traurig, „in Undankbarkeit nicht mit einigen anderen wetteifern!"

Maurepas hatte überdies noch zu fürchten, daß die Königin sich mit der Zeit an der Spitze der öffentlichen Meinung befinden könnte; denn im Grunde verlangte die Königin nichts Anderes, als was die Stimme des Volks begehrte. Waren doch auch ihre Wünsche: Absetzung der verschwenderischen Minister vom Schlage der Dubarry, die Aufnahme von Ideen über bürgerliche Freiheit und religiöse Toleranz, die Weihe der Rechte des Volks durch die Macht des Parlaments, eine langsame, aber sichere und friedliche Anbahnung der Zukunft und deren Ansprüche, der Eintracht und Wohlfahrt Frankreichs! Und wäre diese Politik selbst nicht die Politik Choiseul's gewesen, so würde sie aus Instinkt von dieser jungen Königin befolgt worden sein, welche in der Wonne über ihre Popularität als Dauphine und eifersüchtig auf die Liebe Frankreichs, sich zur Bewahrung derselben wohl gern zum Echo der Wünsche und Bestrebungen von Paris gemacht hätte.

Maurepas beschwor diese Gefahr durch die Entlassung des Kanzlers Maupeou und des Abbé Terray, durch die Ernennung

Turgot's und Einberufung des alten Parlaments: damit trug er den doppelten Sieg davon, die Königin zu besänftigen und die öffentliche Meinung als eine Partei der Königin aufzulösen. Die Ersetzung eines Talents durch eine bloße Creatur, des Kanzlers Maupeou durch Hue de Miroménil, welcher Frau von Maurepas in einem Theaterstück gefallen hatte, machte Maurepas vollständig sattelfest.

Maurepas' Herrschaft war unzweifelhaft. Er vertheidigte nun die Unklugheiten und Eclats von Seiten der Feinde der Königin und nahm selbst still und geduldig, in Schmeichelei und Geklatsch das Werk von Mesdames wieder auf. Nach den letzten Worten einer sentimentalen Unterhaltung über den Vater des Königs ließ er Ludwig XVI. vielleicht vertrauliche, Argwohn weckende, verläumderische Aeußerungen vernehmen, die dann plötzlich, wie durch den Respekt bedingt, abgebrochen wurden. Ein ander Mal wurde Choiseul als Verschwender der Staatseinkünfte gezeichnet, der mehr als zwölf Millionen verschleudert habe, um sich eine Partei zu schaffen; wie durch Zufall zog dabei Maurepas eine Liste aus der Tasche, auf der die, den verschiedenen Gliedern der Familie Choiseul bewilligten Dotationen verzeichnet standen und die bewies, daß keine Familie in Frankreich den vierten Theil der Choiseul'schen koste. Im Verlauf dieser Taktik der Verdächtigung scheute sich Maurepas sogar nicht, über die Schwangerschaft Maria Theresia's zu lächeln, indem er die Zeit der Gesandtschaft des Herrn von Choiseul dabei andeutete. Als er nach der Krönung einen Augenblick über den wiedererhaltenen Einfluß der Königin erschrak und sich über die Wiederzulassung Choiseul's beim Könige beunruhigt fühlte, erkühnte er sich, ebenso wie Vergennes, Ludwig XVI. die Nothwendigkeit vorzustellen, die Königin von allen öffentlichen Geschäften, vom Staat und vom Throne zu entfernen. Er äußerte dabei offen seinen Argwohn über eine, den Interessen Frankreichs zuwider laufende Correspondenz der

Königin mit Herrn von Mercy, und wies den König von Neuem auf die politischen Schriften des verstorbenen Dauphins hin, dessen Schatten und Vorurtheile sich so lange zwischen den König und die Königin stellten. Daher denn dieses Mißtrauen, diese Schriften gegen das Haus Oesterreich, dieser geheime Briefwechsel Vergennes' gegen die Königin, welchen Ludwig XVI. sorgfältig vor der Neugier seiner Gemahlin verbarg und wie Instruktionen bis in die Jahre des Unglücks und der Eintracht bewahrte. Soulavie sollte ihn am 10. August in den Tuilerien finden.

II.

Die Königin und der König. — Klein-Trianon wird der Königin geschenkt. — Verschönerungen in Klein-Trianon: Caraman, der Architekt Mique, der Maler Hubert Robert. — Tyrannei der Etikette: ein Morgen der Königin zu Versailles. — Frau von Lamballe. — Bruch der Königin mit Frau von Cossé. — Frau von Lamballe als Ober-Intendantin des Hauses der Königin. — Die Königin und die Mode: Haartrachten, Schlittenfahrten, Bälle. — Feindschaft der Frauen des alten Hofes gegen die Königin.

Beklagenswerthes Mißgeschick, daß der erste Minister des jungen Königs zur Erhaltung seines Ansehens die Rolle fortsetzen mußte, welche der Erzieher des Dauphins einst anfing, um seinen eigenen Vorurtheilen Genüge zu thun. Es gehörte mit zur Politik Maurepas', den König von der Liebe der Königin fern zu halten. Die Ursache der Heimlichthuerei, der Vorsichtsmaßregeln und Zurückhaltung des jungen Monarchen, welche keinem Weibe entgangen wäre, durchschaute die Königin auf den ersten Blick. Begegnete ihrem Gefühl der Liebe, wenn es sich offen kund gab, doch nur ein nichtssagendes Wort, ein kalter Blick, ein scheues Schweigen des Königs, und wurde

verletzt in dem Augenblick, wo es durch ein Lächeln, eine Freundlichkeit, einen Wunsch sich ermuntert sehen wollte!

Aber man darf nicht vergessen, daß so glückliche Sympathien, wie sie in den Ehen häufig auch ohne Liebe die Gatten lediglich durch einen gemeinsamen Geschmack, durch gleiche Gewohnheiten und Empfindungen vereinigen, der Ehe Ludwig's XVI. und Marie Antoinettens fehlten. Wenig politische Allianceen verbanden zwei junge Personen mit einander, welche Beide durch ihren Charakter und die Folgen ihrer Erziehung so wenig zu einander paßten. Wenig Gatten hatten, wie diese, einen so heftigen Antagonismus der Ideen, der Gefühle, selbst der Sinne zu bekämpfen, und aus Pflicht eine derartige Charakterverschiedenheit, einen solchen täglichen Conflict der gegenseitigen Fehler und Tugenden zu überwinden.

Hier eine königliche Noblesse, dort eine bäuerliche Einfachheit; hier Laune, dort Vernunft; hier Leidenschaft, dort Ruhe. Auf der einen Seite lebendigste, überschäumendste und Ausgang suchende Jugend, auf der anderen strenge, mürrische, griesgrämliche Keuschheit — welche widernatürliche Berührung aller moralischen Extreme zwischen Mann und Frau! Hatte die junge Königin ihre Grazie gegen sich, so der junge König seine Heftigkeit und Rauheit, welche sich bis zum Fluchen vergaß; eine Roheit, welche durch kein Gefühl des Herzens entschuldigt werden konnte, aber die königliche Würde herabsetzte. Auch vermochte der junge Monarch der Königin noch weniger durch seine Furcht vor Entschlüssen, durch die Demüthigkeit seines Willens, durch das Mißtrauen in sich selbst und in sein Alter, in welchem ihn der alte Maurepas erhielt, zu imponiren. Das Weib liebt einmal Kühnheit, muthige Herzen und Ueberraschungen: erst gefällt ihm ein Charakter, dann beherrscht er es; leider fand die Königin in ihrem Gemahl gar keinen Charakter. Auch der kleinliche Ordnungsgeist des Königs hatte keine Reize für die Königin; er erstreckte sich auf das Gemeinste herab, bis zum Pfennig herunter, und ebenso

die eines Königs ganz unwürdige Knauserei, welche die königliche Person, bisher als die Spenderin der Schätze Frankreichs angesehen, um eines elenden Thalers Willen, den sie sparen wollte, erniedrigte. Um Königinnen zu sein, wachen die Frauen über die Gebräuche und Thorheiten ihres Geschlechts; und wer würde von ihnen verlangen können, daß sie der Freigebigkeit, dem Glanze, und allen jenen blendenden Eigenschaften entsagen, welche das Vermächtniß der alten Ritterlichkeit bilden; oder daß sie, wie der anspruchslosere Mann, in ihren Neigungen mäßiger und weniger launenhaft seien, denn die Völker in ihren Gunstbezeigungen? Marie Antoinette forderte von Ludwig XVI. alle königlichen Tugenden; aber Ludwig dem XVI. mangelte entschieden das schöne und imposante Auftreten, der edle, große und glückliche Sinn, welcher die Geschichte verführt und die Frau erobert.

Auch in dem Geist Ludwig's XVI. lag für die Königin keine Verführung; es war zwar ein ausgebreiteter, tüchtiger Geist von großer Tiefe und seltener Schärfe, eigenthümlich klar, und sogar bedeutend, wenn er sich in der Stille seines Cabinets allein wußte; aber doch ohne Reize und Sicherung, geregelt und schläfrig. Ein solcher Geist war wohl eine traurige Gesellschaft für eine Frau, welche aller Lebendigkeit, aller Finessen und Muthwilligkeit der französischen Sprache gewohnt, und von dem Witzfeuerwerk am Ende des Jahrhundert umgeben war, die Ohren voll von Bonmots und summend vom Gelächter Beaumarchais' und von dem Witz Chamfort's!

Selbst die Güte Ludwig's XVI. war nicht geeignet, um Anziehungskraft auf die Königin zu üben. Sie war ungeschickt und grob und es fehlte ihr die Würze des Gefühls, jenes romantische Etwas, mit dem die Frauen damals, durch Rousseau überdies zur Romantik der Natur hingestoßen, alle guten Handlungen verschönt sehen wollten. Dieser Güte fehlte eine Poesie,

von der die Königin von Frankreich bis zum Grunde ihres deutschen Herzens hätte berührt werden können.

So stießen alle Fehler des Königs die Königin ab, ohne daß eine seiner besseren Eigenschaften ihr gefiel. Hätte Ludwig XVI. wenigstens noch äußere Mittel gehabt, jene graciense Majestät, welche die gewöhnliche Mitgift der Prinzen des Hauses Bourbon bildete! Aber das Geschick hatte ihm auch diese Auszeichnung versagt und mit der Verweigerung aller fürstlichen Eigenschaften dem Körper des letzten Königs von Frankreich eine ganz bürgerliche Gestalt verliehen. Die Gewohnheit seiner Handarbeit hatte ihn plebejisch gemacht, und vergeblich suchte die Königin in diesem Fürsten mit durch Schlosserarbeit beschmutzten Händen, in diesem aus der Werkstatt Gamain's emporgestiegenen Vulkan, das Bild, welches sie sich als junges Mädchen von ihrem Gatten, von einem Könige geträumt hatte!

Es hätte größeren Muthes bedurft, als der Schöpfer den Menschen zu verleihen pflegt, es hätte eines Heroismus übermenschlicher Geduld bei dieser jungen, fast noch kindlichen Frau bedurft, um alle diese Dinge zu vergessen, um nicht zu ermüden, dieses träge Herz zu lieben, und um vor den Hofdamen, welche sie schalten, als sie einst zu Pferde stieg, dies Wort der Ungeduld zurückzuhalten: „Mein Gott, laßt mich in Ruhe; ich werde keinen Erben zu beschädigen haben!"

An einem Tage des Jahres 1774, als der König gerade einmal galant war, sagte er zur Königin, vielleicht um sie zu trösten, daß er Choiseul nicht das Ministerium gegeben: „Sie lieben die Blumen? Nun, ich habe ein Bouquet für Sie, das ist Klein-Trianon." Klein-Trianon, am Ende des Parkes von Groß-Trianon, war ein viereckiger Pavillon in romanischem Styl. Dieses Minaturpalais, welches kaum mehr als fünfzig Fuß auf jeder Seite lang war, bestand aus einem Geschoß zu ebener Erde und zwei Stockwerken, welche zwischen reich verzierten, cannelirten und mit dem Geländer einer italienischen Ter-

rasse gekrönten Säulen und Pilastern korintischem Styls emporstrebten. Der Architekt Gabriel hatte es unter der Aufsicht des Marquis von Menars erbaut und der Bildhauer Guibert hatte seinen Griffel meisterhaft daran erprobt. Der alte König hatte in seinen letzten Jahren diesen kleinen Winkel seines großen Versailles lieb gewonnen; hier war ihm Alles recht und nach Bequemlichkeit gewesen. Er hatte einen botanischen Garten angelegt, durch dessen tausend Wohlgerüche und tausend Farben der fremden Flora er langsamen Schrittes an den Morgen nach seinen Ausschweifungen zu promeniren pflegte, und, fast schon nicht mehr beachtet von Frankreich, mit dem Herzog von Ayen zu Herbarisiren liebte.

Kein Geschenk konnte Marie Antoinette wohl angenehmer sein; sie war eine Freundin der Ländlichkeit und der Blumen; eine Königin, die von aller Pracht und allem Glanze Marly's Nichts als den Pflanzensaal des Grafen d'Aranda genossen hatte. Das Geschenk kam überdies zu einer Zeit, wo Marie Antoinette dem politischen Kampf entsagt und den Intriguen den Platz überlassen hatte; sie gab Ehrgeiz und Hoffnungen auf und gestand einem ihrer Vertrauten: „Herr von Maurepas ist sehr unbekümmert, Herr von Vergennes sehr mittelmäßig; aber die Furcht, daß ich mich über Leute täuschen könnte, welche vielleicht dem Könige besser dienen, als ich denke, wird mich immer abhalten, gegen seine Minister zu sprechen." Klein-Trianon war so recht für eine Königin ohne Geschäfte; es war Viel für eine Frau ohne Kinder und ohne Ehe; es sollte die Beschäftigung und die Zuflucht ihres Lebens, das Vergnügen und der Genuß ihres jugendlichen Sinnes werden. Ihre Zerstreuung und ihre Arbeit sollte es sein, neu zu schaffen, zu verbessern, zu verschönern, zu vergrößern und unter ihrem Zauberstab ein Volk von Künstlern und Gärtnern zu haben. Welch ein Ministerium! Fast ein Königreich! Und nach dem Zeitvertreib und den Mühen ein kleines Vaterland, ihr Gut, ihr Werk, ihr kleines Wien!

Zeit und Geschmack begünstigten damals jene Entfesselung der Natur, jene Wiederherstellung der Ländlichkeit, womit aus den französischen Parks Phantasieanlagen gemacht wurden, Gruppen von so verschiedenem Charakter, wie Scenen in einer Oper. Die „Beobachtungen über die Kunst, die Gärten modern zu machen,“ welche Thomas Wathely in England hatte erscheinen lassen, gaben Unterricht in diesem Geschmack, und ein jedes Sommerhäuschen mußte bald eine Anlage in dieser Manier haben, die man einen „chinesischen Garten“ nannte. Die Königin wollte in diesem Sinne noch mehr, als die Mode bis dahin geschaffen hatte; sie wollte ihre Schöpfung an Reizen über die Anlagen des Tivoli von Boutin, über Ermenonville, le Moulin-Joli und selbst das berühmte Monceau bringen. Es war der Ehrgeiz der Königin, als sie sich vom Throne entfernte, um sich herum ein Land ohne Steifheit zu zaubern, und, wie das Königthum der Menschheit, so die Gärten Gott zurückzugeben.

Der Herzog von Caraman, ein großer Liebhaber dieser Beschäftigung, der auf seinem Gute Roissy auch schon ähnliche Ideen, wir die der Königin waren, verwirklicht hatte, wurde nun von ihr herbeigerufen, um die Arbeiten zu leiten. Bald entwarfen nun auch Caraman, der Architekt Mique und der als Ruinenmaler ausgezeichnete Hubert Robert, der später für die ländliche Ausschmückung mitzugezogen wurde, unter den Augen der Königin die Zeichnung, wie die neue Schöpfung werden sollte: Bäume, Bäche, Felsen, auch einen Theatersaal; hier eine einfache Brücke, welche die holländische und die schwebende Brücke Watelet's übertrifft; dort, über dem Gewässer, in dem es seine Verzierungen spiegelt, ein Belvedere, wo die Königin frühstücken will; weiter unten eine Mühle, deren Geklapper das Echo wachrufen soll; dann Sträucher, überall Blumen, und eine Insel, und einen Liebestempel, umgeben von murmelndem Gewässer; eine Meierei aus weißem Marmor ... Niemals er-

theilte Marie Antoinette so viele Befehle; von Versailles oder la Muette her wurden Listen und Verzeichnisse von Bäumen gesandt, welche den Promenaden für „die Arbeit" der jungen Fürstin Schatten geben sollten; alle Gärtner wurden zusammenberufen, „um die Plätze für alle die Bäume zu bezeichnen, welche Herr von Jussieu aussuchte." Und über Jussieu lautete das Ende eines von ihren liebenswürdigen Billets, die Alles in Betracht zogen: „In diesem Falle steht ein Vesperbrod für Herrn von Jussieu bereit, der vor mir die Ceder des Libanon begießen lassen wird." Welche Beschäftigungen, welche Sorgen, welche Freude machte dies der Königin, und wie oft sahen sie die Spaziergänger von Paris in einem leichten Cabriolet und in der Sonnenhitze ihre Bäume, ihre Felsen, ihre Flüsse, ihren Traum von Trianon besuchen!

Es mußte in der That ein schöner Traum sein für Marie Antoinette, in diesem reizenden Schlößchen und in diesem herrlichen Garten sich ihrer Krone zu entledigen, auszuruhen von den Ceremonien, ihren Willen und ihre Laune wieder zu haben; der Ueberwachung, der Langeweile, der Qual einer unwandelbaren Disciplin ihres königlichen Daseins los zu sein, und frei und froh nach eigener Lust zu leben! Um das Glück sich vorzustellen, welches die Königin erwartete, und um das Joch kennen zu lernen, unter welchem sie litt, möge hier die Schilderung eines Morgens in Versailles folgen, wie ihn eine Kammerfrau Marie Antoinettens beschrieben hat. Es wird daraus hervorgehen, wie sehr Trianon dieser Königin zu verzeihen war.

Die Königin pflegte um acht Uhr wach zu werden. Alsdann trat eine Garderobenfrau bei ihr ein und brachte einen bedeckten, le prêt du jour genannten Korb, welcher Hemden, Taschen- und Handtücher enthielt. Während dem sie ihren Dienst versah, überreichte die erste Kammerfrau der Königin eine Musterkarte von zwölf Festroben, zwölf reichen Kleidern für Reifröcke und zwölf Phantasiekleidern für den Winter oder

Sommer. Marie Antoinnette stach dann mit einer Nadel in die Muster der Kleider, welche sie für die Messe, für den Nachmittag, beim Spiel oder kleinen Souper anlegen wollte, und die bald darauf in seidenen Umschlägen herbeigebracht wurden.

Fast alltäglich nahm die Königin ein Bad; sobald sie sich ihres Corsets, der Spitzenärmel und ihres Halstuches, womit sie schlief, entledigt hatte, wurde sie in ein großes Gewand von englischem Flanell gehüllt. Eine Tasse Chocolade oder Café bildete ihr Frühstück; sie pflegte sie, wenn sie kein Bad nahm, im Bett zu trinken. Stieg sie aus dem Bade, so brachten ihr die Frauen wollene, mit Spitzen besetzte Pantoffeln und warfen um ihre Schultern einen weißseidenen Bademantel. Dann legte sich die Königin wieder in's Bett und nahm ein Buch oder eine Frauenarbeit. Das war die Zeit, wo, sei es nun, daß die Königin im Bett oder aufgestanden war, die „kleinen Entrées" Audienz bei ihr hatten, und wo ihr erster Arzt und erster Chirurg, ihr Leibarzt, ihr Vorleser und Cabinetssecretair, die vier ersten Kammerdiener des Königs und dessen Leibärzte und Chirurgen, das Recht zum Eintritt bei ihr besaßen.

Um Mittag fand die Vorstellungstoilette statt. Die Toilette, dieses wichtige Meuble, dieser Triumph der Frau im achtzehnten Jahrhundert, wurde in die Mitte des Zimmers gerückt; dann reichte die Ehrendame der Königin den Pudermantel, und zwei Damen in Staatscostüm lösten die beiden Frauen ab, welche den Nachtdienst gehabt hatten. Mit dem Frisiren begannen die „großen Entrées." Um die Toilette der Königin herum standen im Kreise Feldstühle für die Oberintendantin, die Ehren- und Staatsdamen, und für die Gouvernante der Kinder von Frankreich, dann traten die Brüder des Königs ein, die Prinzen von Geblüt, die Gardehauptleute, alle Großwürdenträger des französischen Reichs, und machten der Königin, welche mit dem Haupte grüßte, den Hof. Für die Prinzen von Geblüt allein bezeichnete die Königin, indem sie sich mit den

Händen auf die Toilette stützte, den Augenblick des Aufstehens. Dann fand ihre Bekleidung statt; die Ehrendame reichte ihr das Hemd und goß Wasser zum Waschen in ihre Hände; die Staatsdamen legten ihr das Kleid über und die Taille sowie das Halsband um.

Angekleidet stellte sich die Königin darauf in die Mitte des Zimmers und ging dann, umgeben von Ehren-, Staats- und Palastdamen, von ihrem Ehrencavalier, dem ersten Stallmeister, von ihren Priestern, den Prinzessinnen der königlichen Familie, welche mit ihrem Gefolge eintraten, über die Gallerie nach der Messe, nachdem sie vorher noch ihre Befehle unterzeichnet und die Entfernung der Obristen ihrer Garde genehmigt hatte.

Mit dem König zusammen hörte die Königin die Messe auf einer dem Hochaltar und der Musik gegenüber befindlichen Tribüne.

Nach der Messe sollte die Königin tagtäglich mit dem König allein und öffentlich speisen; aber dies fand nur Sonntags statt.

Der Hofmeister der Königin, mit einem großen, sechs Fuß langen, mit goldenen und darüber mit gekrönten Lilien geschmückten Stock bewaffnet, meldete ihr, daß servirt sei, überreichte ihr den Speisezettel und blieb während der Tafel hinter ihr, um zu befehlen, wann aufzutragen und wann abzutragen sei.

Nach dem Diner begab sich die Königin in ihre Gemächer zurück, legte Reifrock und Robe ab und gehörte sich nun selbst, wenigstens in soweit, als es ihr die Anwesenheit ihrer Damen gestattete, welche das Recht besaßen, immer gegenwärtig zu sein und sie überall hin zu begleiten.

Aus dieser Etikette sich nach Trianon zu flüchten, das war die Sehnsucht Marie Antoinettens. Sie wollte dieser Toilette, dieser Morgen-Cour, diesem öffentlichen Diner, den qualvollen

Vorstellungen des Mittwochs und Sonntags, denen der Gesandten und Fremden am Dienstag; sie wollte den Ceremonien und Reverenzen, den Tafeln, dem Souper im Cabinet am Dienstag, dem mit den Langweiligen und Prüden am Donnerstag und den Familiensoupers bei Monsieur an den übrigen Tagen entfliehen.

Die Königin dachte in Trianon mit anderen Personen, als denen der königlichen Familie, der einzigen Gesellschaft, zu der bisher jede Königin von Frankreich verurtheilt war, zu speisen; sie hoffte, wie eine Privat-Person, ihre Freunde dabei um sich zu haben, ohne ganz Versailles deshalb in Aufstand zu versetzen. Sie wollte sich dort in ihrem Zimmer von Fräulein Bertin allein ankleiden lassen, ohne gezwungen zu werden, sich in ein Cabinet zu flüchten, weil ihre Frauen Fräulein Bertin die Zulassung verweigerten. Sie hoffte mit ihrem Gatten am Arm, und ohne anderes Gefolge als einen Lakaien, in ihren Staaten zu promeniren, und bei Tafel, wenn sie Lust verspürte, auch einmal den König mit Brodkrumenkügelchen zu werfen, ohne daß die Dienerschaft darüber entrüstet sei. Das waren die Hoffnungen und Wünsche dieser, in den patriarchalischen Traditionen der lothringischen Regierung auferzogenen Prinzessin, welche manchmal mit Rührung die naive Steuererhebung ihrer alten Vorfahren erzählte, welche nach der Predigt während der Messe ihren Hut zu schwenken pflegten, um die Summe Geldes zu erhalten, deren sie bedurften. Die Königin trug in sich die Ueberzeugung, daß die große Popularität der Prinzen des Hauses Oesterreich in den geringen Anforderungen der Etikette am Hofe zu Wien ihren Grund habe, und so mußte ihr sowohl die Erinnerung an die Kindheit, als auch die Bevormundung von Seiten ihrer Umgebung, eine solche Tyrannei verabscheuungswerth machen. Welche Geduld hätte auch wohl täglichen Foltern, wie z. B. folgender, widerstanden? An einem Wintertag wollte eben die Kammerfrau ihr das Hemd

reichen, als die Ehrendame eintrat, der es nun übergeben werden mußte. Die Ehrendame zog sich eben die Handschuhe aus, als die Herzogin von Orleans an der Thür erschien; das Hemd mußte jetzt von dieser überreicht werden. Kaum war sie Willens dazu, als die Gräfin von Provence eintrat, während die Königin, halb erstarrt und die Arme über die entblößte Brust gekreuzt, ausrief: „Das ist abscheulich! Welche Zudringlichkeit!"

Bei ihrem Treiben und auf ihren Promenaden in Trianon hatte Marie Antoinette fast immer eine und dieselbe Gesellschaft zur Seite, eine Freundin nach ihrem Sinn, welche den Park ihres Schwiegervaters, des Herzogs von Penthièvre, Versailles vorzog, und welche die Königin nur mit großer Mühe an die Luft des Hofes gewöhnen konnte: das war Frau von Lamballe.

Die Königin trug, wie alle Frauen, ihren Augen gebührende Rechnung, und Figur wie Haltung der Frau von Lamballe, die sich aus den Gemälden, welche von ihr erhalten sind, sehr wohl erkennen lassen, mußten sogleich auf sie ihre günstige Einwirkung machen. Die größte Schönheit der Frau von Lamballe war ihr heiteres Antlitz; selbst der Blitz ihrer Augen war sanft. Trotz der traurigen Erfahrungen und einem überstandenen Nervenfieber, lag keine Wolke, keine Falte auf dieser schönen Stirn, umwallt von langem, blondem Haar, welches sich noch um die Septemberpike zu ringeln vermochte. Frau von Lamballe war eine Italienerin mit der Grazie des Nordens, und nie war sie schöner, als im Schlitten, im Marder- und Hermelinpelz und wenn das Antlitz vom Schneegestöber gepeitscht wurde, oder auch wenn sie, unter dem Schatten eines großen Strohhuts und in dem Flor der Barège, wie eine jener Traumgestalten vorüberschwebte, wie sie der englische Maler Lawrence in weißem Kleide über feuchten Rasen dahinstreifen läßt.

Das Gemüth der Frau von Lamballe besaß die Heiterkeit

ihres Antlitzes. Sie war sanft, liebevoll, immer gleichmäßig und zu Opfern bereit, gefällig bis in die kleinsten Dinge und uneigennützig in Allem. Frau von Lamballe, die Nichts für sich verlangte, versagte sich selbst den Reiz, etwas für Andere zu erreichen, um aus ihrer Freundschaft kein Motiv oder die Entschuldigung einer einzigen Zudringlichkeit zu machen. Sie vergaß, daß sie eine Prinzessin war, aber nie den Rang, den die Königin einnahm. Als Schwiegertochter eines frommen Fürsten war auch sie fromm; aber ihr Geist hatte die Tugenden ihres Charakters, Nachsicht, Einfachheit, Liebenswürdigkeit und stille Heiterkeit. Da sie nichts Böses sah und nicht daran glauben wollte, machte sie sich ihr Bild allein von der Welt und allen Dingen, und indem sie mit der Keuschheit ihrer Illusionen jeden häßlichen Gedanken verjagte, erhielt und wiegte ihr Gespräch die Königin wie in dem Frieden und dem Reiz einer lieblichen Natur. Auch die Wohlthätigkeit, diese unermüdliche Wohlthätigkeit der Penthièvre's, welche sich keinem Unglücklichen verschloß; ja selbst die italienische Sprache, in der zuerst die Erziehung Marie Antoinettens geschah, bildeten ein Band zwischen Frau von Lamballe und der Königin. Die Fürstin und die Prinzessin verstanden sich durch tausend Sympathien und gleiche Empfindungen, und Beide waren wie zu einer jener seltenen und herrlichen Freundschaften geschaffen, die selbst der Tod noch vereint.

Die Intimität Marie Antoinettens mit Frau von Lamballe, welche schon unter dem verstorbenen König angefangen hatte, wurde noch enger, als Frau von Cossé durch eine unglückselige Handlung die letzten Bande der Zuneigung der Königin zerriß. Der Erzherzog Maximilian, Bruder Marie Antoinettens, war nämlich nach Paris gekommen und erwartete den Besuch der Prinzen von Geblüt. Die Königin hatte bei dieser Gelegenheit von Frau von Cossé einen Ball begehrt. Am Tage, wo derselbe stattfinden sollte, hatten die Prinzen indessen noch nicht

ihren Besuch abgestattet, und die Königin, mit verletzt durch die Zurücksetzung ihres Bruders, hatte der Frau von Cossé geschrieben: „Wenn die Prinzen zu Ihrem Ball kommen, werde weder ich noch mein Bruder dort erscheinen. Wollen Sie uns haben, so sagen Sie ihnen ab." Frau von Cossé zauderte in ihrer Verlegenheit; dann opferte sie die Königin und schickte den Brief an die Prinzen.

Von nun an gab sich die Königin gänzlich der Frau von Lamballe hin. Sie wollte sie nicht für ihre Freundschaft bezahlen, aber eine Stellung bei Hofe sollte sie an sie fesseln und vor der Versuchung bewahren, wieder zum Herzog von Penthièvre zurückzukehren. Indem die Königin eine solche Stellung mehr nach dem Herzen der Prinzessin, als nach deren Rang abmaß, dachte sie an die Wiederherstellung der Oberintendanz, welche bei Hofe seit dem Tode des Fräuleins von Clermont eingegangen war. Diese Oberintendanz des Hauses der Königin war eine der mächtigsten Stellungen; ihr fiel die Leitung des Rathes der Königin zu, die Ernennung und Beförderung der Inhaber von Chargen, die Absetzung und Bestrafung der Dienerschaft, eine so bedeutende Macht, daß einst auf Verlangen Maria Leszczynska's hin diese Charge gänzlich aufgehoben ward. Ludwig XVI. widerstrebte auch lange Zeit dem Verlangen der Königin, indem er seinen bösen Willen auf die Opposition und die Sparsamkeits-Pläne Turgot's stützte. Aber die Königin, dies Mal durch ihre Freundschaft bestimmt, betrieb die Zustimmung des Königs mit einer solchen Beharrlichkeit, daß dieser endlich einwilligen mußte. Fast gab es nun offenen Aufstand bei Hofe. Frau von Cossé legte ihre Stelle als Staatsdame nieder; die Herzogin von Noailles, welche Marschallin von Mouchy geworden, und schon sehr schlecht auf die Königin zu sprechen gewesen war, trat ihre Charge als Ehrendame ab, da sie sich zu schwer durch eine Ernennung gekränkt fühlte, welche ihr die Anstellung der Beamten im Hause der Königin, die Entgegen-

nahme des Eides, die Liste der Vorstellungen, die Zusendung der Einladungen im Namen der Königin für die Reisen nach Marly, Choisy und Fontainebleau, für die Bälle, Soupers und Jagden, abnahm. Diese Ernennung beraubte sie überdies der Vortheile ihrer Charge, des Mobiliars, welches ihr nach dem Tode Maria Leszczynska's aus dem Zimmer der Königin gegeben worden war. Von allen Seiten brachte man Protestationen bei, und eine Zeit lang weigerte sich selbst die Prinzessin von Chimay, die zur Ehrendame ernannt wurde, und die Marquise von Mailly, den Eid zu leisten, weil sie von Frau von Lamballe nicht abhängen wollten.

Aus Versailles ging die Aufregung nach Paris und steckte die öffentliche Meinung an. Bei dieser Wiederherstellung einer Würde der Monarchie durch die Königin, schien man schon alle Ausgaben der Dubarry vergessen zu haben; denn man fing an, von der Vergendung Marie Antoinettens zu sprechen.

Es sollte sich leider Alles gegen die Königin richten, ihr Geschmack wie ihre Freundschaften, ihre Vergnügungen wie ihr Alter, und selbst ihr Geschlecht.

Die französischen Frauen hatten sich in jenen Jahren einer beispiellosen Cultur der Haartrachten hingegeben, die so allgemein war, daß eine Bestimmung vom 18. August 1777 den Barbieren und Friseuren nicht weniger als sechshundert Frauencoiffüren erklärte. Was die Phantasie nur ersinnen konnte, um dem Haupt einer Modedame eine absonderliche Gestalt zu verleihen, war geschehen, und eine Tracht sollte immer die andere überbieten; es gab eine „Stachelschweintracht“; eine, genannt „Liebeswiege“, einen „Flohpouf“, eine „englische Mütze“, einen „liegenden Hund“, eine „Cirkassierin“, „baignentes à la frivolité“ und „bonnet à la candeur“, eine „Liebesflamme“ und ein „Füllhorn.“ Auch die Farben der Bänder hatten ihre Bezeichnungen und es gab welche, die man „unterdrückte Seufzer“ und „bittere Klagen“ nannte. Die Königin machte diese Mode

mit; als sie sich aber einmal in einer hübschen Haartracht in Form eines Pfauenschweifes den Parisern gezeigt hatte, erschienen Carrikaturen und man sprach darüber, daß sie noch über das Aeußerste hinausgehe. Die Satire, welche der Mode so viele Lächerlichkeiten abzugewinnen weiß, ergoß sich mitleidslos über die Frisur der Königin bei einem Pferderennen, über die „allegorischen Hauben", welche ihr Beaulard machte, und über die Morgencoiffüre, die ganz Paris unter dem Namen „Lever der Königin" kannte. Man hielt ihren Wunsch und ihre Kunst zu gefallen noch lange nicht genug dadurch bestraft, daß Ludwig XVI. Carlin mit der Verspottung der Coiffüren der Königin beauftragte, daß Maria Theresia ihr ihr Portrait kränkend zurückschickte, und daß ihr Bruder Joseph in etwas derber Weise sich über ihre Schminke und ihren Federputz äußerte, — als die Mode sich nach der Königin richtete und einmal eine beliebte Haartracht nach ihr benannt wurde, ward Marie Antoinette allen Ernstes daraus ein Verbrechen gemacht. Ebenso über das Ansehen von Fräulein Bertin bei ihr, einer Modehändlerin, welche der Königin von der Herzogin von Orleans empfohlen war und welche sie ihren Geschmack gelehrt hatte.

Im Winter, nach den kleinen Dejeuners, an denen die jungen Frauen des Hofes Theil nahmen, machte die Königin Schlittenfahrten und mit ihr zusammen die ganze junge Welt. Die Königin hatte ihre Freude an dieser bunten Menge, die ihr auf dem Eise folgte; die Neidischen murrten über diese Schlittenpartien.

Die Königin tanzte, und zwar auf den hübschen Bällen, wo die Tänzerinnen, ihrer Reifröcke entledigt, sich leicht unter einem Domino von weißer Seide mit kleiner Kapuze und weiten Amadisärmeln bewegten. Auch deshalb war sie strafbar, ebenso, daß sie Tänzer, die gut tanzten, denen, die schlecht tanzten, vorzog. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Nachwelt müde sein, dieser Königin von zwanzig Jahren die Bitte an

einen Kriegsminister vorzuwerfen, ihr für die Feste in Versailles Cavaliere zuzuschicken, welche bei ihren Regimentern nicht entbehrt werden konnten.

Seltsame Strenge! In diesem Jahrhundert der Frauen wurde der Königin als Frau Nichts verziehen! Es gab unter den Parteien, unter Herrn von Aiguillon und Mesdames, eine mächtige, in den Salons agitirende, auf Alles horchende und merkende, und unter sich zusammenhaltende Gesellschaft, welche, von persönlicher Feindschaft gegen die Königin erfüllt, stets bereit war, Verdacht und Mißtrauen zu säen, zu lästern, Vorurtheile und Anklagen zu nähren, Pamphlete zu veranlassen und Schimpf zu bereiten. Das waren die Frauen des ehemaligen Hofes Ludwig's XV., die durch die Gunst der Dubarry compromittirten Frauen, ihre Freundinnen und ihr Anhang. Die Königin hatte in gerechter Strenge ihnen den Hof schließen wollen, und einst die Vorstellung von Frau von Monaco trotz ihrem Namen und dem ihres Geliebten, des Prinzen von Condé, mit den Worten verweigert, „daß sie durchaus keine Frauen empfange, welche von ihrem Gatten getrennt seien.“ Ein allgemeines Rachegefühl bemeisterte sich seitdem dieser Gesellschaft, die bis dahin schon so schwer unter der Verachtung Marie Antoinettens gelitten hatte. Frau von Châtillon, welche nach Ludwig XV. sich jedem Anderen Preis gegeben; die sehr boshafte und sehr galante Gräfin von Valentinois; die Marquise von Roncé, Königin der Nacht in Chantilly; die Spielerin von Roncherolles; die Gräfin Rosen, welche der Bischof von Noyon nicht mehr herabsetzen konnte; die Herzogin von Mazarin, die nicht mehr zu erröthen verstand; die Marquise von Fleury mit ihren seltsamen Liebschaften; die Montmorency — die Frauen alle, welche das Heer der Mißvergnügten und die Coterie der Schamlosen vermehrten; jene Damen, die nach einem Scandal des Herrn von Houdetot auf einem Ball der Königin von den Listen gestrichen wurden, die Genlis, die Marigny, die Sparre, Gouy,

Lambert, Puget, und viele andere, welche die Königin mit ihren Familien in den ersten Reihen der Revolution wieder begegnen sollte — alle diese Frauen verdächtigten und verschwärzten jede Nichts bedeutende Handlung der Königin, verliehen damit ihrer Jugend, ihrem Frohsinn und Uebermuth den Schein unverbesserlicher Kindlichkeit, unverzeihlicher Thorheit und Leichtsinnigkeit, und ließen Paris und die Provinzen in der Königin nach und nach nichts Anderes als ein hübsches, liebenswürdiges und kokettes Weib sehen. Aber diese Vergnügen und der Lärm ihres Lebens, Haartrachten, Tanz, Lustbarkeiten, Alles wird nächstens aufhören — denn sie wird Mutter werden!

III.

Persönlichkeit der Königin. — Liebe des Königs. — Die Gräfin Julius Polignac. — Die Gunst der Polignacs. — Erste Entbindung der Königin. — Geburt von Marie Therese Charlotte von Frankreich. — Die Königin überhäuft die Polignacs mit Gnaden. — Ungünstiger Ministerwechsel für die Königin: Necker, Turgot, Prinz Montbarrey, Sartines. — Verringerung des Budgets der Königin. — Abneigung derselben vor Staatsgeschäften. — Bedrohung der Königin von der französischen Partei. Ihre Vertheidigung. — Ernennung Castries' und Ségur's. — Geburt des Dauphin. — Frau von Polignac wird Gouvernante der Kinder von Frankreich. — Ihr Salon im großen Holzsaale von Versailles.

Die Königin von Frankreich war nicht mehr die reizende Unschuld wie einst auf der Insel im Rhein; sie war eine Königin in allem Glanze, in aller Blüthe und Pracht, in allem Triumph und Stolz wahrhaft königlicher Schönheit geworden. Sie besaß alle Attribute, welche die Phantasie der Majestät einer Frau zuertheilt; eine milde, fast himmlische, über das Antlitz gelagerte Güte; einen Wuchs, nach den Worten der Frau von Polignac, wie für den Thron geschaffen; ein mattgoldenes Diadem blonder Haare; einen Teint, so zart und weiß

wie keiner; den schönsten Hals, die schönsten Schultern, herrliche Arme und Hände; einen harmonischen, sich wiegenden Gang; einen Schritt, wie er Göttinnen in den alten Gedichten zugeschrieben wird; eine königliche und ihr allein eigene Weise, das Haupt zu tragen; eine Lieblichkeit und einen Adel des Blicks, der einen ganzen Hof zum Gruße seiner Schönheit zwang, und in ihrer Persönlichkeit endlich ein seltenes und liebreizendes Wesen von Herablassung und Huld. So reiche Zier in solcher Vollkommenheit verlieh der Königin jene Würde und Grazie, jenes Lächeln und jene Größe, welche sie in den Augen Europa's wie eine strahlende Vision erscheinen ließ.

Auch die Augen des Königs öffneten sich dieser Schönheit und seine Kälte wurde besiegt. Nach und nach und wie unbewußt legte er die Rauheiten und Derbheiten seines Wesens und seiner Natur ab. Es begegnete ihm sogar, gefällig und aufmerksam zu sein und sich bis zu Zuvorkommenheiten herbeizulassen. Gefühle einer unbekannten Zärtlichkeit lebten in ihm auf; die Bewunderung führte ihn zur Liebe; er fühlte sich jung, neugeboren — er liebte.

In Ludwig XVI. fanden alle Revolutionen der Liebe statt. Dieser bisher so trockene, verpanzerte Gatte, nur bedacht, seine Frau außerhalb seines Cabinets zu halten, und der Tochter Maria Theresia's alles Interesse an den Staatsgeschäften zu verleiden, ließ plötzlich all sein Mißtrauen fahren. Er that seinem knauserigen Sinn Gewalt an und überhäufte Marie Antoinette mit Geschenken, Ueberraschungen, Diamanten und Festlichkeiten. Die Vorwürfe seiner Tanten lebten nicht mehr in seinem Munde und dieser König, streng wie ein Greis gegen die Jugend, verstand die Jugendlust der Königin nicht mehr zu tadeln. Jetzt schienen ihm alle diese Eitelkeiten Marie Antoinettens, die er gestern noch verurtheilte, eine natürliche, fast nothwendige, aber vorübergehende Beschäftigung einer Frau zu

sein, welche durch die Pflichten einer Mutter schnell daraus erlöst und durch das Glück vom Vergnügen befreit werde.

Gewiß, unter den Tagen ihrer eben angefangenen Herrschaft, welche bereits durch Verdruß und Verläumdung getrübt wurde, war es ein schöner Tag für Marie Antoinette, an dem sie Beweise von der Liebe des Königs erhielt, und auf sein Herz und sein Vertrauen, auf den wiedererworbenen Gatten und König sich stützen konnte. Trunken und entzückt von ihrem Triumph, suchte sie ihr Glück öffentlich zu zeigen, auf den Bällen in der Oper, beim Wettrennen, auf den Sonnabendsbällen der Frau von Guémenée; sie ermattete nicht durch Feste und Schauspiele; sondern ihre ungeduldige Freude trieb sie zu allerhand Vergnügungen, zum Spiel im Salon der Frau von Duras, wo man König spielte, wie die jungen Mädchen Mutter, wo ein Fürst aus Stroh Hof hielt, Audienz gab, Recht sprach über die Klagen der Comédie, seine Unterthanen verheirathete und ihnen mit dem Worte „Descampativos" die Freiheit schenkte. Die Freude, geliebt zu sein, diese übergroße, nicht gehoffte Freude, welche sie nicht zu fassen vermochte, glich bei Marie Antoinette einem Kindesglück, so lärmend, so lebhaft, so ausgelassen, so unschuldsvoll war sie.

Eine neue Freundschaft fesselte jetzt die Königin.

Eine der Damen der Gräfin von Artois, die Gräfin Diane von Polignac, hatte während der Zeit ihres Dienstes in Versailles ein junges Ehepaar mitgebracht, ihren Bruder und ihre Schwägerin, den Grafen und die Gräfin Julius von Polignac. Die Gräfin Julius wurde bald von der Königin mit Auszeichnung bedacht.

Blaue, ausdrucksvolle und lebhafte Augen; eine vielleicht zu hohe Stirn, welche jedoch durch die Mode der Haartracht maskirt wurde; eine etwas aufgestutzte und doch angenehme Nase; ein Mund zum Küssen; kleine, weiße, wohlgesetzte Zähne; prächtige braune Haare; runde Schultern; ein schlanker, ihren

Wuchs erhöhender Hals — die verschiedensten Reize vermischten sich bei der Gräfin Julius von Polignac. Sie war schön, reizend, geistreich, liebenswürdig; eine pikante Sanftmuth gab ihrem Antlitz eine eigenthümliche Annehmlichkeit; Alles an ihr, Blick, Züge, Lächeln, war englisch, aber nach Art der braunen Engel Italiens, welche Amors vorstellen sollen; dabei entzückte ihre Natürlichkeit und ihr Sichgehenlassen; die Nachlässigkeit war ihre Koketterie, das Negligée ihrr große Toilette, und Nichts schmückte sie schöner als Nichts: eine Rose im Haar, ein Pudermantel, ein Hemd, wie man sagte, weißer wie Schnee, die freie, luftige wallende Morgentoilette, wie sie die Bleistifte des Grafen von Paroy zu skizziren versuchten.

Es zog die Königin zur Gräfin Julius hin; sie hörte sie singen und lobte die Frische ihrer Stimme. Sie lud sie ein in ihre Concerte, engagirte sie zu ihren Quadrillen und näherte sich ihr bei jeder Gelegenheit, um so mehr, je mehr sie in die friedliche Stimmung, in jene heiter-ernste Vernünftigkeit einer Frau von dreißig Jahren gelangte, in der die Jugend schon mit der Erfahrung kämpft. Das eheliche Glück der Polignac's war nun aber nicht sehr Viel an einem Hofe, wo man des Geldes bedurfte. Der Erbe dieses alten, durch die Tugenden und Talente des Cardinals Polignac berühmt gewordenen Namens hatte kaum 8000 Francs Rente; denn der Graf von d'Andlau, Onkel der Gräfin Julius, war gestorben, ehe er den ihm für seine Dienste versprochenen Marschallsstab erhalten hatte, und die Gräfin d'Andlau, damit der Pension einer Marschalls-Wittwe beraubt, konnte nur mit Mühe ihre Nichte Gabriele Yolande Martine von Polastron erziehen, und als sie sie an den Grafen von Polignac verheirathete, geschah es fast ohne Mitgift. Mit zwei Kindern lebten daher die Gräfin und die Gräfin von Polignac nur sehr bescheiden, fast ärmlich und außerhalb des Schlosses von Versailles in einem ziemlich dürftigen Hôtel der Rue des Bons-Enfants. Frau von Polig-

nac gestand der Königin unumwunden ihre Lage, und diese, welche mit ihren Sympathien nun noch ein Interesse verbinden konnte, erreichte bald vom König die Anwartschaft auf die Charge des ersten Stallmeisters für Herrn von Polignac, und fast zu gleicher Zeit eine Pension von 6000 Francs für die Gräfin d'Andlau.

Nun kamen die Polignac's in Gunst, und Frau von Polignac besaß Vorzüge genug, um sie zu erhalten und zu steigern; nicht etwa, daß sie sich lebhaft und auf jede Weise darum bewarb und abmühte; nein, sie wußte ihre Familie zum höchsten Ansehen durch ein besseres Mittel, als ehrgeizigen Eifer, zu bringen, durch eine gewisse Gleichgültigkeit und ruhiges Wünschen, welches die Gefälligkeit der Freundschaft aufzureizen und Gaben des Zufalls leicht herbeizuführen vermag. Durch eine jener Absonderlichkeiten, welche wie Ironie der Vorsehung erscheint, besaß diese eigenthümliche und wie erzwungene Favorite weder den Ehrgeiz, noch die Unersättlichkeit, noch die Befriedigung, welche Folgen der Gunst zu sein pflegen. Sie blieb sich nach wie vor dem unerhörten Glück gleich, und war kaltblütig und fast wie eine bejahrte Frau bedacht auf ihre Ruhe, aus der heraus sie sich nur ungern zur Größe verurtheilen sah. Darin lag gerade das Geheimniß dieses außerordentlichen Glücks, dieser Gunststeigerungen und Ehrenüberhäufungen, welche wohl ihre Dankbarkeit abmatteten, aber sie nicht berauschten. Der Preis, welchen Frau von Polignac auf die Huld der Königin setzte; die Freiheit, die sie sich trotz aller Gunst bewahrte; die ruhige und offene Erklärung, „daß, wenn die Königin aufhören würde, sie zu lieben, sie wohl den Verlust ihrer Freundin bedauern, aber kein Mittel versuchen werde, die Gnade ihrer Souverainin zu bewahren;" mit einem Wort, diese Gleichgültigkeit gegen die Wohlthaten der Königin diente gerade zur steten Herausforderung derselben und bewirkte die königlichen Gunstbezeigungen und Zuvorkommenheiten, welche die Königin

jeden Tag bezeigte, um ihre Freundin unter ihrem Glück zu erdrücken und ihr so viel Neider zu schaffen, daß sie dasselbe endlich ermessen mußte.

Genügt indessen wohl die Freundschaft, um ein Frauenherz auszufüllen? Ja, vermag selbst die Liebe eines Gatten eine Leere, eine Unruhe und Sehnsucht zu verhüten? Ist's nicht die Mutterliebe allein, welche, indem sie die Liebe der Frau gipfelt, sie wahrhaft beglückt und befriedigt? Verurtheilen wir nicht, ohne die Ursachen in Betracht zu ziehen, die Widersprüche, die Abmattungen, die Wechselungen und Wandelungen von einer Freundschaft zur anderen, diese Lebhaftigkeit und Unbeständigkeit Marie Antoinettens. Die Memoiren, die Geschichte haben Nichts von jener Qual Marie Antoinettens erzählt, aus der sich so viele Dinge und so manche ihrer Launen erklären lassen: die Königin hoffte auf einen Dauphin, die Frau erwartete die Mutter. Wie viel heimliche Thränen weinte sie nicht bei jeder Entbindung einer der Prinzessinnen der königlichen Familie! Welche stummen Leiden, welche unterdrückte Verzweiflung bei ihr während der langen Jahre, wo sie sich stets von den Vorwürfen verfolgt sah, welche die Fischweiber meist in ihrer plebejischen Sprache gegen sie ausgestoßen hatten: daß sie Frankreich keine Kinder schenke! Arme Königin! Sie versuchte sich selbst zu täuschen, indem sie dem Kinde eines Anderen ihre Sorgfalt und Liebe schenkte und Mutter war, so gut sie konnte; sie wollte diesen kleinen Bauer aus St. Michel, der mit ihr zu Morgen und zu Mittag essen mußte, adoptiren, und zwang sich, zu ihm zu sagen: „Mein Kind . . .“

In den letzten Monaten des Jahres 1777 ließ die Königin Madame Campan und deren Schwiegervater rufen, und sagte ihnen, „daß, da sie sie für Wesen ansehe, denen ihr Glück am Herzen liege, sie ihre Glückwünsche empfangen wolle; denn sie sei endlich Königin von Frankreich und hoffe bald auf Kinder.“

Die Königin war in gesegneten Umständen. Sie kündigte dies dem Könige an, indem sie sich bei ihm „über einen seiner Unterthanen beschwerte, der frech genug sei, ihr Fußtritte im Leibe zu versetzen." Der König war nun besorgt wie ein Liebender, glücklich wie ein Vater, so glücklich, daß er huldvolle Worte für Jeden fand, selbst für den alten Herzog von Richelieu. Die Schwangerschaft war mühselig und die Hitze im Sommer 1778 löste die Königin fast auf; sie erfrischte und kräftigte sich nur des Abends ein wenig, wenn sie in weitem weißen Gewande und bedeckt mit einem großen Strohhut auf der Terrasse von Versailles in Begleitung ihrer Schwägerinnen und ihrer Freunde spazieren ging, und einen Theil der Nacht damit verbrachte, daß sie dem Concert zuhörte, zu dem so viel Menschen herbeiströmten, daß oft die königliche Familie in's Gedränge kam. Das waren schöne Nächte, in denen der geheimnißvolle Ton der in den Gebüschen verborgenen Instrumente, das Geplätscher der Cascaden, der Schatten der Statuen, der nahe Wald, das silberne Gewässer, der Horizont, das irrende Echo die ermattete Königin einwiegten und ihr Ungemach erleichterten.

Beim Fortgang ihres Zustandes unterhielt man sich im Publikum ängstlich über die Ungeschicklichkeit des Geburtshelfers Vermond. Alle Cathedralen und Weiler ertönten von vierzigstündigen Gebeten; durch ganz Frankreich ließen die Erzbischöfe, die Abteien, die Universitäten, Municipalofficiere, die königlichen Prioreien, die adeligen Stifte, die Bürgergarden, die Militairschulen des jungen Adels, selbst Privatleute feierliche Messe lesen, und beschenkten die Hospitäler und die Armen für eine glückliche Entbindung der Königin. Endlich, am 19. December 1778, eine halbe Stunde nach Mitternacht, empfand die Königin, welche sich um elf Uhr zu Bett begeben hatte, ohne irgendwie zu leiden, die ersten Schmerzen. Um halb zwei Uhr schellte sie und man rief Frau von Lamballe und die Ehren-

damen herbei. Um drei Uhr rief Frau von Chimay den König, der die Königin noch in ihrem gewöhnlichen Bette fand, aus dem sie eine halbe Stunde später auf ein Geburtslager gebracht wurde. Frau von Lamballe ließ jetzt die königliche Familie holen, die Prinzen und die Prinzessinnen, die in Versailles waren, und benachrichtigte durch Pagen den Herzog von Orleans, die Herzogin von Bourbon und die Prinzessin von Conti, welche sich in St. Cloud befanden. Monsieur, Madame, der Graf von Artois, die Gräfin von Artois, Mesdames Adelaide, Victoire und Sophie traten bei der Königin, deren Schmerzen nachgelassen hatten und welche fast bis um acht Uhr im Zimmer promenirte, ein. Der Siegelbewahrer, alle Minister und Staatssecretaire warteten im großen Cabinet mit dem Gefolge des Königs und dem der Königin, sowie den „großen Entrée's"; der übrige Hof füllte den Spielsalon und die Gallerie. Plötzlich übertönte eine Stimme das ungeheure Gesumme:

„Die Königin wird entbunden!" rief der Geburtshelfer Vermond.

Nun stürzt der Hof bunt durcheinander mit der Volksmenge herbei; denn die Etikette in Frankreich verlangt, daß Jeder in solchem Augenblick eintreten kann, Keiner zurückgewiesen werde und daß es ein öffentliches Schauspiel sei, wie eine Königin der Krone einen Erben, oder wie sie einfach dem Könige ein Kind schenkt. Das Volk stürmt herein, so heftig, daß die Bettschirme, welche das Bett der Königin umgeben, umgerissen worden wären, wenn sie nicht mit Stricken befestigt gewesen. Es ist in diesem Zimmer, wie auf öffentlichem Platze; Savoyarden klettern auf die Möbeln, um besser zu sehen, und Keiner kann sich bewegen. Die Königin stöhnt. Um elf Uhr fünfunddreißig Minuten kommt endlich das Kind. Die Hitze, der Lärm, die Menschenmenge und die mit Frau von Lamballe verabredete Bewegung, welche die Königin belehrt, daß es nur eine Tochter ist, bringen eine unheilvolle Wirkung bei ihr her-

vor; ihr Blut steigt nach dem Kopf, ihr Mund verzerrt sich. „Luft!“ schreit der Geburtshelfer; „warmes Wasser! Ein Aderlaß am Fuße.“ Die Prinzessin Lamballe verliert das Bewußtsein und wird fortgetragen. Der König stürzt auf die geschlossenen Fenster und öffnet sie mit der Gewalt eines Wüthenden. Die Huissiers und die Kammerdiener stoßen schnell die Neugierigen zurück. Da inzwischen das warme Wasser nicht gekommen, schlug der erste Chirurg ohne dasselbe die Ader am Fuße der Königin; das Blut sprang hoch empor, und nach Verlauf von drei Viertel Stunden, sagt die Erzählung des Königs, öffnete die Königin wieder die Augen: sie war gerettet.*)

Zwei Stunden darnach wurde die Tochter Ludwig's XVI. und Marie Antoinettens in der Kapelle zu Versailles durch Louis von Rohan, Cardinal von Guémenée, Groß-Almosenier von Frankreich, und in Gegenwart des Herrn Broquevielle, Pfarrers der Gemeinde Notre-Dame, getauft. Sie wurde von Monsieur, im Namen des Königs von Spanien, und von Madame, im Namen der Kaiserin-Königin über die Taufe gehalten, und erhielt die Namen Marie Therese Charlotte, und den Titel Madame, Tochter des Königs.

Die Geschenke für die sogenannte Ouverture du ventre fanden gerade so wie bei einem Dauphin statt. Zweihundert Mädchen wurden ausgestattet und in Notre-Dame getraut. Auch die Mutter grämte sich nicht lange darüber, daß ihr erstes Kind kein Knabe sei. „Arme Kleine,“ sagte sie, indem sie sie küßte, „Du wurdest nicht gewünscht; aber Du sollst mir deshalb nicht weniger theuer sein!“

Die Sorgfalt, mit welcher Frau von Polignac die Königin während ihrer Entbindung umgeben hatte, steigerte nicht wenig

---

*) Journal de Louis XVI. et autres manuscrits du Roi, trouvés dans l'armoire de fer. Couches de la reine, le 19. Dec. 1778 (Archives générales du Royaume), Revue rétrospective, vol. V.

deren Freundschaftsgefühle für sie. Als Frau von Polignac die Masern hatte, konnte die Königin kaum die Zeit ertragen, während welcher sie der Gesellschaft und des Anblicks ihrer Freundin beraubt war; und als Frau von Polignac, die in Claye als Convalescentin lebte, sie benachrichtigte, daß sie die Ehre haben werde, ihr am Tage nach ihrer Ankunft in Paris die Aufwartung zu machen, antwortete ihr nicht die Königin, sondern die Freundin:

„Ohne Zweifel bin ich Diejenige, die sich am meisten nach Ihnen sehnt, da ich am Sonntag mit Ihnen zum Diner nach Paris fahren werde."

Und am Sonntag, nachdem alle Thüren verschlossen und sie ihre Ehrendame, die Prinzessin von Chimay, entlassen hatte, bereitete die Königin ihrer Freundin eine der schönsten Ueberraschungen.

Sobald die Tochter der Gräfin Julius elf Jahre geworden war, hatte nämlich die Königin zur Mutter gesagt:

„Bald werden Sie daran denken müssen, Ihre Tochter zu verheirathen. Wenn Sie Ihre Wahl gemacht haben, denken Sie daran, daß wir, der König und ich, für die Hochzeitsgeschenke sorgen werden."

Nun hatte sich auch die alte Gräfin von Maurepas bereits damit beschäftigt, die Tochter der Favorite zu verheirathen, und zwar mit dem Grafen d'Agenois, dem Sohne des Herzogs von Aiguillon! Die Idee war schlau, die Combination geschickt, denn dadurch würden die Maurepas ihre Stützen in der Königin und in der Erkenntlichkeit des Herzogs gefunden haben. Eine natürlichere Verbindung gefiel jedoch der Frau von Polignac und auch der Königin besser, nämlich die mit den Choiseul's, und das war es, was jetzt Marie Antoinette der Gräfin Julius eröffnete. Ueberglücklich und mit von Aufregung beflügelten Worten theilte sie ihr mit, daß die Heirath ihrer Tochter mit dem jungen Herzog von Grammont ar=

rangirt sei; daß dieser Letztere die Anwartschaft auf das Vermögen des Herzogs von Villeroy habe, und daß er vom Könige zum Herzog von Guiche ernannt werden würde. Da er jedoch erst dreiundzwanzig Jahre sei und das Vermögen noch nicht besitze, welches ihm zufallen sollte, so werde ihm der König vorläufig zehntausend Thaler Rente auf seine Domainen anweisen, und sie, die Königin, würde der jungen Gattin eben so viel geben; und, um die Dankbarkeit und den Stolz der Polignac's auf's Höchste zu steigern, benachrichtigte die Königin den Grafen Julius, daß der König, um öffentlich seine Achtung vor der Familie Polignac zu bezeigen, ihn zum erblichen Herzog erhoben habe.

Das waren Freuden für Marie Antoinette, die nur immer in der Besorgniß schwebte, ihre Erkenntlichkeit nicht durch genug außerordentliche Beweise, durch genug glänzende Belohnungen und hinreichend große Gunstbezeigungen zu dokumentiren. All ihr Trachten war nur, Frau von Polignac bis zur Königin zu erheben, und als Königin bis zur Frau von Polignac herabzusteigen. Sie arbeitete um Nichts mehr, als ihr Leben dem ihrer Freuden anzuschmiegen; sie kam mit ihrem Hof zu Frau von Polignac, ehe sie sich in die Oper begab; sie sann darüber, sie so wenig als möglich zu verlassen, und erbat und erreichte vom Könige, als Frau von Polignac in den Wochen lag, daß sie ihre kleinen Ausflüchte vor der gewöhnlichen Zeit machen könne, um nur die Wöchnerin alle Tage zu sehen und zwischen ihr und dieser theuren Person nur die Entfernung von la Muette bis Passy zu haben; ja, sie dachte bereits für den Neugeborenen der Frau von Polignac an das Herzogthum de la Meillerai So gab die Königin zu jeder Zeit, durch alle Mittel ihrer Macht und alle Hintansetzung ihres Ranges sich diesem Herzen hin, welches sie ganz verstand, das gegen die Bitterkeiten, welche so häufig die Souveraine erdulden müssen, Trost wußte, und das einer wahren, gefühlvollen Freundin ge-

hörte, die, ihrer Person ganz und allein ergeben, durch Nichts, meinte sie, an ihre Krone gefesselt werden könne.

Terray, Maupeou und la Brillière waren aus dem Ministerium geschieden; aber der Geist desselben blieb nach wie vor der Königin feindlich gesinnt. Maurepas, der allein herrschen wollte, blieb vor ihr auf der Hut und wiederholte dem Könige, „daß es durchaus Nichts schade, wenn die Königin von der öffentlichen Meinung als ein leichtsinniger Character angesehen werde.“ Necker und Turgot agitirten ihrerseits nicht minder gegen den Einfluß der Königin; denn ihre Pläne der Sparsamkeit, ihr Glaube an das Heil des Staats und an die Verbesserung der Finanzen durch erbämliche Schmälerungen des königlichen Etats, stießen bei Marie Antoinette auf die einzig gefährliche Opposition am Hofe, eine geistreiche und hartnäckige Opposition, welche ihre Illusionen verspottete, sich wegen verweigerter Geldsummen durch Lächerlichmachung ihrer Person rächte, und Turgot den „negativen Minister,“ Necker den „kleinen Kaufmannsdiener“ taufte. In der That, die Königin hatte nicht den geringsten Glauben an das große System, welches durch die Unterdrückung von Festlichkeiten, einiger großen Beamtenstellen und Hofchargen im Hause der Königin, das goldene Zeitalter zurückzuführen hoffte; sie glaubte nicht, daß Frankreich viel glücklicher sei, wenn der König und die Königin nur einen Koch hätten, und daß es den Bankerott aufhalten könne, wenn man auch, wie nach dem neuen Erlaß, die Wachskerzen bis auf's Ende brennen lasse. Ihr Stolz als Souverainin wurde durch diese Knausereien und durch die Gerüchte beleidigt, welche noch mehr erzählten, als wirklich stattfand und sich bald über die vier Kammerfrauen moquirten, die man der Königin gelassen, bald aus dieser selbst eine Bürgerfrau der Rue St. Denis machten, mit einem Bund Kellerschlüssel am Gürtel. Aber auch ihre Liebe zur Wohlthätigkeit wurde damit verletzt. Gerade ihre schönsten, stillgepflegten und

verkannten Herzenstugenden, ihre unermüdliche Sorglichkeit, ihre Vorsichtigkeit und zu jeder Zeit um sie herum ausgeübte Wohlthätigkeit, hatten sich ihrem, von ihr wie eine Familie angesehenen Hause gegenüber bewähren können. Sie hatte verwundeten Dienern selber das Blut gestillt; ihre Frauen wurden nach der ersten Hitze wieder zu Gnaden aufgenommen; die Gardeofficiere, heut' mit einem Wort gescholten, waren morgen mit einem Lächeln wieder ausgesöhnt: denn Stolz und Strenge konnte sie leicht und gern hintan setzen. In wahrhaft mütterlicher Zuneigung hatte sie junge Mädchen auferzogen, nach denen sie sich selbst noch als Gefangene im Temple erkundigte; sie wachte über deren Unschuld so sehr, daß sie des Morgens die Stücke für den Abend las, um zu wissen, ob sie ihnen den Besuch des Theaters erlauben könne; ebenso hatte sie die Erziehung von Pagen übernommen; — und dies Leben sich hingebender Sorglichkeit, die Beschäftigung ihres Herzens, diese Aufmerksamkeiten, Aufmunterungen, Wohltätigkeiten, Geldunterstützungen; diese Erhebungen und Ernennungen, womit sie allein ihre Gunst zu bezeigen wußte: alles dies wurde durch die Finanzreform-Projecte untersagt; wer ihr anhänglich gewesen, sollte keine Belohnung mehr finden können; alte und junge Diener und Freunde sah sie, ohne helfen zu dürfen, in ihrem Glück und in ihrer Existenz bedroht, und vielleicht gab es Einige, die vermutheten, daß ihre Herrin sich nicht einmal die Mühe genommen habe, sie zu beschützen. Dergleichen Sparsamkeit kostete der Königin zu viel Opfer, als daß sie sich ihr ohne Widerstand gefügt hätte.

Dann fühlte sie auch als Königin, und wenn die Einfachheit ihrer Bedürfnisse auch ohne Bitterkeit Schmälerungen zuließ, welche sie ihren Unterthanen näher brachten und sie von der Etikette zu befreien suchten, so konnte doch ihr monarchisches Bewußtsein nicht ohne Verdruß und Beunruhigung auf die Reformen des Herrn von St. Germain blicken, der

dem Könige für die Zukunft nur eine Escorte von vierundvierzig Gensd'armen und eine ebenso große Anzahl Chevauxlegers zugestehen wollte.

Die schnelle Aufeinanderfolge anderer Minister bildete für die Königin nur einen Wechsel ihrer Feinde. Das Portefeuille des Herrn von St. Germain wurde den Händen des Prinzen von Montbarrey übergeben, und dieser führte sich bei der Königin nicht eben sehr höflich ein. Die Königin hatte nämlich für einen Choiseul, der mit der ältesten Tochter des Marschalls von Stainville verheirathet war, die Anwartschaft auf die Großballey von Hagenau, im Besitz des Herzogs von Choiseul, Bruders vom Marschall von Stainville, begehrt. Die Prinzessin von Montbarrey trug jedoch durch den Einfluß der Frau von Maurepas den Sieg über die Königin davon und die Anwartschaft wurde dem Prinzen von Montbarrey gegeben. Zwar brachte es die Königin dahin, daß diese Verleihung widerrufen wurde, aber der Baron Spon, um Frau von Maurepas den Hof zu machen, hatte die Einzeichnung des Bestallungsbriefes beeilen lassen, so daß der Königin Nichts weiter übrig blieb, als dem Minister zu schmollen. Herr von Montbarrey war zu großer Hofmann, um entschieden mit der Königin zu brechen; aber er machte ihr im Geheimen den Krieg, in der Art und im Geschmack seines Schützers und seiner Protectorin, des Herrn und der Frau von Maurepas. Doch auch die Königin wußte sich zu rächen, als die scandalösen Liebschaften und der Verkauf von militairischen Stellungen es unmöglich machten, Montbarrey noch länger als Minister zu halten. Man spielte in Marly ein damals in Mode gekommenes Stück: Die Furcht, eine Comödie, deren Hauptfigur vortrefflich die Angst des unglücklichen Ministers zeichnete und alle Anspielungen auf seine bedrohte Stellung in den verschiedenen Stadien der Furcht gestattete. Die Königin unterließ nicht, mit ihrem

Lächeln die bösen Reden der Hofdamen über den zitternden Minister zu ermuthigen.

Das war das gewöhnliche Verhältniß der Minister mit der Königin, der Königin mit den Ministern, und mit dem einen so wie mit dem anderen, mit Herrn von Sartines, dem Freunde des Prinzen von Montbarrey, den die Königin nicht anders als den „Advocaten Pathelin", oder „den faden Lügner" nannte, nicht anders als wie mit allen anderen, welche bald in die Intriguen und Cabalen Maurepas' gegen die Königin mit eintraten, bald die ökonomischen Luftschlösser Turgot's und Necker's theilten. Die Königin antwortete ihnen durch nichts Anderes, alsdaß sie lachte und um sich herum lachen machte; sie erlaubte der Prinzessin von Talmont, den Minister Lavendy für den Hof-Apotheker zu nehmen und ihn lange Zeit damit zu quälen, daß sie seine Finanzoperationen mit tausend schlechten, verdorbenen und gefälschten Apothekerwaaren verglich. Das waren kleine, sehr kleine Rachen, welche aber die Feindschaften unterhielten und mehrten, und zu Lügen und Verläumdungen bei Hofe und darüber hinaus Veranlassung gaben. Gegen alle diese, ihr feindlich gesonnenen Männer machte die Königin nur von ihrem Geist und ihrem Witz Gebrauch; einen Wechsel der Regierung zu bewirken, darauf hinzuarbeiten und mit dem Ministerium sich zu beschäftigen, das lag der Königin fern, und davon wollte sie Nichts wissen; sie haßte dazu viel zu sehr die Geschäfte und deren Verdrießlichkeiten, und war dem weiblichen Müssiggang viel zu sehr hold, um die Rolle zu spielen, welche ihr bereits die öffentliche Meinung zuertheilte: den König zu leiten und mit Intrignen sich zu befassen. Was hatte denn bisher der Einfluß der Königin, bei der ihre Freunde in Ungnade fielen, wenn sie sie mit den politischen Dingen beschäftigen wollte, was hatte er denn bisher zu bedeuten gehabt? Kaum Etwas für einige Gunstbezeugungen! Sie hatte einigen Schuldlosen Genugthuung

verschafft, die Theater mit Privilegien beschenkt, einigen Schriftstellern Pensionen ermöglicht; sie hatte, mit einem Wort, mehr Glückliche, denn Minister zu machen gesucht. Als sie sich gar einmal mit der Neubesetzung des Ministeriums beschäftigte, geschah es lediglich, um eine Schuld der Dankbarkeit an Herrn von Choiseul abzutragen. Sie hatte auch einmal den Proceß des Herrn von Bellegarde einer Revision unterziehen lassen, weil sie nicht dulden wollte, daß ein braver Officier wegen seines Gehorsams gegen den Herzog von Choiseul der Partei Aiguillon geopfert werde. Sie war auch einmal zwischen die Angelegenheit des Herzogs von Guines getreten, welcher von Turgot und Vergennes als ein Freund des Herzogs von Choiseul verfolgt wurde und mit in dem Spiel verwickelt war, welches ein Secretair mit englischen Staatspapieren getrieben hatte. Nur um zwei Opfer der Rache einer Partei zu entreißen, welche eine andere zu entehren trachtete, hatte sich Marie Antoinette mit Staatsgeschäften zu schaffen gemacht.

Als sich die Familie Polignac um die Königin geschaart hatte, war es nicht bloß allein Sucht nach Intriguen und Herrschaft, welche aus den Freunden der Königin eine Partei machte; sondern es war dies auch eine Nothwendigkeit und ein Bedürfniß; denn außerhalb des Ehrgeizes und der Interessen jedes Einzelnen, dem der Geschmack und Charakter der Königin entgegenstand, existirten gewichtige Umstände, welche einen Kampf herausforderten. Die Königin wurde nicht nur mehr angegriffen, sondern sie ward bedroht und in die Lage gebracht, sich zu vertheidigen. Die französische Partei nämlich, allmächtig, weitverzweigt und in allen Ständen ihre Anhänger werbend, außer sich über die Liebe des Königs für die Königin, beunruhigt über die Folgen derselben, und enttäuscht und betrogen in ihrer Erwartung durch die erneuerte Treue dieses Bourbon, welcher den Ehebruch zurückstieß, wagte jetzt, wenn auch verstohlen, den eigentlichen Zweck ihrer Anstrengungen zu gestehen;

das Ziel ihrer unversöhnlichen Gehässigkeit, der Triumph ihrer Hoffnungen sollte eine Entfernung der Königin nach Val-de-Grâce sein.

Der Königin blieb Nichts übrig, als der Kampf mit dieser Partei; aber es bedurfte manches inneren Kampfes vorher; es tauchte manches Bedenken, manche Furcht vor ihrer Verantwortlichkeit und manches Bedauern über ihre gestörte Ruhe und Glückseligkeit auf, ehe der Tag kam, wo sie den Willen des Königs zu leiten begann und ihre Freunde in's Cabinet berief; dies war der Tag, wo ein Minister ihrer Partei, Herr von Castries, das Portefeuille der Marine übernahm.

Die Königin besaß damit im Ministerium einen Mann, der ihren Wünschen wohl etwas Rechnung zu tragen vermochte; aber eine bedeutungsvollere Wahl und ein entschiedener Sieg für sie und ihre Partei war die Berufung des Herrn von Ségur, eines alten Kriegers, der für das Ministerium seine Rechtschaffenheit, seine Kenntnisse, einen fast armlosen und durch Wunden berühmten Körper mitbrachte. Der Eintritt Castries' und Ségur's in die Regierung, die erneuerte Bedeutung, welche damit die Königin erhielt, schienen auch das gesammte Ministerium zu besseren Gesinnungen und zu ehrfurchtsvolleren Ausdrücken gegen sie zu bestimmen. Schon bestand gegen Maurepas eine Art Alliance der Königin mit Necker, welcher Letztere sich auch während der Abwesenheit Maurepas' hatte überreden lassen, die Ernennung des Herrn von Castries zu erwirken. Necker beschwatzte nun seinerseits wieder die Königin, was seine Popularität auch damals ganz Frankreich einredete, daß er nämlich eine Art Vorsehung und ein fast unentbehrlicher Mensch zum Wohl des Staates sei. Und die Königin glaubte es wirklich Herrn Necker, wie es, mit Ausnahme der Frau von Polignac, auch alle Frauen des Hofes, von denen Carraccioli eine Liste an d'Alembert gab, glaubten, so die herrische und gebieterische Herzogin von Grammont, die schöne Gräfin von

Brionne, die Prinzessin von Beauvau mit ihrem verführerischen Geiste, so die vergötterte Gräfin von Châlons, die herrliche Fürstin von Hénin, die zarte Gräfin von Simiane, so die reizende Marquise von Coigny, so die sanfte Fürstin Poix. Die Königin war wie alle diese Frauen gewonnen und vergaß schnell die Reformen Necker's; sie hielt ihn auf seinem Posten zurück, bestimmte ihn, seine Entlassung nicht zu geben, und ermahnte ihn bis zum Tode des Herrn von Maurepas zur Geduld. Selbst Vergennes ließ diesen plötzlich veränderten Umständen gegenüber seinen persönlichen Groll fahren, und es stellte sich zwischen ihm und der Königin ein, wenigstens anscheinend gutes Verhältniß her, in dem selbst für Oesterreich sich hinneigende Gesinnungen bemerkbar wurden.

Bald darauf starb Herr von Maurepas.

Marie Antoinette mußte einen großen Schmerz erleiden: Europa verlor Maria Theresia; die Königin von Frankreich ihre beste Freundin.

Aber selbst für die Thränen einer Tochter giebt es Trost. Die Königin war zum zweiten Male in gesegneten Umständen, und dies Ereigniß war seit dem April des Jahres 1781 bekannt gemacht worden. Sieben Monate später, am 22. October, nach einer gutverbrachten Nacht, empfand die Königin beim Erwachen einige Schmerzen, welche sie gleichwohl nicht verhinderten, sich wie gewöhnlich zu baden. Um zehn ein halb Uhr stieg sie aus dem Bad; die Schmerzen waren auch jetzt noch unbedeutend, aber sie steigerten sich gleich nach zwölf Uhr Mittags. In ihrem Zimmer und in dem daran stoßenden, leergelassenen Salon de la Paix, befanden sich Frau von Lamballe, der Graf von Artois, Mesdames die Tanten, Frau von Chimay, Frau von Mailly, Madame d'Ossun, Frau von Tavannes und von Guémenée. Die Prinzen wurden um Mittag durch Frau von Lamballe gerufen; aber nur der Herzog von Orleans, der auf einer Jagd bei Fausse-Repose gewesen, kam kurz vor der Ent-

bindung herbei. Der König hatte eine Jagd abgesagt, die er zu Mittag bei Saclé abhalten wollte, und war bei der Königin, voller Bangen und in hoher Erwartung, aber nach seiner Gewohnheit mit der Uhr in der Hand und mit der Ruhe eines Arztes die Minuten zählend. Als seine Uhr gerade ein Viertel auf Zwei zeigte, wurde die Königin entbunden. Eine feierliche Ruhe herrschte in diesem wichtigen Augenblick in dem ganzen Zimmer, so daß die Königin glaubte, es sei wieder eine Tochter, die sie geboren. Aber der Siegelbewahrer verkündete sogleich das Geschlecht des Neugebornen, und der König außer sich vor Glück und weinend vor Freude, reichte Allen die Hand: denn Frankreich hatte einen Dauphin, die Königin einen Sohn erhalten.

Dann gab der König dem Fürsten von Tingry, Capitain der wachhabenden Garden, Befehl, den Dienst um seine Person aufzugeben, um den Dauphin bis in sein Zimmer zu geleiten, wo sich außerdem noch für den Dienst bei diesem ein Lieutenant und ein Unterlieutenant der Garde du Corps befanden. Man reichte das Kind vorher der Königin, deren Kuß alle Empfindungen, allen Stolz, alle Freude einer Wöchnerin ausdrückte.

Diese Freude der Mutter war auch eine Freude für die ganze Nation. In Paris flog von Mund zu Mund die Nachricht: Ein Dauphin! Ein Dauphin! In allen Straßen äußerte sich die Begeisterung, ebenso im Theater, beim Feuerwerk, beim Te Deum. In Versailles, wo die Volksmenge sich auf den Schloßhof gedrängt hatte, wollte der Ruf: „Es lebe der König, die Königin und der Dauphin!“ nicht enden. Die Processionen und Deputationen der sechs Künstler- und Handwerkerverbindungen, der Gerichtshöfe, der Schützengilden und der Hallen schienen nicht aufhören zu sollen — Alles war aufgelöst vor Liebe, Freude und Entzücken, und Lieder tönten es aus.

Die Königin genas schnell wieder von diesen Wochen; sie empfing ihre Damen bereits am 29., die Prinzen und Prin-

zessinnen am 30. October, die „großen Entrée's" am 2. November. An demselben Tage verließ sie das Bett.

Der kleine Dauphin war den Händen der Prinzessin von Guémenée, Gouvernante der Kinder von Frankreich, übergeben worden. Nach Verlauf eines Jahres zwang jedoch der Bankerott ihres Gemahls Frau von Guémenée, ihre Stellung aufzugeben. Sogleich dachte die Königin daran, Frau von Polignac mit derselben zu betrauen, da ihr für die Erziehung ihres Sohnes die Strenge der Frau von Chimay und die Gelehrsamkeit wie der Geist der Frau von Duras nicht behagten. Eine Wahl der Frau von Polignac befriedigte sie dagegen in jeder Hinsicht; sie that ihrer Freundschaft wohl und beruhigte ihre mütterliche Besorgniß. Wie sehr ihr indessen auch der Gedanke schmeichelte, das Theuerste, was sie besaß, der Freundin anzuvertrauen, die sie am meisten liebte, und um ihren Sohn ein Wesen zu wissen, das ihre Mutterliebe und ihre Ideen theilte, so zweifelte sie doch daran, daß Frau von Polignac diese Stellung annehmen werde. Sie getraute sich sogar nicht, ihr dieselbe anzutragen, und als Herr von Besenval auf Zureden der Cousine von Frau von Polignac, der Gräfin von Châlons, über diese Ernennung mit der Königin sprach, war das Erste, was diese erwiderte:

„Frau von Polignac? . . . Ich glaubte, daß Sie sie besser kennen würden: sie wird diese Stellung nicht haben wollen."

Die Königin beurtheilte ihre Freundin sehr richtig. Frau von Polignac war in der That aufrichtig in der Innigkeit, mit welcher sie an der Königin hing; aber es ist bereits gesagt worden, daß sie viel zu bequem, zu leidenschaftslos und uninteressirt war, um sich mit Geschäften zu befassen und an dem Rausch und Wesen der großen Chargen Gefallen zu finden; sie war in dieser Hinsicht von so egoistischem Charakter, wie die alten Frauen des achtzehnten Jahrhunderts. Auch war es, wie wohl einige ihrer Freunde dachten, bei ihr keine Comödie, sondern eine wirkliche Abneigung, und es ergriff sie Furcht, als

man ihr mit der Stellung einer Gouvernante der Kinder von Frankreich drohte. Am Tage nach der Unterredung des Herrn von Besenval mit der Königin empfing Frau von Polignac denselben auch in bezeichnender Weise.

„Ich hasse Sie bis auf den Tod," sagte sie ihm, „denn Sie haben mich aufopfern wollen. Ich habe von Seiten meiner Verwandten und meiner Freunde das Versprechen erhalten, mir zwei Tage lang von Nichts zu sprechen und mich mir selber zu überlassen. Das ist wohl genug, Baron; behandeln Sie mich nicht schlechter als die Anderen."

Es bedurfte erst mehrtägiger Bitten von Seiten der Königin und eifrigen Zuredens ihrer Umgebung, welche ihr wiederholte, daß Stellungen wie diese nicht der Art seien, um sie ohne Weiteres abzulehnen, ehe sich Frau von Polignac entschloß, die Nachfolgerin der Frau von Guémenée zu werden.

Die Königin wollte, als sie die Herzogin von Polignac zur Gouvernante der Kinder von Frankreich ernannte, daß sie auch einen dieser hohen Stellung würdigen Glanz entfalte; der gesammte Adel und alle Fremden von Auszeichnung sollten bei ihr sich versammeln, und nur einige Tage für engere Kreise reservirt bleiben. Sie selbst speiste fast tagtäglich beim Herzoge zu Mittag, bald nur mit einer Anzahl von ihr bezeichneter Personen, bald mit dem Hofe. Das Gehalt einer Gouvernante konnte natürlich nicht die Kosten eines Salons decken, welcher der Salon der Königin wurde; deshalb wurde dem Herzog und der Herzogin von Polignac noch eine Pension von 80,000 Francs jährlich verliehen. Bald darauf wurde der Herzog außerdem noch zum Director der Posten und Gestüte ernannt; nur die Briefpost, welche Ludwig XVI. nicht einem Weltmanne anvertrauen wollte, blieb nach wie vor unter der Leitung d'Ogny's.

Die Königin brachte nun ihr Leben fast ganz bei Frau von Polignac zu, und genoß mit ihr zusammen herrliche Stunden der Freiheit, des Frohsinns und Vergnügens in dem großen

Holzsaale am Ende des Schloßflügels, gegenüber der Orangerie. Es gab hier ein Billard, ein Clavier, einen großen Spieltisch, und Spiel, Musik und Geplauder mit zehn oder zwölf Vertrauten verkürzten die Zeit auf's Angenehmste. Hier war Marie Antoinette von Neuem glücklich.

„Hier bin ich Ich", pflegte sie in drolliger Weise zu sagen; und tagtäglich kam sie hierher, um in der Gesellschaft von Frau von Polignac, in ihrer Welt, die Königin zu vergessen, falls sie nicht Frau von Polignac und deren Salon mit nach Trianon entführte.

IV.

Etikette in Marly. — Klein-Trianon. — Das Leben daselbst. — Das Palais, die Zimmer, die Möbel. — Der französische Garten, der kühle Saal. — Der englische Garten, der Pavillon des Belvedere, der Weiler rc. — Die Gesellschaft der Königin in Klein-Trianon. — Der Baron von Besenval, der Graf von Vaudreuil, Herr d'Adhémar. — Die Frauen. — Diane von Polignac. — Charakteristik der Königin. — Ihre Protection für Literatur und Künste. — Ihr Geschmack für Musik und Theater. — Das Theater in Klein-Trianon.

Marly war bisher das Sommerpalais für den französischen Hof gewesen; aber Marly war noch Versailles und auch hier galt es noch immer, das Königthum zu repräsentiren. Bis zur Hälfte der Regierung Ludwig's XV. hatten die Damen hier das „Hofkleid von Marly" getragen und Diamanten, Federn, Schminke, gold- und seidengestickte Stoffe waren gewöhnlich. Der Geist Ludwig's XIV., seine Größe und Steifheit, erfüllte noch die Pavillons und Gärten. Die Gebäude waren hier in gravitätischem, pomphaftem Styl; selbst die Natur erschien hier feierlich; die Promenade war echt königlich und mit einem goldenen Thronhimmel überdacht. Von dieser Tagesetikette, diesem Costüme, von dieser Architektur und Natur gefiel Nichts Marie

Antoinette. Sie liebte auch nicht das hohe Spiel, wie es in Marly getrieben wurde und über dessen Ausartungen selbst der König zürnte. So ging sie nur selten nach Marly; dagegen ward aber Trianon, das Landhaus Marie Antoinettens, ihr Ruheort und Lieblingsaufenthalt.

Hier fand auch ein ganz anderes Leben statt und die Vergnügen waren ohne Gepränge und Zwang. Ganze Tage und viel zu kurz erscheinende Monden wurden hier dem Königthum entzogen und der Herzlichkeit und ungenirten Freude geweiht. Die Luft von Versailles war hier nicht mehr, auch kein Hof, als ein kleiner von Freunden, den ihr gesenkter Blick nicht nöthig hatte, durch ein in der Mitte des Fächers angebrachtes Lorgnon zu mustern; hier gab es keine Steifheit, keine Krone, keine Hofroben mehr: die Königin war nicht mehr Königin in Trianon, kaum daß sie die Herrin vom Hause spielte. Hier herrschte das Landleben mit seiner Freiheit und aller Bequemlichkeit seines Charakters; der Eintritt Marie Antoinettens in einen Salon zwang die Damen weder sich vom Klavier noch vom Stickrahmen zu erheben und die Herren spielten ihre Partie Billard oder Trik-Trak ruhig weiter. Der König kam allein, zu Fuß und ohne die Begleitung seiner Gardecapitaine nach Trianon; die von der Königin Eingeladenen langten um zwei Uhr zum Diner an und gingen um Mitternacht wieder nach Versailles zurück. Alles in Allem war ländlich und ohne Zwang, die Königin besonders. Sie durchstrich in leichtem weißem Kleide, in Strohhut und ein leichtes Gazetuch übergeworfen, die Gärten, lief von der Meierei zur Milchkammer; trank mit ihrer Gesellschaft Milch und aß mit ihr frische Eier; sie zog den König aus einem Bosquet, in dem er eben las, auf den Rasen, um mit ihm zu vespern; sie sah die Kühe vorüberziehen, oder sie fischte im See, oder sie saß im Grase und griff, matt des Stickens und des Strickens, zu einem bäuerlichen Spinnrocken. Darin bestand alles Glück Marie Antoinettens, das bildete ihr

Entzücken, in der Rolle einer Hirtin und in der munteren Abwechselung des Landlebens zu schwärmen! Dies war das schöne, liebenswürdige Reich dieser Königin, welche um sich herum „nur Blumen, Wiesen und Idyllen" haben wollte! Welch einen theurern Aufenthalt für ihr Herz und ihre Sinne bildete Trianon, dieses Trianon, wo heut noch ihr Geist hindurchirrt und, trotz der Undankbarkeit der menschlichen Dinge, das Schweigen des Echos, die Stille der Natur, Alles einer leergewordenen Theaterscene gleicht und die schönen Tage Marie Antoinettens zurückruft; wo der Schritt des Neugierigen zögert und zuckt, da er vielleicht in die Fußtapfen der Königin treten könnte!

Der Traum der Königin war in Erfüllung gegangen, das Trianon Marie Antoinettens war fertig. Es erhielt seine Einweihung und Verherrlichung durch die Illumination und feenartige Beleuchtung seines Bosquets zu Ehren der Kaiserkrönung Joseph's II.

Mitten im Grün steht das kleine weiße Palais. Drückt man eine ciselirte Thürklinke auf, so befindet man sich einer großen steinernen Treppe gegenüber, in deren prächtigem, vergoldetem Geländer, und in zierlichen, hahnenkopfartig geformten Einfassungen, sich die Initialen M. A. in einander verschlingen; dazwischen wechseln Mercuriusstäbe mit Leiern ab; letztere konnten wie das Wappen dieses Palais angesehen werden, denn man begegnete ihnen überall, selbst auf den Simsen der Kamine. Die glatten Wände der Treppe sind nur durch Eichenguirlanden geschmückt, welche auf geschmackvollen, in der Mauer angebrachten Festons ruhen. Im Angesicht der Treppe droht ein Medusenhaupt herab, und gleichwohl verhinderte es die Verläumdung nicht, hier vorüberzugehen. Nach einem Vorzimmer kommt der Speisesaal, in dem das wieder zusammengefügte Parquet noch die Versenkung bezeichnet, durch welche, bei den Orgien Ludwig's XV., die üppige Tafel Loriot's mit vier Dienerinnen emporstieg. Am Getäfel befinden sich die Ver-

zierungen, welche hier auf Anordnung Marie Antoinettens angebracht wurden; es sind in gemeißelten Feldern überkreuzte Köcher, beschattet von Rosenkronen und Blumengewinden. Der kleine Salon neben dem Speisesaal ist ringsherum mit Reliefs verziert, in denen Weinguirlanden Körbe und Schalen mit Früchten, Masken und Tambourine, Castagnetten, Pfeifen und Guitarren halten; die Guirlanden ranken sich unterhalb der Marmorbärte der Kaminpfosten zusammen. Im daranstoßenden großen Salon ist ein Kronleuchter, der aus einem Blumenflor herabfällt. Die vier Ecken des Plafonds enthalten in ihren Feldern Darstellungen der Spiele Amor's; ein jedes dieser Felder, gekrönt mit Attributen der Kunst und Literatur, entsteigt einem drei Blüthen tragenden Lilienstengel und ist von blühenden Rosen umschmückt. In dem kleinen Cabinet vor dem Zimmer der Königin laufen am Getäfel die feinsten Arabesken entlang: Amors mit blumenspendenden Füllhörnern, Dreifüßen, Tauben, überkreuzten Pfeilen und Bogen, an Bändern getragen. Im Schlafzimmer ziehen sich längs der Wände Bouquets von Mohnblumen zwischen der farbigen Pracht anderer Blüthen herum. Das Bett darin verschwindet unter den Spitzen von weißer Seide; das Gebett selbst ist mit blauseidenem Stoffe überzogen und durch und durch aus Eiderdunen. Schärpen, mit Perlen- und Granadaseide-Fransen besetzt, halten die Vorhänge zusammen. Eine Uhr steht darin, jetzt in einem Seitencabinet vergessen, deren Zifferblatt vom österreichischen Doppeladler getragen ist und von deren umgitterten Sockel sich einzelne Medaillons ablösen*)

*) Im Original befindet sich hier eine längere Anmerkung, welche eine Beschreibung des Zimmers der Königin im Schlosse von Versailles enthält. Dieselbe ist ein einfaches und trockenes Verzeichniß über das Inventarium, wie es am 28. und 30. Brumaire und am 3. Frimaire des Jahres II. der französischen Republik in Gegenwart der Volksrepräsentanten Auguis und Treilhard aufgenommen wurde, und schien uns für deutsche Leser zu unwesentlich und ermüdend zu sein. Anmerk. d. Uebers.

Vom Palais steigen Terrassen nach dem Garten herab. Zu Füßen der reichsten, mit vier korinthischen Säulen gezierten Façade beginnt der „französische Garten", seit dem Jahre 1750 schon neben dem „italienischen Garten" angelegt, und durch zwei, mit großen leinenen Vorhängen überzogenen Gittern von Groß-Trianon getrennt. In ihm stehen überall Blumen in genau gereihten weißen und blauen Töpfen mit Griffen in Form von Köpfen. An eine der Façaden des Salons stößt ein luftiger Bau, mit einer jener Architekturen, in denen man im achtzehnten Jahrhundert die Natur nachahmen wollte, mit Himmel und Blumen, Fernsichten und Landschaften; dies ist der „kühle Saal", mit zwei Gitterpforten und sechs und dreißig Orangerien unter eben so vielen Arkaden, von denen jeder einzelne Pilaster durch die kugelrunde Krone einer Linde überragt wird.

Auf der anderen Seite, zur Rechten des Palais, ist der „englische Garten," die Schöpfung der Königin. „Die Fontainen springen für die Fremden, der Bach fließt hier für uns", könnte die Königin wie die Julie Rousseau's sagen. Hier ist Alles Laune und fast die Natürlichkeit der Natur; das Wasser schäumt hier, fließt in raschem Lauf und steht; Gesträuche hier und dort, wie vom Wind gesäet; achthundert verschiedene Baumarten und darunter die seltensten, Trauerweiden, Edeltannen, Steineichen, die rothe amerikanische Eiche, echte Akazien, auch Bohnen und Mandeln, werfen hier ihren Schatten und bringen die reichste Mannichfaltigkeit in den Farben des Laubwerks hervor. Blumen blühen bunt durcheinander; der Boden steigt bald zu lieblichen Hügeln auf, bald breitet er sich eben dahin, und dann verschwindet in Höhlen, Schluchten und Hohlwegen wieder die Schöpfung der Kunst. Alleen kreuzen sich ohne Ordnung und System, und Nichts davon mahnt an den uniformen Charakter gewöhnlicher Promenaden; aus Steinen sind Felsen gebildet, Hügel stellen Berge und weicher Rasen wohl Steppen vor.

Auf einem Hügel, mitten in einem Rosengebüsch und bekränzt von Myrthen und Jasmin, erhebt sich ein Belvedere, von dem herab die Königin ihre ganze Schöpfung übersehen kann. Dieser Pavillon ist achteckig und hat vier Thüren und vier Fenster; seine Wandmalereien und die Figuren oberhalb der Thüren wiederholen acht Mal die Allegorien der vier Jahreszeiten, gemeißelt vom besten und geschicktesten Künstler der Zeit. Acht Sphinxe mit Frauenköpfen liegen auf den Stufen. Im Innern ist er mit weißem, blauem und rothem Marmor parquetirt; die Wände sind von Stuck und mit Arabesken verziert, ebenso wie die inneren Felder der Thüren. Ein leichter, graziöser Pinsel hat phantastische und bunte Bilder auf diese Wände geworfen und sie durch allerhand Wesen und Dinge belebt; auch hier begegnet man wieder Köchern und Pfeilen, Guirlanden von weißen Rosen, Blumenbouquets, Schalmeien und Trompeten; dazwischen sind allerhand an Bändern hängende und offene Käfige, kleine Affen klettern herum und Eichhörnchen spielen an einer Kristallvase, in der Goldfische schwimmen. In der Mitte des Pavillons steht ein Tisch auf drei goldbroncenen Füßen; hier pflegt die Königin zu frühstücken, denn das Belvedere ist ihr Speisesaal des Morgens.

Von hier aus erblickt Marie Antoinette den Felsen und ihre „vollkommene und schön postirte“ Grotte, den Wasserfall und die Brücke über den kleinen Strom, die Bäche und den See und, vom Gesträuch beschattet, die beiden kleinen Häfen desselben und die liliengezierte Gondel. Auch die Insel und den Tempel Amor's kann sie von hier aus sehen, eine frei dastehende Rotunde, auf der ein Cupido steht, welcher sich aus der Keule des Herkules einen Bogen zu schneiden versucht. Hinter dem Fluß, der durch Trianon läuft, steht ein kleiner chinesischer Tempel und neben ihm sind Ringspiele angebracht, und Stühle und Bänke stehen in ihren seltsamen Formen herum. Am Ufer des Flusses selbst ziehen sich Lustwäldchen hin, dazwischen

Ackerfelder, genau so bestellt wie auf dem Lande; am Ende des Gartens endlich und als Schluß dieses Gemäldes befindet sich Marie Antoinettens Arkadien, der Weiler, dem zu Liebe sich einmal der König als Müller und Monsieur als Schulmeister verkleiden mußte. Er besteht aus kleinen, eng aneinander gerückten Häusern: von denen jedes sein Gärtchen hat, und, wenn einmal die Damen von Trianon Lust haben, Bäuerinnen zu spielen, auch die Gelegenheit und Beschäftigung dazu sich finde. Eine Milchkammer aus weißem Marmor steht dicht am Wasser, neben ihr spiegelt sich im Weiher der „Thurm von Malborough," wie er durch ein Lied getauft wurde, welches die Amme des Dauphins zu singen pflegte. Das Häuschen für die Königin ist das niedlichste des Weilers, es ist umgeben von einem Blumenflor in Vasen, von Weingeländern und Laubengängen. Nichts fehlt diesem kleinen Dörfchen, weder das Haus des Amtmanns, noch die Mühle mit dem Rade, das schaufelt; noch die kleinen Waschbänke und die Strohdächer; noch selbst die mit Blei eingefaßten Fenster, die Leitern nach den Heuböden und die Schuppen, um die Ernte aufzubewahren. Die Königin und Hubert Robert haben an Alles gedacht; selbst Risse und Kalkablösungen sind auf die Steine gemalt, um den Gebäuden ein älteres Ansehen und den Reiz der Beschädigung zu geben; — als wenn die Zeit nicht schnell genug die Spielereien einer Königin zerstöre!

Die Besucher Trianon's, die Eingeladenen der Königin, oder, wie man sagte, ihre Gesellschaft, waren die drei Coigny: der Herzog von Coigny, der ein Freund der Königin geblieben war und die Ungnade des Herzogs von Lauzun und des Chevalier von Luxemburg nicht getheilt hatte; der Graf von Coigny, ein dicker, lebensfrischer und lustiger Garçon, und der Chevalier von Coigny, ein hübscher, in Versailles und in Paris beliebter, von Prinzessinnen und reichen Frauen sehr gesuchter Mann, ein etwas einfältiger Schmeichler dabei, der von

den Damen allgemein „Mimi“ genannt wurde. Ferner gehörten der Prinz Hénin, ein liebenswürdiger Schwärmer und Philanthrop am Hofe; der Herzog von Guines, das Journal von Versailles, das alle Bosheiten wußte, dabei einer der besten Musikkenner und ausgezeichneter Flötist; der Landvoigt von Crussol, der stets mit einer sehr ernhaften Miene zu spaßen versuchte; dann die Familie Polignac, als: der Graf von Polastron, der die Violine zum Entzücken spielte; der Graf d' Andlau, welcher der Gatte von Frau d' Andlau war; der Herzog von Polignac, der durch sein Glück nicht verändert worden und ein durchaus liebenswürdiger Mann geblieben war. Zu dieser Gesellschaft kamen noch einige von der Königin ausgezeichnete Fremde hinzu, als der Fürst Esterhazy, Herr von Fersen, der Prinz von Ligne und der Baron von Stedingk. Aber drei Männer bildeten den eigenthümlichen Kern dieser Gesellschaft und gaben in ihr den Ton an, das waren Herr von Besenval, Herr von Vaudreuil und Herr d' Adhémar.

Franzosen wurden damals aller Orten geboren. Peter Victor, Baron von Besenval war ein in der Schweiz geborener Franzose, der auch in der französischen Armee gedient, den siebenjährigen Krieg, so weit es Frankreich anging, mitgemacht und dabei das Feuer und den leichten Sinn eines Franzosen kundgegeben hatte. Als seine Division einmal vollständig zertrümmert ward, sammelte er sie und wollte mit ihr wieder in's Feuer zurück.

„Was wollen Sie noch hier, Baron?“ schrie man ihm zu; „Sie haben ja Nichts mehr zu thun?“

„Man macht's wie auf dem Opernhausball, antwortete er; man langweilt sich, aber bleibt so lange, als man noch Musik hört.“

Mit frohem Sinn und lebenslustig war Besenval an den Hof gekommen; nach einem Gemälde von ihm kann man sich deutlich diesen Mann vorstellen; er ist groß und kräftig, von schöner Haltung und in einem Anzug à Brandebourgs; sein

Gesicht ist fein und scharf markirt; die Nase groß, doch wohl geformt; das Auge geistvoll, der Mund klein und in einen spöttischen und dedaigneusen Zug auslaufend; die Hände stecken in den Taschen und der ganze Mann mit seiner herausfordernden Liebenswürdigkeit sieht aus, als wenn er zufrieden mit sich selber ist und die Anderen auslacht. Das Vergnügen beschäftigte Besenval bis zum Tode Ludwig's XV. Dann kam er durch seine Stellung als Oberster der Schweizer vermittelst des Grafen von Artois mit der Königin in nähere Beziehungen, erwarb sich ihr Vertrauen, ertheilte ihr mit Rathschläge, wurde Generallieutenant der königlichen Armeen, Großkreuz und Commandeur des Ludwigsordens, General-Inspecteur der Schweizergarden, ohne daß er über sein Glück erstaunte, noch sich deshalb bedankte.

„Rechnet mir mein Glück nicht zu hoch an," schrieb er; „der Zufall hat es allein gemacht, ich habe mich nicht darum bekümmert."

Besenval war ein flotter und feiner Lebemann, der all den noblen Geschmack und all die liebenswürdigen Passionen besaß, mit denen jene Welt der talons rouges Abschied vom Leben nahm. Er war reich, mit Gehalt überhäuft, Garçon, ohne Hausstand; er brauchte keinen Aufwand zu machen und verwaltete auch seine Einkünfte vernünftig; wenn er Geld verschwendete, so geschah es für allerlei schöne Dinge, für Gemälde, Statuen, Bronce- und Porzellansachen, für Marmorfiguren und Nippes. Für Güter besaß er, ebenso wie der Prinz de Ligne, eine närrische Leidenschaft, und er betheiligte sich selber an den Verschönerungen von Trianon und ließ darin Gewächshäuser nach Schönbrunner Mustern errichten. Auf Ruhm und Nachwelt hielt er wenig und that auch wenig, um sich Beiden zu empfehlen; er liebte sein Jahrhundert, die Liebe, den Hof, das Leben, seine Freunde, vielleicht mehr als er sie achtete; dabei war er launisch und eigensinnig wie ein Kind; im

Grunde ein mürrischer, griesgrämlicher Brummkopf, der zu Hause den Tyrannen spielte, aber, sobald er aus seinen vier Pfählen und in Gesellschaft kam, der lustigste und liebenswürdigste aller Salonmenschen. Er blieb jung wie ein glücklicher Mensch und er mußte erst besonders auf seine Runzeln und weißen Haare hinweisen, wollte man ihrer gedenken. Mit sechzig Jahren fiel ihm noch ein, dem Könige als Gesellschafter zu dienen und seine Jagden mitzumachen, und zu diesem Behufe ließ er sich wie ein junger Ankömmling vorstellen, zog den grauen Rock an, mit dem die Neulinge am Hofe erscheinen mußten, unterzog sich der Ahnenprobe, stieg in den Wagen und fuhr auf die Jagd. Zwanzig Jahre früher amüsirte er sich im Kriege und in Schlachten, jetzt gefiel er sich darin, nur einen Hirsch zu erlegen.

Herr von Besenval verkleinerte den Werth seiner Gunst, als er einmal zu einem seit sechs Monaten von Versailles abwesenden Herzog sagte: „Ich werde Sie au courant setzen; ziehen Sie einen braunen Rock, eine braune Weste, braune Hosen an; stellen Sie sich dann mit Sicherheit vor — das ist Alles, um heut Glück zu machen." Herr von Besenval hatte durch ganz andere Mittel sein Glück gemacht; er war Hofmann, aber ein geschickter, kühner, aufgeweckter Hofmann ohne Kriecherei und Süßlichkeit; er hatte Etwas vom Schweizer und vom muthigen Soldaten in seinem Wesen bewahrt, und gab sich, so lange und wann es ihm gefiel, allerhand tollen Streichen, Ausgelassenheiten und Thorheiten hin; er wußte mit Kaltblütigkeit zu vernachlässigen und mit Leidenschaft sich beliebt zu machen, aber er schmeichelte mit rauhem Ton. Er glich einem jener grobhändigen Handarbeiter, welche die zerbrechlichsten Dinge zum Erstaunen zart und ohne Etwas zu verletzen, zu behandeln verstehen. Er setzte einen Stolz darin, Alles zu wissen, weil sein Kopf einer Encyklopädie glich, und er sprach auch über Alles, nachdem er vorher studirt hatte, was man den Fürsten verschweigen muß. Seine Verwegenheiten wurden ihm gern wegen

der liebenswürdigen Weise, mit der er sie beging, verziehen; seine Ausgelassenheiten ärgerten Niemanden; seine Vertraulichkeiten wurden als Bonhommie, seine Aufwallungen als Naivetäten, seine Sonderlichkeiten als Germanismen angesehen; selbst die Manieren des Schweizersoldaten, die er nicht ablegte, nahm man ihm nicht übel. „Baron! Welcher schlechte Ton!“ riefen einmal die Damen. „Sie sind abscheulich!“ und damit war ihm verziehen; denn er besaß das große Geheimniß der großen Kunst: liebenswürdig auch bei schlechten Manieren zu sein.

Die Charakter und die Rolle eines solchen Hofmanns waren wohl dazu geeignet, die Neigungen Marie Antoinettens zu ermuntern, sie in ihren Vergnügungen zu secundiren, ihre Scrupel als Königin zu beschwichtigen und sie mit einem Wort zu überzeugen, daß sie ein Recht auf das Glück gewöhnlicher Privatleute habe. Herr von Besenval war auch unermüdlich in Rathschlägen und in Aufreizungen gegen die Vorurtheile der Etikette. War es denn nicht Thorheit, sich zur Langeweile und Genußlosigkeit zu zwingen und zu verurtheilen; sich der Annehmlichkeiten der Geselligkeit zu berauben, deren sich der niedrigste Unterthan hingeben konnte? Warum sollte man in dem Jahrhundert der Rücksichtslosigkeiten nicht auch rücksichtslos gegen die Albernheiten der Gewohnheit sein? War es endlich nicht lächerlich zu denken, daß der Gehorsam der Völker von der größeren oder geringeren Anzahl der Stunden abhängt, welche eine königliche Familie im Kreise langweiliger und gelangweilter Höflinge verbringe? Solchem harmlosen Unterricht eines duldsamen und zugänglichen Philosophen spendeten natürlich alle Gäste von Trianon lauten Beifall, und die Königin hörte auf ihn, wie auf die Stimme der Vernunft und der Freundschaft.

Der Graf von Vaudreuil war der Sohn eines als Gouverneur von St. Domingo reichgewordenen Mannes. Sein Onkel, Major bei der Garde, war als Generallieutenant und

Großkreuz von St. Louis gestorben. Herr von Vaudreuil, reich, mit mächtigen Verwandten und vortrefflichen Aussichten, hielt es für's Beste, Müßiggänger zu bleiben und ganz nach seinem Geschmack zu leben.

Vaudreuil war ein Lebemann, dabei aber auch ein Kunstliebhaber; er besaß viel Wissen und Kenntnisse und verstand seine Gemälde selber zu kaufen und noch mehr die gekauften zu genießen. Aus seinem großartigen Hôtel in der Rue de la Chaise hatte er die Bilder der flamändischen und italienischen Schule entfernen lassen und es lediglich zu einer Gallerie von Gemälden der französischen Schule des achtzehnten Jahrhunderts gemacht, zu einem Museum, das neben vielen anderen vortrefflichen Werken die Mythologien von Langrenée, Subleyras, Natoire und Boucher; die Heiligenbilder Lemoine's, die Allegorien Menageot's, Gemälde von Fragonard, Phantasien von Watteau, Familienstücke von Greuze und den Schwur der Horatier von David aufzuweisen hatte.

Dabei liebte Herr von Vaudreuil die Künste und die Literatur so leidenschaftlich, daß er alle Sonnabende Künstler und Schriftsteller bei sich zu versammeln pflegte und Abends bei ihm musicirt, gezeichnet, gedichtet, vorgelesen, kritisirt und geschöngeistert wurde.

Er war jung in die beste und intimste Gesellschaft von Versailles gekommen, hatte gesehen, gehört und beobachtet, und zwar dermaßen, daß er allen Glauben an die Schönheit und Größe der Menschheit verloren. Der Witz, besonders der französische Witz, der Esprit gefiel ihm; er war der Freund aller geistreichen Männer, Verehrer Chamfort's und jener bissigen Heiterkeit, welche die Freude und den Trost eines galanten Mannes ohne Illusionen bildet und die lachend die Erbärmlichkeit unseres Daseins zeigt. Vaudreuil selbst sprach nur selten; er pflegte sich hinter dem Geplauder und dem Lärm auf die Lauer zu legen und brach dann plötzlich und ungeahnt, ohne

Umschweif und lange Rede, direct auf die Sache oder die Person los; auch war er groß im Geberdenspiel, mit Augen und Mienen besser und erfolgreicher zu sprechen, denn mit Worten; er war boshaft, wenn er lächelte, mitleidslos mit seiner Ironie; verläumdend, wenn er schwieg.

Vaudreuil war ein junger, schöngebauter Mann; die Blattern, welche er gehabt, hatten ihm zum Glück Antlitz und Augen verschont. Aber er war außerordentlich nervös, hatte hypochondrische Anfälle, und wurde unaufhörlich durch Blutauswürfe gequält; er verstand es jedoch aus seinen Leiden Nachsicht und Interesse, die Vorrechte und Vortheile eines Kranken zu ziehen. Die Gutherzigkeit der Frau von Polignac und die Nachsichtigkeit seiner Freunde hatten ihn dabei an eine gewisse Tyrannei mit Launen und Schmollereien gewöhnt, die freilich nach einer Entschuldigung und momentanen Einstellung wieder vergessen ward; er war heftig im Tadel, überschwenglich im Lob, unbeständig, bald verdrießlich, bald freundlich, je nachdem gerade seine Gesundheit beschaffen war; aber er besaß auch vortreffliche Eigenschaften, wie man sie häufig bei Skeptikern findet und welche mit dem Glauben des Herzens die Zweifel des Geistes zu beantworten scheinen: er war anhänglich, ein beständiger Freund, edelsinnig, freigebig, wohlthätig, frei und offen. Auch war Herr von Vaudreuil der Mann in Frankreich, welcher am besten die Welt und ihre Gebräuche kannte. Er hatte in ihr mit einer Ungeschicklichkeit debutirt, dann aber hatte er sie durch die Perfection seiner Manieren beherrscht. Keiner bei Hofe verstand, so wie er, bei jeder Gelegenheit und so genau den richtigen Ausdruck für eine Höflichkeit zu finden, so à-propos ernst oder vergnügt, vertraulich oder respectvoll zu sein, die Dandymanieren oder die Gefühle der Freundschaft zu handhaben, und endlich so geschickt und taktvoll Bezeigungen der Pflicht und der Rücksichten, wie sie der Verkehr der Gesellschaft und die Kunst zu gefallen ergiebt, zu benutzen. Kein Mann endlich, der, wie

er, sich einer Frau in so feiner und respectvoller Weise zu nahen wußte. „Ich kenne nur zwei Männer, sagte die Prinzessin von Hénin, welche zu den Frauen zu reden verstehen: Lekain und Herrn von Vaudreuil.“

Herr von Adhémar schließlich hatte das Glück des Herrn von Besenval gehabt. Der Zufall machte seine Carrière, seine Gunst und seinen Namen. Als Unterlieutenant, dann als Capitain im Regiment von Rouergue, unbekannt und in seiner Garnison vergraben, als einziges Gut Nichts als den Namen Montfalcon, fand er in Nîmes alte Familien-Pergamente, die ihn den Namen Adhémar anzunehmen gestatteten; dann ging er nach Paris, gewann die Gunst Ségur's, der mit ihm gedient hatte und dem er sich zu erkennen gab; gefiel dem gestrengen Genealogen Chérin, der ihm eine Adelsurkunde verschaffte; erwarb sich die Liebe der Frau von Ségur, benutzte einen Irrthum des Herrn von Choiseul, wodurch er das Regiment von Chartres erhielt; gefiel der Frau von Valbelle, heirathete ihr Vermögen und stieg dann in der Gunst der Frau von Polignac.

Herr von Adhémar spielte in dieser königlichen Gesellschaft eine ähnliche Rolle, wie die Abbé's in den bürgerlichen Cirkeln; er war mit dem Zeitvertreib der Gesellschaft betraut, mit dem Zwischenspiel der Promanden und der Plaudereien. Er war ein Mann von Talent, etwas mehr als Kunstliebhaber, etwas weniger als Künstler. Musik trieb er in ziemlicher Fertigkeit und sein Gesang war schön genug, um beim Musikmeister der Königin, Herrn Lagarde, lauten Beifall zu finden. Dabei war er sanftmüthig, zugänglich, ziemlich geistreich und sehr gefällig; er wußte Verse, Couplets und Romanzen zu machen, spielte vortrefflich Theater, begleitete am Clavier, war lustig und ausgelassen, aber ohne Lärmen; er überließ Herrn von Vaudreuil und Herrn von Besenval die erste Rolle, machte aller Welt den Hof, verdunkelte Niemanden, verliebte sich in Fräulein von

Boufflers, lief ihr in Trianon auf allen Gängen nach und ließ es sich gefallen, daß sie sich über seinen Rheumatismus lustig machte; unter Bescheidenheit und Demuth verbarg er dabei außerordentlichen Ehrgeiz und träumte von Gesandtschaftsposten, während er ein Rondeau über ein gegebenes Wort ausdachte; er grollte mit Niemandem, war sehr glücklich, sehr erkenntlich und sehr bequem; die Frauen sprachen mit ihm, wenn sie Nichts zu sagen hatten, und die Männer, wenn sie Nichts zu thun wußten.

Die Frauen von Trianon bildeten die junge Schwägerin der Königin und ihre stete Gesellschafterin: Madame Elisabeth dann die Gräfin von Châlons, von väterlicher Seite eine d'Andlau, von mütterlicher eine Polastron, um deren Gunst sich Herr von Vaudreuil und Herr von Coigny stritten; ferner die liebenswürdige Statue der Melancholie, die bleiche, leidende, stets ihr Haupt auf die Schulter herabneigende Gräfin von Polastron. An der Seite der Herzogin Julius von Polignac war ihre Tochter, die Herzogin von Guiche, schön wie ihre Mutter, aber mit weniger Einfachheit und Natürlichkeit; ihr wieder zur Seite war die lebhafte Diane von Polignac.

Die Frau war Nichts; der Geist, der Esprit war das ganze Weib bei Diane von Polignac. Sie brauchte nur zu sprechen, um ihren Wuchs, ihre Gestalt, ihre Toilette, das Wenige, womit die Natur sie bedacht, und das Wenige, womit sie sich hübsch zu machen suchte, vergessen zu lassen. Ihre Schalkheit, die Manier, von allen Dingen zu reden, womit sie sich zwanzig Mal den Tag an ihren Feinden rächte; ihre pikanten Gedankenwendungen, der feine Satz ihrer Epigramme machten sie auf Kosten der Natur liebenswürdig und fast verführerisch. Diane von Polignac interessirte dabei noch durch den Kampf ihres Verstandes und ihres Herzens, durch den ewigen Wechsel ihrer Stimme, durch die Vermischung und Aufeinanderfolge von Innigkeit und Heuchelei, Ironie und Em-

pfindlichkeit. Sie hatte einen eigenen Charakter, kühn und immer fortstürmend, ohne Furcht und ohne Sorge; einen tollen und sprudelnden Humor und herausfordernde, ansteckende Rücksichtslosigkeit; sie war eine kostbare Frau an einem Hofe, um den Quirl seines Strudels zu bilden, Feuer in die Unterhaltung zu bringen, Alles in Bewegung und Aufregung zu versetzen, sich über die Besorgnisse zu moquiren, die bösen Gedanken zu zerstreuen, um glückliche Zeiten zu versprechen und der Zukunft zu spotten.

Dann gab es noch die Königin, welche alle Frauen ihrer Umgebung verdunkelte durch ein gewisses Etwas ihrer Person, durch den Reiz; denn man muß stets wieder zu diesem Worte zurückkehren, um diese Königin zu schildern, welche ohne Krone selbst in Trianon zu herrschen wußte. Sie besaß alle verführerischen Eigenschaften eines Weibes; Alles, was eine tiefe Seele erkennen läßt und ihr entsteigt, eine Stimme und einen Geist, einen Esprit, der ihr so viel Eifersuchten, selbst unter ihren Freunden bereitete, dem Niemand gerecht ward und den Alle zu verkleinern strebten.

Der Geist der Königin hatte von der Natur das kostbare und seltene Geschenk der Herzigkeit erhalten, die durch tägliche Ausübung der Wohlthätigkeit zum Grundton ihres Wesens gemacht worden war. Sie konnte an Zuvorkommenheiten und feiner Artigkeit Außerordentliches aufbieten, und Niemand, der ihr nahte, ging von ihr ohne ein erhebendes, liebevolles, ermunterndes oder schmeichelhaftes Wort wieder fort. Seit den ersten Tagen ihrer Herrschaft hatte die Königin das traditionelle Attribut der Prinzessinnen von Frankreich von sich gestoßen, wonach diese bei Vorstellungen und Repräsentationen des Redens entbunden waren. Die Königin sprach mit Allen und bemühte sich, bei Jedem den Weg zum Herzen oder zur Eitelkeit zu finden; und sie fand ihn auch stets, mit Instinkt oder Glück, mit einer Leichtigkeit und fast übernatürlicher In-

spiration, welche bei dieser geliebten Fürstin wie eine der herrlichsten Seiten ihrer Liebenswürdigkeit erschien.

Kein Charakter konnte auch wohl geeigneter und passender für ein derartiges Benehmen sein. Die Königin besaß alle Eigenschaften, um in engen Cirkeln und beim traulichen Geplauder reizend in ihrer Würde zu erscheinen; sie besaß die Leichtigkeit des Geistes, um sich in Andere zu finden; sie verstand zu fesseln und zu verpflichten, zu ermuthigen und Andere mit sich selber zufrieden zu machen. Bei der Berührung mit ihr befreundeten Geistern, in der Traulichkeit der Privatgespräche, offenbarte ihr Geist alle Leichtigkeit und Springkraft des französischen Esprit; sie war ohnstreitig Französin comme il faut und hatte von allen Geistern Frankreichs gelernt, ohne ihrer Eigenthümlichkeit, ihrer Jugendlichkeit, man kann sagen ihrer Kindlichkeit verlustig gegangen zu sein. Glückliche Zeiten, in denen die Königin sich ganz ihrem Naturell überließ und die ernsten Bücher, die Politik, das ganze Gebiet männlichen Denkens und Wirkens verabscheute und für unendlich langweilig hielt, ohne daraus irgendwie ein Geheimniß zu machen! Umgeben von den interessantesten Geistern und den größten Vertretern des französischen Esprit, wurde sie von Allen als Meisterin im Witz anerkannt; aber die Ironie, die ihr zu Gebote stand, verletzte nicht; sie glich der Schalkhaftigkeit eines jungen Mädchens, man hätte meinen können dem Ausbruch ihres lustigen und gesunden Sinnes. Mit einem Lächeln, wie es nur ihr eigen war, nannte sie die Franzosen „meine reizenden, bösen Unterthanen“; ihre Urtheile waren ein Wort, ein Witz, welcher zündete. Als sie Florian las, sagte sie: „Ich glaube Milchsuppe zu essen“; — bedarf es wohl noch eines besseren Maßstabes für die Ironie Marie Antoinettens, für das Wesen dieses seltenen Geistes, für diesen Esprit eines geistreichen Mannes im Munde und mit dem Ton eines Weibes?

Die Königin liebte die Literatur. Sie verschaffte Chamfort, dem Freunde des Herrn von Vaudreuil, eine Pension und kündigte dem Schriftsteller selbst deren Bewilligung mit so schmeichelhaften Worten an, daß dieser meinte, sie weder wiederholen noch vergessen zu können. Der Verfasser von „Mustapha und Zeangir" war nicht der Einzige, welcher von der Wohlthätigkeit Marie Antoinettens bedacht wurde. Die Königin hatte Aufmunterung und Belohnung für alle geistigen Schöpfungen, welche ihren Ideen und ihrem Geschlechte zusagten. Sie diente dem Talent und trat für dasselbe überall als Vermittlerin auf. Durch sie kam der Abbé Delille dahin, sein Glück zu machen; sie bewirkte die Rückkehr Voltaire's nach Paris, begrüßte hier den berühmten Greis und versuchte, in Erinnerung der durch die Marschallin von Mouchy einst bewirkten Vorstellung von Madame Geoffroi, der Schützerin der Encyklopädie, den Dichter der Henriade auch am Hofe Ludwig's XVI. einzuführen. Die Chronik des Tages, die Anecdoten und Geschichtchen des Hofes bildeten keineswegs die einzige Beschäftigung der Königin; sie konnten weder ihrem Geist noch ihren Neigungen genügen. Ihre schönsten Stunden wurden mit Beschäftigung edlerer Art, mit Kunst und besonders mit Musik ausgefüllt. Auch dafür war sie leidenschaftliche Liebhaberin; sie protegirte die großen Componisten, oder vielmehr, sie suchte ihre Freundschaft und machte ihrem Ehrgeiz den Hof; sie ging gern mit ihnen um und sogar zu ihnen hin, und auch hierbei offenbarte sie ihren zarten Sinn und einen feinen Tact, zu belohnen und zu erfreuen. Gretry wurde von ihr gelobt und mit Beifall bedacht, und seine Tochter erhielt den Titel einer Pathe der Königin von Frankreich. Sie unterstützte Gluck mit ihrem Applaus, brachte ihm den Beifall des Hofes zu und vertheidigte ihn mit feurigem Enthusiasmus gegen die Absprechereien des Herrn von Noailles; sie gab ihm in einer Ehrensache den Herzog von Nivernois zum Bürgen, ermuthigte

ihn, seine ersten Compositionen zur Aufführung zu bringen; sie umgab seine Eitelkeit mit allerhand Aufmerksamkeiten, wachte selber darüber, daß die Ruhe nicht gestört werde, wenn er am Klavier saß, und kämpfte endlich mit ihrer Person und allen ihren Kräften für das Glück seiner Opern gegen den musikalischen Geschmack der Nation. Garat und die Saint=Huberti fanden dieselben Aufmerksamkeiten und wurden mit gleichem Eifer von dieser Königin protegirt, welche jedem Ruhm ihre Hand zum Kusse reichte, wie Ludwig XIV., der Molière sich setzen hieß.

Die Liebe zur Musik hatte die Königin zur Vorliebe für das Theater geführt, welches eines ihrer liebsten Vergnügen und eine der angenehmsten Zerstreuungen für sie bildete. Sie scheute sich selbst nicht, den Proben derjenigen Stücke beizuwohnen, welche die Dichter dem Theater eingereicht hatten, und in einer Woche hörte sie sogar drei Mal denselben zu. Und warum auch nicht? War es doch eine Leidenschaft jener Zeit, und ganz Frankreich, vom Palais royal herab bis zum Schlosse de la Chevrette, spielte Theater; ja, es bedurfte eines besonderen Erlasses von Seiten des Kriegsministers, um die Theaterleidenschaft, die in die Regimenter gefahren war, einzudämmen! Welche Königin sollte die Mode nicht lieben? Welche Frau ginge nicht gern in's Theater? Und ein wie elender Aufenthalt wäre Trianon ohne ein Theater gewesen?

Das Theater in Trianon glich einem Tempel daselbst. Die zwei jonischen Säulen auf einer Seite des „französischen Gartens" mit dem Giebel, gekrönt von einem Amor mit Leier und Lorbeerkranz, das ist der Eingang zum Theater. Der Saal ist weiß und mit Gold geziert; blauer Sammet deckt die Sitze des Orchesters und die Logenbrüstungen; Pilaster tragen den ersten Rang; Löwenhäupter stützen die zweite Gallerie, und oberhalb der Logen halten Amors Guirlanden. Lagrenée hat den Plafond mit olympischen Gestalten bemalt; zu jeder Seite der

Bühne laufen zwei Nymphen in Fackeln aus, und zwei andere Nymphen halten über dem Vorhang das Wappen Marie Antoinettens.

Dieses kleine, allerliebste Theater, in dem wahrhafte Künstler gespielt haben, und auf dem auch einmal die Parodie der Gluckschen „Alceste" dargestellt wurde, hatte die Königin wieder zur Aufnahme ihrer Vergnügungen als Dauphine verleitet. Nach tausend Protestationen und langen Verhandlungen wurde ausgemacht, daß mit Ausnahme des Grafen von Artois kein junger Mann Mitglied der Gesellschaft sein solle, und daß nur der König, Monsieur und die Prinzessinnen, welche nicht mitspielten, Zuschauer sein dürften. Dieses anfängliche Publikum vergrößerte man später, um die Spieler zum Wetteifer zu ermuntern, durch Hinzulassung der Damen der Königin mit ihren Schwestern und Töchtern. Noch später, als der Erfolg und die Neugier gesteigert waren, dehnte man den Eintritt auch noch für die Officiere der Garde du Corps, für die Stallmeister des Königs und die seiner Brüder, und selbst für einige Hofleute aus, welche dem Schauspiel aber nur aus vergitterten Logen zusehen durften. Der Sänger Caillot wurde dazu bestimmt, um kleine komische Opern einzustudiren und zu unterstützen; Dazincourt war mit der Regie betraut, während Herr von Vaudreuil, der als der beste Schauspieler in den Pariser Salons galt, die Direction und Anordnung des Ganzen hatte.

Nach diesen Vorbereitungen und Ausrüstungen begannen die königlichen Vorstellungen. Die erste war „der König und der Pächter", gefolgt von der „unvorsichtigen Wetterin." Die Königin, welcher, wie Grimm sagt,*) „keine Grazie fehlte", spielte die Rollen der Jenny und der Soubrette; der Graf von Artois den Kammerdiener und den Hegereiter; unterstützt wurden sie durch Herrn von Vaudreuil als Richard und durch

*) In seiner Correspondance littéraire vol. X.

die Herzogin von Guiche als kleine Betsy. Diane von Polignac machte die Mutter, und die Rolle des Königs spielte Herr von Adhémar mit seiner meckernden Stimme, die der Königin unaufhörliches Lachen bereitete. Hierauf wurden „Man denkt nie an Alles“ und „die Treulosen“ gegeben; dann ging der Ehrgeiz und Uebermuth so weit, daß die Aufführung des „Barbiers von Sevilla“ ermöglicht wurde. Am 19. August 1785 spielte die Königin die Rosine, der Graf von Artois den Figaro, Herr von Vaudreuil den Almaviva, der Herzog von Guiche den Bartolo und Herr von Crussol den Basilio.

Das Theater von Trianon bildete alle Freude der Königin und ihre Hauptbeschäftigung; Alles wollte sie daraus machen, Alles dabei leiten und anordnen; sie correspondirte selbst mit den Lieferanten, befahl hier und da Verbesserungen der Decorationen, und überwachte die Arbeiten, wenn deren unternommen wurden. Dies war ein Winkel ihres kleinen Königreiches, den sie selbst zu verwalten verstand und wo sie sich gefiel, allein zu regieren. Vergebens mühte sich der Herzog von Fronsac ab, das Theater von Trianon ebenso wie alle anderen Theater von Paris seiner Autorität unterzuordnen. Marie Antoinette hatte auf alle seine Vorstellungen und auf jeden seiner Briefe nur dieselbe Antwort: „Sie können nicht die Leitung haben, wo wir die Schauspieler sind; überdies habe ich Ihnen bereits meine Ansichten über Trianon zu erkennen gegeben: ich halte hier keinen Hof, sondern lebe hier als Privatperson.“ Die Königin begegnete so jeder Usurpation, verhinderte jegliche Einmischung und wachte über ihr Vergnügen und über ihr Theater mit einem absoluten Meisterrecht, von dessen Eifersucht und Milde ein Brief an den Grafen Esterházy Kenntniß giebt: „Meine kleinen Schauspiele in Trianon“, heißt es darin, „scheinen mir von den Regeln des gewöhnlichen Lebens ausgenommen werden zu müssen. Was den Mann betrifft, den Sie wegen der begangenen Verwüstung in

Haft halten, so verlange ich, daß Sie ihn freilassen . ., und, da der König gesagt hat, daß er mein Sträfling sei, so begnadige ich ihn."

V.

Ansprüche der Polignac'schen Gesellschaft. — Die Ernennung Calonne's wird der Königin zugeschrieben. — Die Königin wird durch ihre Freunde compromittirt. — Klagen und Kaltsinn der Freunde Marie Antoinettens. — Tod des Herzogs von Choiseul. — Wiederanschluß der Königin an Frau von Lamballe. — Die öffentliche Meinung gegen die Königin. — Kauf von St. Cloud. — Traurige Ahnungen Marie Antoinettens.

Das Privatleben, seine Annehmlichkeiten, seine Neigungen sind den Fürsten verboten. Als Staatsgefangene in ihren Palästen können sie dieselben nicht verlassen, ohne die Religion der Völker und den Respect der öffentlichen Meinung abzuschwächen. Ihr Vergnügen soll groß und königlich sein, ihre Freundschaft erhaben und ohne Vertraulichkeit, ihr Lächeln öffentlich und für Alle. Selbst ihr Herz gehört ihnen nicht und sie dürfen demselben nicht folgen, wie ihnen beliebt.

Die Königinnen sind wie die Könige dieser Strafe und Buße des Königthums unterworfen. Steigen sie bis zum Geschmack der Privatleute herab, so erwirbt ihnen weder ihr Geschlecht, noch ihr Alter, weder die Natürlichkeit ihres Herzens, noch die Naivetät ihrer Gefühle, noch die Reinheit und Innigkeit ihrer Hingebungen, die Nachsicht der Hofleute oder das Schweigen der Schlechten, oder die Liebe der Geschichte.

Diese Erfahrung war lange und schmerzlich genug für Marie Antoinette, denn sie lernte nicht blos ihren Irrthum erkennen, sondern sie büßte auch ihre Illusionen ein: sie mußte einsehen, und das war ihr bitterster Schmerz, daß Königinnen keine Freunde haben. Alle die Anhänglichkeiten, welche sie für

aufrichtig genommen, waren wenig mehr als Berechnung und persönliches Interesse. Diese reizende Welt, mit der sie sich umgeben, diese liebenswürdigen Menschen und feinen Geister rissen bald ihre Masken herab, legten ihren Ehrgeiz blos und offenbarten ihren Egoismus. Alle wollten, daß Trianon ihr Glück mache, sie zu Stellen, Würden und zu großen Rollen in Versailles erhebe; selbst die Anhänglichsten hatten ihren Ehrgeiz, ihr Verlangen, ihre Wünsche, Zwecke und Absichten, und an diesem Hofe, welcher einer Landpartie des auf Urlaub befindlichen Königthums glich, kam es bald so weit, daß Intriguen spielten, Höflinge sich kund gaben und die Königin sich zu wehren hatte.

Der liebenswürdige Liebling der Gesellschaft, Herr von Besenval, verlangte zwar selbst nicht nach Stellen, aber er wollte dafür Minister machen; der hübsche Sänger, Herr d'Adhémar, sehnte sich nach dem Gesandtschaftsposten in London, und auch Herr von Vaudreuil arbeitete im Geheimen auf die Charge des Gouverneurs des Dauphin hin. Die Schwägerin der Frau von Polignac, Diane von Polignac, war der Sporn dieser drei Männer; sie bestärkte sie in ihren Wünschen, leitete sie und besaß bei ihnen allen Einfluß; sie entwarf für sie die Tagesordnung, instruirte sie, kurz und gut, machte Alles durch sie. Dabei war sie hoffärtig und ihres Ansehens wie ihrer Stellung als Ehrendame bei Madame Elisabeth so sicher, daß sie wenig auf ihre Pflichten hielt, und einmal ihre junge Gebieterin allein nach St. Cyr gehen und von Ludwig XVI. zurückbegleiten ließ. Die zerstörten Hoffnungen des Ehrgeizes verfehlten nicht, in diese Gesellschaft bald Verdruß und Bitterkeit hineinzubringen; nur die Herzogin von Polignac blieb sich inmitten dieser unzufriedenen Stellenjäger gleich; sie war nach wie vor dieselbe Liebenswürdigkeit, dieselbe Heiterkeit und die alte Freundin. Aber es entging der Königin nicht, daß sie unbewußt nur ein Werkzeug für die Zwecke und in den Hän-

den ihrer Schwägerin, des Herrn von Baudreuil, und aller Derjenigen sei, welche sich ihr nahten und denen sie unaufhörlich gefällig war.

Marie Antoinette hatte früher geglaubt, daß sie um sich Charaktere habe, die in edlen Gesinnungen sich ihr hingeben und Nichts von der Königin begehren würden; sie war bald genug von dieser Einbildung geheilt. Aber sie fühlte auch, daß sie zu sehr mit den Kreisen der Polignac's verbunden sei, als daß ein Bruch mit ihnen nicht Eclat gemacht hätte und vorläufig vermieden werden müsse. Um sie herum ward indessen Versailles, wo alle Gnadenbezeigungen nur noch durch die zweite Hand erlangt werden konnten, mehr und mehr öde; denn die ersten Familien Frankreichs überließen die Königin von Trianon sich selbst.

So lange als möglich hatte Marie Antoinette durch Concessionen die Ansprüche ihrer Freunde zu dämpfen gesucht. Sie liebte Herrn von Calonne gar nicht und verhehlte es sich selbst am wenigsten, aber während der Tage körperlicher Schwäche, welche einer unzeitigen Niederkunft folgten, gab sie dem Andringen nach, und Herr von Calonne, ein Schmeichler der Polignac'schen Gesellschaft, wurde zum General-Controleur der Finanzen ernannt. Die Königin hatte so wenig Zutrauen zu ihm, daß sie ihre Befürchtungen, die Finanzen des Staats möchten „aus den Händen eines redlichen Mannes ohne Talente in die eines geschickten Intriguanten fallen", nicht verhehlte, und weder die Anstrengungen der Polignac's, noch die niedrige Schmeichelei des neuen Ministers selbst, vermochten die Königin für denselben günstiger zu stimmen. Und während draußen das Publikum Calonne und Marie Antoinette wie Verbündete und Genossen betrachtete, stand diese selbst ihm fremd gegenüber und empfand Gewissensbisse über ihre Schwäche, sie mißtraute und beargwöhnte ihn; sie vermied es, seine Dienste in Anspruch zu nehmen, und freute sich darüber, daß Calonne die Million Francs

verweigert wurde, die er im Namen der Königin von Frankreich den drei von Ludwig XVI. gespendeten Millionen zufügen wollte, um sie unter die Armen im Winter 1784 zu vertheilen.

Die Aufführung von Beaumarchais' „Figaro" offenbarte der Königin noch mehr die Gefährlichkeit einer Gesellschaft, welche vor dem Mißbrauch ihrer Gunst nicht zurückschreckte. Die Gesellschaft der Frau von Polignac hatte die Königin neugierig auf „Figaro", diese kostbare Satyre des Hofes und der damaligen Zeit, gemacht, welche ohne Zweifel nach der Wirklichkeit und vielleicht auf Angaben des Prinzen von Conti hin abgefaßt worden. Die Königin gab das Manuscript des Beaumarchais'schen Lustspiels dem Könige zu lesen und dieser sprach sich entschieden gegen eine Aufführung desselben aus; auch wurde eine lettre-de-cachet gegen eine in der Provinz gegebene Vorstellung davon erlassen. Wer war es, der dem Willen des Königs gleichwohl zu trotzen wagte und den „Figaro" in seinem Landhause aufführen ließ? Es war Herr von Vaudreuil. Wer versicherte, daß man darin gestrichen und gemildert habe und bürgte für die Moralität des Stücks? Herr von Vaudreuil. Wer endlich feierte, als der Widerstand des Königs doch besiegt und „Figaro" öffentlich gegeben worden, die Tendenzen und den Ruhm Beaumarchais'? Wieder Herr von Vaudreuil, welcher den Hof getäuscht und die Königin überredet hatte. Nachdem nun Marie Antoinette eines Besseren belehrt war, konnte sie sich einiger Vorwürfe an Herrn von Vaudreuil nicht enthalten und beschwerte sich ernstlich über die Indiscretion und Verwegenheit einer Freundschaft, welche sie in einem nur allzu geistreichen Scandal compromittirt habe. Aber Vaudreuil nahm dies sehr übel auf; er merkte, daß seine Zeit vorüber sei, und setzte nun alle bisherigen Rücksichten hintenan; eines Tages zeigte die Königin Madame Campan die zwei Stücke ihres Billardqueues, das aus einem Rinoceroszahn

mit goldenem Kolben bestand: Herr von Vaudreuil hatte es aus Wuth zerbrochen.

Aber es kamen noch gewichtigere Umstände hinzu, um zwischen der Königin und der Polignac'schen Gesellschaft eine Entfremdung herbeizuführen, das waren besonders ministerielle Einschränkungen der hohen Stellungen, denen sich endlich auch die Königin unterworfen hatte. Alle bisherigen Günstlinge zitterten nun davor, daß ihnen ihre reichdotirten Chargen benommen werden könnten. Besenval, der für Alle das Wort nahm, meinte mit einer sehr verdrießlichen Miene zur Königin:

„Es ist sicherlich abscheulich, in einem Lande zu leben, wo man nicht sicher ist, am nächsten Tage noch zu besitzen, was man am Abend vorher gehabt; das ist nur in der Türkei Mode!"

Als der bisherige große Marstall zu einem kleinen umgewandelt werden sollte, gelang es dem Herrn von Coigny, der in Trianon bei der Königin dinirt hatte und mit ihr spazieren ging, nicht, diese von einer Zustimmung dieses Vorhabens abzuhalten. Er hatte deshalb eine heftige Scene mit seiner Wohlthäterin und auch mit dem Könige einen bis zur Beleidigung gehenden Streit.

Herr von Polignac fühlte sich schwer durch die Bitte der Königin gekränkt, seine Stelle als Postdirector niederzulegen; in Gegenwart des Erzbischofs von Toulouse, vor dem er die Nothwendigkeit und Schicklichkeit seiner Demission bestreiten wollte, sagte er zur Königin:

„Madame, ohne von Eurer Majestät einen Ausspruch zu erwarten, der nicht zweifelhaft sein kann, genügt es mir, daß sie einen leisen Wunsch zu erkennen giebt, um die Stellung, welche ich durch ihre Güte inne gehabt, niederzulegen; ich gebe hiermit meine Entlassung."

Die Königin nahm die Entlassung des Herrn von Polignac an. Auch ließ sie sich nicht herbei, beim Könige zu

Gunsten der Schulden des Herrn von Vaudreuil zu reden, und so löste sich dieses Verhältniß von Einstmals allmählig auf. Herr von Mercy erschien nicht mehr im Salon der Frau von Polignac, als wenn die Pflichten der Höflichkeit es erheischten, und auch Herr von Fersen ließ sich daselbst nicht mehr sehen. Die Gesellschaft der Königin bestand jetzt nur noch aus einigen Fremden; als ein Freund der Königin ihr die Gefahren einer so sichtlichen Bevorzugung vorstellte, antwortete sie niedergeschlagen:

„Sie haben Recht; aber es sind Leute, welche Nichts von mir verlangen!"

Zu dieser Zeit war es, wo eine ihrer liebsten Hoffnungen, welche sie niemals aufgegeben und neuerdings mehr denn jemals wieder belebt hatte, zertrümmert wurde. Sie verlor einen Freund, dessen Anhänglichkeit ihr kostbar war, dessen Gunst von ihr keine Opfer begehrt haben würde: Herr von Choiseul starb. Damit mußte die Königin auf die einzige Illusion und das einzige politische Werk verzichten, für welches sie einige Anstrengungen aufgeboten hatte, nämlich auf den Wiedereintritt des Vermittlers ihrer Ehe in den Staatsdienst. Es war nun umsonst, daß sie Herrn von Choiseul dem Könige allmählig wieder näher gebracht hatte, demselben Könige, der so lange Zeit gesagt: „daß man mir niemals mehr von diesem Manne rede;" es war nun ohne Folge, daß sie es erreicht gehabt, Herrn von Choiseul vom Könige bei Gelegenheit der Erneuerung der Verträge von 1755, und als die Politik Vergennes' Frankreich mit einer Alliance des österreichischen und englischen Hofes bedrohte, um Rath gefragt zu sehen; es nützte Nichts mehr, daß sie durch die Ernennung des Herrn von Castries, den man allgemein als den Nachfolger der Choiseul'schen Politik betrachtete, auf die Ernennung des ehemaligen Ministers selbst vorbereitet hatte — alle mit so viel Geduld erkaufte Siege; die Unterredungen des Königs, welche dieser auf Bitten der

Königin hin mit Choiseul gehabt, und durch welche Ludwig XVI. weniger unfreundlich gegen Choiseul und sehr verdrießlich über Vergennes gestimmt worden; der glückliche Widerstand der Königin gegen die durch Frau von Maurepas und dem Abbé von Veri so erfolgreich begünstigte Politik des Herrn von Maurepas; alles Terrain, welches sie für Choiseul nach dem Tode Maurepas' gewonnen — alle diese Anstrengungen waren nun vergeblich, und gerade in einem Augenblicke, wo Alles bereit war, wo Alles leicht und sicher zu vollziehen war, wo die Fehler Calonne's seinem Nachfolger so sehr zu Statten kamen und Choiseul in's Ministerium gerufen haben würden, gerade in diesem Augenblick mußte Choiseul plötzlich vom Tode abgerufen werden! Jetzt blieben der Königin keine anderen Freunde mehr als Mißvergnügte und Undankbare!

Es war nicht zu verwundern, wenn sich Marie Antoinette jetzt wieder inniger einer Freundin anschloß, die sie nie zu compromittiren getrachtet und welche, wenn auch weniger mit ihren Empfindungen kokettirend, weniger graciös und von geringerer Lebhaftigkeit in ihrer Freundschaft als Frau von Polignac, doch in ihrer aufrichtigen Hingebung nicht ermüdet war. Es giebt Irrthümer und Zerstreuungen des Herzens, welche dessen Empfindungen und Erkenntlichkeit nicht zu schmälern vermögen; so hatte die Königin auch niemals Frau von Lamballe vergessen; sie hatte ihrer stets gedacht, ohne daß es des Gemäldes in ihrem Zimmer, welches Frau von Lamballe darstellte, deswegen bedurft hätte. Es schien der Königin, als wenn sie von Frau von Lamballe nur durch eine Abwesenheit von kurzer Dauer getrennt gewesen, und es setzte sie keineswegs in Verlegenheit, als sie jetzt wieder einmal nach ihrem Hôtel von Toulouse fuhr, um dort zu Mittag zu speisen und ihr derselben Beileid wegen des Todes ihres Bruders, des Fürsten von Carignan, auszudrücken; es geschah ohne Zwang und mit aller Freude des Wiedersehens, daß Marie Antoinette wieder zu

dieser Freundin zurückkehrte, welche sich ohne Empfindlichkeit entfernt hatte und ohne Vorwürfe sich wieder anschloß.

„Glauben Sie doch nie, sagte ihr die Königin, daß es möglich sei, Sie nicht zu lieben; es ist ein Bedürfniß meines Herzens!“

Aber es kamen noch andere Verdrießlichkeiten, gegen welche alle Tröstungen der Frau vom Lamballe nicht auszureichen vermochten. Satyren, Lieder, giftige Couplets, Libelle und Verläumdungen, wie sie unter Ludwig XIV. allenfalls in Versailles allein circulirten, die jetzt aber öffentlich und in schamloser Weise durch heimliche Pressen verbreitet und unter das Volk vertheilt wurden, hatten die Liebe der Nation für die Königin erschüttert und die Achtung vor ihr genommen. Eine Reise nach Paris ließ die Königin diese Umwandlung und den Umschlag der öffentlichen Meinung erkennen. Keine Vivats, keine Zurufe mehr! Wie? Sind die Tage von 1777, die Freudenrufe, die Hymnen, die Opernchöre, welche eine begeisterte Versammlung sonst wiederholte, für immer vorüber? Schweigen empfing jetzt die Königin, Gleichgültigkeit begleitete sie. In Thränen aufgelöst kam sie nach Versailles zurück und fragte sich: „Was habe ich ihnen denn gethan?“ Die Unglückliche! sie fing die Lehrjahre ihrer Unpopularität an.

Vergeblich suchte sie nun nach den Vergehen, die sie begangen haben könnte; sie wollte Alles wieder gut machen, sie hielt fest an den Sympathien früherer Zeiten und kaufte deshalb das Schloß von St. Cloud. Sie that es nicht allein als Mutter, der für ihren Sohn von den Aerzten der Aufenthalt daselbst angerathen worden; auch nicht als Gattin, um dort während der Reparaturen in Versailles die königliche Familie beisammen zu wissen; St. Cloud war in den Augen der Königin das Mittel, sich dem Volke wieder zu nähern, von dem sie Versailles und Trianon entfernt hatten; hier war sie dicht bei ihm und in ihm drin. War doch St. Cloud auch für sie

die Stätte ihrer ersten Popularität und fing doch hier Frankreichs Liebe zu ihr an! Sollte das Echo der Gärten nicht noch die Zurufe der Menge, ihr Gejauchze, den Rausch ihres Glücks und ihrer Feier bewahrt haben? Warum nicht an den guten Genius dieses Ortes glauben? Und wenn sie, wie früher, wieder durch diese Gärten streifen, sich durch die Pariser des Sonntags hindurchdrängen und von ihnen gedrängt würde; wenn sie wieder an ihren Vergnügen Theil nehmen, und von Allen gesehen dem Schifferstechen mit ihren Kindern an der Hand zuschauen würde; wenn sie den Dauphin dem Volke zeige und ihn mit ihren Armen hoch über die Vivats emporhebe — was sollte sie dann wohl hindern, das Frankreich und das Volk von 1772 und 1773 wieder zu finden? Was denn? — die Zeit und die Menschen.

Noch vor dem Ankauf von St. Cloud, das dem Herzog von Orleans gehörte, nahmen die Beschuldigungen gegen die Königin ihren Anfang; nach dem Kauf brachen sie offen los. Ungeheure Ausgaben, murmelte man, in dem Augenblick, wo der Staat so verschuldet ist! Ein Anschlag von Seiten der Localpolizei mit der Formel: „Von Seiten der Königin“, veranlaßt d'Eprémesnil zu der groben Aeußerung: „daß es unpolitisch und unmoralisch sei, Schlösser im Besitz einer Königin von Frankreich zu sehen.“ Die Einwohner von St. Cloud, welche bestimmt wurden, die Hofleute bei sich aufzunehmen, die im Schlosse nicht untergebracht werden konnten, waren deswegen außerordentlich gegen die Königin erbittert, und das Volk, dasselbe Volk, welches die Königin zu gewinnen hoffte, indem sie sich ihm annäherte, nahm ein aus den Salons der französischen Partei gefallenes Wort begierig auf und schrie längs seines Weges: „Wir gehen nach St. Cloud, um die Wasserkünste und die „Oesterreicherin“ zu sehen!“

Jetzt begann Marie Antoinette traurige, beunruhigende Ahnungen zu empfinden; es kamen schon Tage, drohend genug, und

an denen sich in den Gemüthern jenes heftige Etwas regte, an dem Bossuet die Vorzeichen von Staatsrevolutionen erkannte. Am 9. April 1787 schrieb die Königin nach England:

„Wo Sie sind, können Sie wenigstens die Befriedigung genießen, Nichts von Politik zu hören. Trotzdem Sie in einem Lande leben, wo es Parlamente giebt, Parteien und politische Bewegungen, können Sie sich doch die Ohren zustopfen und reden lassen wer will; aber hier vernehme ich fortwährend ein geheimnißvolles, beunruhigendes Geräusch. Die Oppositions- und politischen Schlagworte sind hier wie im englischen Parlament, nur mit dem Unterschied, daß, wenn man in London zur Opposition gehört, man auf die Gnade und Gunst des Königs verzichtet; während hier Viele allen vernünftigen und wohlwollenden Absichten des tugendhaftesten aller Herren Opposition machen, und doch seine Wohlthaten fortgenießen; das ist vielleicht schlauer, aber nicht edel. Die Zeit der Illusionen ist vorüber und wir machen sehr grausame Erfahrungen. Wir büßen heut schwer unsere Sympathien und Begeisterung für den amerikanischen Freiheitskrieg. Die Stimme der Redlichen ist durch die Masse und die Cabale unterdrückt; man giebt das Wesen der Dinge auf, um sich an Worte zu halten und den Krieg der Persönlichkeiten zu vergrößern, und die Aufrührerischen werden eher den Staat in's Verderben ziehen, als auf ihre Intriguen Verzicht leisten.“

VI.

Die Verläumdung der Königin. — Pamphlete, Libelle, Satyren, Lieder gegen die Königin. — Zeugen gegen ihre Ehre: Besenval, Lauzun, Talleyrand. — Urtheil des Prinzen von Ligne. — Die Halsbandgeschichte. — Verhaftung des Cardinals Rohan. — Dessen Vertheidigung. — Ableugnungen der Madame Lamotte. — Aussagen der d'Oliva und von Retaux de Villette. — Prüfung der Beweise und Zeugenaussagen. — Beschluß des Parlaments. — Beifall der Hallen bei der Freisprechung des Cardinals.

Am 15. August 1785, um elf Uhr Mittags, wurde der Fürst Louis von Rohan, Groß-Almosenier des Königs, in Versailles auf Befehl des Königs verhaftet. Ein großer Proceß sollte jetzt vor dem Parlament, vor Frankreich, vor ganz Europa gegen die Ehre der Königin von Frankreich verhandelt werden.

Bevor wir zu dieser unseligen und scandalösen Halsbandgeschichte übergehen, ist es nothwendig, den Anfang und die Vorbereitungen derselben zu bezeichnen. Es bedarf eines Hinweises auf die Vergiftung der öffentlichen Meinung bis zum Ausbruch des nationalen Vorurtheils, und mindestens einer Andeutung aller jener anonymen und ephemeren Anklagen, welche der großen, öffentlichen Beschuldigung vorausgegangen sind.

Dies ist eine der peinlichsten Pflichten für den Geschichtschreiber Marie Antoinettens. Was es ihm auch koste und wie sehr er sich auch davor scheut, er ist es sich schuldig, bis zum Scandal herabzusteigen und die Königin dem Schimpf gegenüber zu stellen. Er möchte so elende Beschuldigungen verachten, sie ihrer Schande überlassen und mit Stillschweigen bedecken; aber in einer so zarten Angelegenheit, wie die Tugend der Königin, erheischt die Geschichte von ihm Resignation. Es ist eine harte Nothwendigkeit, die Verläumdungen erzählen zu müssen, um ihnen antworten zu können.

Die Verläumdungen! Ja, wo ist ein Tag seit dem Jahre 1774, wo deren nicht auf Marie Antoinette geruht hätten? Seit dem „Lever de l'Aurore“ bis zu den Pamphlets, welche jetzt kostenfrei und umsonst über ganz Frankreich verbreitet wurden, was hatten sie nicht Alles erzählt und gewagt? Wohin waren sie nicht überall gedrungen? Man schmiedete Libelle in den Polizei-Bureaux; man warf Spottlieder in die Loge des Königs, vor dessen Füße; und dazu welche Geflüster, welche Erzählungen, Behauptungen, Lügen; welche halben Worte und welches bedeutsame Gelächter! Hört doch die Mißvergnügten, den Groll, die Eifersucht, die Abgeschmacktheit, die persönlichen und Partei-Leidenschaften; horcht doch auf das Zischeln und Gemurmel im Volke, welches steigt und wieder ermattet, wieder sich mehrt und von den Markt-Hallen bis nach Versailles und von Versailles nach den Hallen geht! Hört die Menge doch, die Chaisenträger, die Hofleute, welche die Verläumdungen aus Marly und von den Bällen der Königin mitbringen und sie durch die Post nach Paris verbreiten! Hört die Marquis im Foyer der Theater, bei der Schauspielerin Sophie Arnould und bei der Demare, bei den Maitressen und Sängerinnen! Fragt auf den Straßen, in den Vorzimmern, in den Salons, am Hofe, selbst in der königlichen Familie: überall sind die Verläumdungen, überall bis an der Seite der Königin!

Wo ist ein Vergnügen Marie Antoinettens, aus dem die Verläumdung nicht eine Waffe, einen Verdacht, einen Schimpf hergenommen hätte? Wieviel Stoff mußten ihre harmlosen Spiele nicht dazu bieten? Wieviel nicht ihre unschuldigen Ausgaben, durch welche die Königin ihr Gewissen vor Vorwürfen beruhigte; ihre kühnen Promenaden zu Pferde; ihre Freude auf den Bällen im Saal St. Martin bis zum Theaterspiel in Versailles; ihr Besuch der Opernhausbälle, zu denen sie nur in Begleitung einer einzigen Palastdame und mit ihren Dienern in grauen Ueberröcken ging? Welcher Sieg für die böse

Nachrede, als an einem Abend ihr Wagen beim Einfahren in Paris zerbrach und sie mit den naiven Worten in die Oper trat: „Ich bin es, und im Fiacre! Ist das nicht spaßhaft?“ Welche Reden bei Gelegenheit ihrer Spaziergänge im Jahre 1778, der „Nocturnalien“ auf der Schloßterrasse! Welche Verläumdung über ihre Eingezogenheit in Trianon!

Wurde wohl eine einzige Freundschaft der Königin respectirt? Nicht jede Zuneigung, selbst bei Denen, welche die Verläumdung zu mißachten schienen, den bösen Leumundsreden geopfert? Konnte ein einziger Mann, welches auch die Bande des Bluts zwischen ihm und der Königin waren, welche Verschiedenheit des Alters, und welche Antipathien zwischen Beiden auch bestehen mochten, der Königin nahen, ohne daß ihn die Verläumdung begrüßte und Ludwig XVI. bedauerte? Die Königin zeichnete Herrn von Coigny aus, welcher durch seinen edlen Charakter, durch die Erfahrungen seines Lebens und die Kenntniß des Hofes, die ihm seine fünf und vierzig Jahre und seine Eigenschaften als vollkommener Gentleman verschafft hatten, durch die Gravität und Strenge, mit der er wie ein alter spanischer Edelmann über die junge Königin wachte, ihr lieb und werth wie ein Lehrer, wie ein Freund und Ehrenwächter ihres Rufes geworden war; — sogleich wurde sie als Gattin verurtheilt.

Noch schlimmer war es während der Zeit, wo sich die Königin in gesegneten Umständen befand. Welche Namen wurden da nicht ausgesprochen, wenn man nur diejenigen rechnet, die nicht die größte Erniedrigung bezeichneten... Eduard Dillon, Herr von Coigny, der Herzog von Dorset, der Prinz Georg von Hessen-Darmstadt, der Officier der Garde du Corps Lambertye, ein gewisser du Roure, und ein Herr von St. Paër, der Graf von Romanzof, Lord Seymour, der Herzog von Guines und der junge Lord Strathavon .... genug davon; noch niedriger ist's nicht mehr Verläumdung, sondern Gemeinheit; da

ist's die „Civilliste", die Liste „aller Personen, mit denen die Königin ausschweifende Verbindungen gehabt hat." *)

Was ist von allen diesen Namen, diesen Gerüchten, Anecdoten, Scandalosen, von allen diesen Erzählungen, Liedern, Libellen, von dieser Verschwörung der Verläumdung gegen Marie Antoinette geblieben? Leider genug, das Vorurtheil!

Trauriges Geschick dieser Königin, deren Proceß ohne Beweismittel geführt, deren Andenken ohne genügenden Grund entehrt wurde! denn wo sind die Thatsachen? Ein Pamphlet wird euch sagen, daß sich das Antlitz der Königin aufhellte, sobald Eduard Dillon in den Saal trat; ein Anecdotensammler wird auch nach Hörensagen ein Wort mittheilen, welches die Königin nicht sagen konnte, und ein anderes, welches Ludwig XVI. nicht gesprochen hat. Das sind die Thatsachen über Dillon, und kaum giebt's so viel über die Anderen!

Aber über die „Man sagt" hinaus, was giebt es noch? Wo ist hinter der unbestimmten, nicht persönlichen und ohne Verantwortung ausgestoßenen Beschuldigung der Aukläger? Wo ist der Zeuge gegen Marie Antoinettens Ehre? Wo das Zeugniß? Das Zeugniß ist eine Phrase des Herrn von Besenval und der Zeuge Herr von Lauzun.

Besenval theilt in seinen Memoiren mit, daß, als er wegen des Duells des Grafen von Artois mit dem Herzog von Bourbon mit der Königin zu sprechen hatte, er durch Campan in ein Zimmer geführt worden sei, in dem ein Billard stand, welches er als das erkannte, auf dem er öfter mit der Königin gespielt hatte; dann in ein anderes Zimmer, welches er gar nicht kannte, und das sehr einfach, aber bequem möblirt war. „Ich war erstaunt, sagt nun Besenval, nicht, daß die Königin nach solchen Bequemlichkeiten Verlangen getragen, sondern daß sie sie

*) Eine solche „Liste civile" kam 1792 in Paris heraus.
Anm. d. Uebers.

auszuführen gewagt.“ Also ein Zimmer, das er nicht kennt, in diesem Versailles, in diesem zweiten Vatican von achthundert Zimmern, genügt Herrn von Besenval, um Marie Antoinette in Verdacht zu haben, ja, sie zu verurtheilen und zu verdammen. Das ist zu billig, um die Ehre einer Königin zu beschimpfen, und zu wenig für die strenge Gerechtigkeit der Geschichte. Ueberdies erklärt Madame Campan in ihren Memoiren auf's Genaueste die Bestimmung dieses Zimmers, welches nicht nur Ein Gemach, sondern eine kleine Wohnung mit sehr kleinem Vorzimmer, Schlaf- und Toilettengemach war, und wo sich die Ehrendame der Königin während deren Wochenbetten oder Krankheiten aufhalten sollte, zu welchem Behuf es auch mehrmals gedient hatte.

Herr von Besenval hatte die besten Gründe für sein Erstaunen und seine Entrüstung über solche Kleinigkeit. Was sagte er zu Campan, als er hinter ihm die Treppe bis zu jenem geheimnißvollen Gemach aufstieg? „Mein lieber Campan, mit grauen Haaren und Runzeln erwartet man nicht mehr, daß eine junge und hübsche Königin von zwanzig Jahren Einem dergleichen verborgene Wege aus anderen Ursachen nehmen läßt, als wegen geschäftlicher Angelegenheiten.“ Diese Reflexion war echt philosophisch, aber Herr von Besenval war nicht immer solch ein Philosoph. Hatte er doch eines Tages seine grauen Haare und seine Runzeln, sich selbst soweit vergessen, daß er sich der Königin zu Füßen geworfen!

„Erheben Sie sich, mein Herr, hatte ihm damals die Königin gesagt; der König soll Nichts von einem Verstoß erfahren, der Sie auf immer in Ungnade brächte.“

Und Herr von Besenval erhob sich, stotterte seine Entschuldigung mit einer Scham, welche ein galanter Mann nie vergißt und um derentwillen er sich niemals rächt.

Gehen wir nun zu mehr als einer Phrase, zu einer Zeugenaussage über, zu den Thatsachen und Beweisen, welche Herr

von Lauzun beibringt. Es wäre zu leicht, mit diesem Zeugen zu streiten, mit diesem Manne, „der romantisch war, weil er nicht heroisch sein konnte“, der sich durch seine Memoiren genug gekennzeichnet, beim Leben alle Arten der Liebe gekannt, im Tode sie alle entehrt hat. Wir sprechen nicht von diesem Manne: das Sprechenlassen ist die beste Art, die Ehre Marie Antoinettens zu rächen.

Die Königin hatte Herrn von Lauzun bei Frau von Guémenée kennen gelernt und ihn gütig aufgenommen. „In zwei Monaten, sagt Lauzun, wurde ich eine Art Günstling.“ Lauzun spricht hierbei nicht darüber, daß seine Gunst bei der Dauphine mit dem Tage begonnen, wo er, nach einem Aufenthalt von drei Wochen in Chanteloup bei Choiseul, dem er sein Vermögen und sich selbst zur Disposition gestellt hatte, auf einen Ball der Frau von Noailles kam und Nachrichten von dem verbannten Minister mitbrachte. Als Königin hatte Marie Antoinette die Dankbarkeit der Dauphine keinesweges vergessen, ebensowenig Herrn von Lauzun, den Verwandten Choiseul's, dessen Anhänglichkeit an diesen der König mit Ungnade gestraft hatte. Aber folgen wir Lauzun weiter. Sein Regiment ruft ihn; er reist ab, kommt dann wieder und nun steigt seine Gunst bis zum höchsten Grade. „Die Königin gestattete mir nicht, den Hof zu verlassen; ich mußte neben ihr beim Spiel sitzen, mich mit ihr fortwährend unterhalten, alle Abende zur Frau von Guémenée gehen, und sie zeigte ihre üble Laune, sobald es dort zu viel Menschen gab, welche ihre Aufmerksamkeit für mich, die sie fortwährend an den Tag legte, beeinträchtigen konnten.“ Kurz, will man Lauzun glauben, so hat sich ihm die Königin aufgedrungen und zwar der Art, daß Lauzun sie bitten mußte, „die starken Zeichen ihrer Güte“ einzustellen. Auf diese Bitten Lauzun's antwortet die Königin — mindestens müßte man die Ehre und das Gedächtniß Lauzun's bezweifeln, wollte man die Antwort der Königin nicht glauben:

„Wo denken Sie hin? Sollen wir auf unverschämte Andeutungen hin uns trennen? Nein, Herr von Lauzun, unser Verhältniß ist nicht zu zerreißen und Ihr Untergang ist auch der meine.“

Die Feinde jedoch, welche sich ihm zu Gefallen finden, und die Indiscretionen der Königin, bestimmen endlich Herrn von Lauzun, diesen Helden so vieler Abenteuer, zu fliehen, sich vom Hofe zu entfernen und nach Rußland zu gehen. Er theilt dies der Königin mit und nun kommt die Hauptscene des ganzen Romans. Hören wir nicht auf die in der Ausgabe von 1822 verstümmelten Memoiren, mit denen eine zu eifrige Censur der Königin nur allzu schlecht gedient hat; sondern auf das Manuscript Lauzun's selber:

„Lauzun, sagte die Königin danach, verlassen Sie mich nicht, ich beschwöre Sie darum! Was soll aus mir werden, wenn Sie mich verlassen?“ Und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Auf's Tiefste erschüttert, warf ich mich nun zu ihren Füßen:

„Warum kann mein Leben nicht so viel Güte, so hochherzige Gefühle bezahlen!“

Sie reichte mir die Hand; ich küßte sie mehrere Male mit Leidenschaft, ohne mich zu erheben. Sie bog sich liebevoll zu mir herab und ich preßte sie gegen mein lautklopfendes Herz. Sie erröthete, aber keine Spur von Zorn zeigte sich in ihren Augen. „Nun,“ sagte sie endlich, indem sie etwas zurücktrat, „werde ich Nichts erreichen?“

„Glauben Sie es?“ antwortete ich mit Leidenschaft. „Gehör' ich mir denn noch? Sind Sie denn nicht Alles für mich? Sie allein sind's ja, der ich mich weihen will; Sie allein sind meine einzige Königin! Ja,“ fuhr ich ruhiger fort, „Sie sind meine Gebieterin, Sie sind die Königin von Frankreich.

Ihre Augen schienen von mir noch einen anderen Titel zu begehren ....“

Sonach hat sich die Königin also Herrn von Lauzun an=

geboten und Herr von Lauzun hat die Königin abgewiesen. Wir haben ihn sprechen lassen und ihm damit geantwortet.

Aber ist Herr von Lauzun nicht auch ein ähnlicher Historiker wie Besenval? Es giebt in der That in dem Leben des Don Juan eine schmachvolle Seite und einen Tag der Niederlage: das ist der Tag, an dem die Königin heftig ihre Thür aufriß und zu Herrn von Lauzun mit erzürnter Stimme und bezeichnender Bewegung sagte:

„Gehen Sie, mein Herr!"

Die Memoiren Lauzun's sprechen freilich nicht davon....

Wir hätten fast noch eine Verläumdung vergessen, die des Herrn von Fersen; aber diese hat zu Bürgen noch Weniger, als die Aussagen Besenval's und Lauzun's haben: nämlich nicht mehr als das Wort des Herrn von Talleyrand.

Was bleiben nun noch für Aukläger gegen Marie Antoinette? Ihre Vertheidiger, Diejenigen, welche gesagt haben, daß es dem Andenken der Königin sehr schlechte Dienste leisten würde, wolle man „Alles läugnen;" daß man Manches auf Rechnung ihrer Schwächen, auf die Schwachheit ihres Geschlechts und des Menschen überhaupt setzen müsse, und daß ihr noch genug der schönsten Tugenden blieben, um das Mitleid und die Sympathien, ja selbst die Achtung der Nachwelt zu verdienen. Eigenthümliche Historiker, welche der Geschichte so leichten Charakter zutrauen und ihre Moral bis zu solcher Nachsicht herabsetzen! Freunde, schlimmer, als alle Feinde Marie Antoinettens, solche Leute wie Tilly, welche sie unter Entschuldigungen vertheidigen!

Nein, Marie Antoinette hat keiner Entschuldigungen nöthig, die Verläumdungen waren ohne Halt und Grund: Marie Antoinette war immer treu. Ihre ganze Jugend, was sie als Weib, was sie als Gattin gewesen, wird durch die Worte des Prinzen von Ligne geschildert: „Die behauptete Galanterie der Königin war niemals mehr, als ein tiefes Gefühl der Freund-

schaft für eine oder zwei Personen, und eine Koketterie der Frau, der Königin, um Allen gefallen zu wollen."

Das Urtheil der Geschichte wird nie über diesen Ausspruch hinaus, noch unter ihn herab gehen; es wird hierbei stehen bleiben, und damit den genauen Maßstab der Billigkeit, der Wahrheit und Gerechtigkeit besitzen.

Viele giebt es, welche wegen der Halsbandgeschichte Marie Antoinette verdammen; sie verdammen Nichts als die Verläumdung; denn es gab wohl nie ein größeres Beispiel von Absurdität und Wahnwitz ihrer Ankläger.

Das Wesen dieses Processes ist sehr einfach; entweder die Königin ist unschuldig, oder man muß annehmen, daß sie sich für einen Schmuck verkauft hat; und wem? dem Manne in Frankreich, gegen den sie die lebhaftesten und gerechtesten Vorurtheile hegte. Und wer sind, nimmt man diese Hypothese an, die Zeugen, deren Aussagen mehr gelten können, als die Abläugnungen der Königin? Es ist ein Haufe Unglücklicher ohne Beschäftigung, ohne Mittel; es sind Leute, die sich zu allen Diensten hergaben; Industrieritter, Unterhändler, Bettler, die ihr Brod in dem Vorzimmer auflasen, vom Zufall und unzüchtigen Gewerbe lebten, die von Schenke zu Schenke herumbummelten, mit den Gastwirthen sich stritten und rauften, und überall wegen Läpperschulden verfolgt wurden.

Die Geschichte ist folgende:

Der Juwelier Böhmer hatte der Königin ein Ohrgeschmeide für 360,000 Francs verkauft, welche Summe aus der Kasse der Königin, die über 100,000 Thaler jährlich zu verfügen hatte, bezahlt werden sollte. Böhmer hatte überdies dem Könige für die Königin einen Schmuck von Rubinen und Diamanten, sowie ein Paar Armbänder für 800,000 Francs geliefert. Die Königin hatte Böhmer indessen erklärt, daß sie genug Schmucksachen besitze und Nichts mehr hinzufügen wolle, und das Publikum sah sie so selten ihre Diamanten tragen, daß

es allgemein glaubte, sie habe sich derselben entschlagen. Böhmer beschäftigte sich trotzdem noch damit, die schönsten Diamanten, welche im Handel aufzutreiben waren, zu einem Halsband zusammen zu stellen, und diesen Schmuck bestimmte er heimlich der Königin. Er versuchte ihn der Königin durch einen Hofmann anbieten zu lassen; auch fand sich ein Edelmann, welcher dem Könige davon sprach. Dieser, entzückt von der Schönheit der Diamanten, hatte nichts Eiligeres zu thun, als sie der Königin zum Geschenk zu machen; aber Marie Antoinette gab zu erkennen, daß sie vor der Ausgabe für einen solchen Schmuck zurückschrecke, daß sie genug schöne Diamanten habe, um sich, da die Hofsitte nicht mehr gestatte, damit vier oder fünf Mal im Jahre schmücken zu können, und daß Alles in Allem genommen — man war damals im Kriege — es besser wäre, wenn man Frankreich ein Schiff, als der Königin einen Schmuck schenke.

Ein Jahr später, während dessen Böhmer sein Geschmeide vergeblich allen Höfen Europa's angeboten hatte, bot es der König von Neuem seiner Gemahlin an; aber die Königin verweigerte wiederum die Annahme desselben. Nach dieser Weigerung bat Böhmer, in seiner Eigenschaft als Hofjuwelier, um eine Audienz bei der Königin; er warf sich ihr zu Füßen und erklärte, daß er ein ruinirter Mann sei, dem Nichts übrig bleibe, als sich in's Wasser zu stürzen. Die Königin entgegnete ihm, daß sie ja das Halsband, welches nun seinen Ruin bewirke, nicht bestellt, im Gegentheil auf alle seine Vorschläge zum Ankauf neuer Schmucksachen ihm erklärt habe, nicht vier Diamanten den ihrigen zufügen zu wollen.

„Ich habe Ihnen das Halsband nicht abkaufen wollen," endete die Königin;" dem Könige, der es mir schenken wollte, habe ich es ebenfalls abgeschlagen; sprechen Sie mir also nicht mehr davon; sondern suchen sie es zu theilen und zu verkaufen, und ertränken Sie sich nicht."

Von diesem Tage an nahm sich die Königin vor ähnlichen

Versuchungen in Acht; sie vermied es, mit Böhmer zusammen zu kommen und, um gar keine Berührung mit ihm zu haben, gab sie von nun an ihre sämmtlichen Schmucksachen einem anderen Juwelier zur Reparatur. Alles schien damit beendet zu sein, als am 3. August 1785 Böhmer zu Madame Campan kam, um das Geld für das vom Cardinal von Rohan im Namen der Königin gekaufte Halsband zu verlangen. Madame Campan theilte diese Forderung Böhmer's der Königin mit, welche, da sie Böhmer sehr aufgeregt gesehen, anfangs glaubte, er sei wahnwitzig geworden. Aber eine Unterredung mit ihm, sowie ein Memoire von ihm und seinem Compagnon Bassange, ließen ihr bald keinen Zweifel mehr, daß der Cardinal von Rohan den Schmuck in ihrem Namen gekauft und den Kaufvertrag mit seinem Siegel versehen habe. Man denke sich nach diesem Blitz aus heiterem Himmel das Erstaunen und die Sorgen der Königin!

Wer war es denn, der sich als ihr Vertrauter auszugeben wagte? Wer war es, der in dieser Angelegenheit den Unterhändler spielte? Ein Mann, dem Marie Antoinette einzig und allein keine Verzeihung angedeihen lassen wollte; der Marie Theresia dem Gespött der Dubarry ausgesetzt; der, am Hofe zu Wien, die Tochter bei der Mutter der Art verläumdet, daß die Kaiserin den Baron von Neni nach Frankreich geschickt hatte, um sich von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen; es war ein Mann, der am Hofe zu Versailles nicht aufgehört hatte, auf die Erzherzogin von Oesterreich in der Königin von Frankreich zu weisen; der von der Koketterie der Königin so verletzend gesprochen, daß er die Gattin seines Königs herabsetzte, und dessen Diplomatie endlich, in Frankreich wie im Auslande, darauf hinauslief, die Person Marie Antoinettens zu verspotten und zu lästern. Dieser Mann, an den Marie Antoinette, wie der ganze Hof wußte, kein Wort zu richten würdigte, und der, um nur dem Fest zu Ehren des Prinzen und der Prinzessin von

Schweden beizuwohnen, sich verkleidet und unkenntlich in die Gärten von Trianon hineinschleichen mußte, dieser Mann war es, den jetzt die Königin als den Urheber dieser Machination fand, die augenblicklich für eine neue, schändliche Intrigue zu halten ihren Gedanken wohl nahe liegen mußte. Sie vermuthete ein Complott, um sie in's Verderben zu stürzen, und ihre Ueberzeugung davon war so stark, daß, bei Gelegenheit der Unterredung des Königs mit dem Cardinal, das Benehmen desselben ihr plötzlich den Gedanken einbrachte, er habe möglicher Weise an einem geheimen Ort ihres Zimmers das Halsband durch eine gedungene Person verstecken lassen. In ihrer ersten Aufregung war die Königin zum König gelaufen, der außer sich über so große Frechheit gerieth. Der Baron von Breteuil schürte aus persönlichen Motiven niederer Art noch die Empörung des Königs und der Königin, und so ward beschlossen, diesen großen Betrug in eclatanter Weise zu veröffentlichen.

Man hat die Rathgeber dieses Beschlusses, Herrn von Breteuil und Herrn von Vermond, getadelt und sie der Absicht beschuldigt, damit die Königin der Bosheit des Publikums aussetzen, und ihre Ehre durch einen öffentlichen Proceß compromittiren zu wollen. Aber wie erst, wenn man das Gegentheil gethan hätte, wenn die Rathschläge der Vorsicht oder vielmehr der Furchtsamkeit überwogen hätten, wenn man diese Angelegenheit vertuscht haben würde — welche Waffe wäre damit in die Hände der Feinde Marie Antoinettens gekommen! Welche Beweise hätten sie aus solchem Stillschweigen, aus solcher Scheu vor der Oeffentlichkeit und Gerechtigkeit gegen die Unschuld der Königin abgeleitet!

Am 15. August, dem Tage Mariä Himmelfahrt, Mittags, hatte sich der ganze Hof auf der Gallerie versammelt, und der Cardinal von Rohan erwartete im vollen Pomp seiner Würde die Majestäten, welche die Messe anhören wollten. Plötzlich

wurde er in's Cabinet des Königs gerufen, in dem sich auch die Königin befand.

„Wer hat Sie beauftragt, mein Herr," fragte ihn der König," ein Halsband für die Königin von Frankreich zu kaufen?

„O, Sire! rief der Cardinal aus, ich erkenne zu spät, daß ich getäuscht wurde!"

„Was haben Sie mit dem Halsband gemacht?" fuhr der König fort.

„Ich glaubte, daß es der Königin überreicht worden sei."

„Wer hat Sie mit diesem Auftrag bedacht?"

„Eine Dame, die Gräfin La Motte-Valois, welche mir einen Brief der Königin vorlegte; ich glaubte Ihrer Majestät meine Ergebenheit bezeigen zu können, indem ich diesen Auftrag ausführte."

„Ich, mein Herr," unterbrach ihn hier die Königin, die ihren Fächer zerknitterte," ich! die seit meiner Ankunft bei Hofe an Sie kein Wort gerichtet hat! Wem wollen Sie einreden, wenn's beliebt, daß ich die Besorgung meines Putzes einem Bischofe, einem Groß-Almosenier von Frankreich, übertrage?

„Ich sehe wohl," entgegnete der Cardinal, „daß ich grausam getäuscht wurde. Ich werde das Halsband bezahlen. Der Wunsch, mich gefällig zu zeigen, hatte mir die Augen geblendet, und ich ahnte nicht, daß Hinterlist mit mir ihr Spiel trieb."

Und der Cardinal zog bei diesen Worten aus seinem Portefeuille den Kaufcontract mit der Unterschrift „Marie Antoinette von Frankreich" hervor. Der König nahm ihn.

„Das ist weder die Handschrift der Königin, noch ihr Namenszug. Wie konnte ein Prinz des Hauses Rohan und ein Groß-Almosenier von Frankreich glauben, daß die Königin als Marie Antoinette von Frankreich unterzeichne? Jedermann

weiß, daß die Königinnen nur mit ihrem Taufnamen signiren."

Darauf übergab der König dem Cardinal eine Abschrift seines Briefes an Böhmer:

„Haben Sie einen Brief, wie diesen, geschrieben?"

„Ich erinnere mich nicht, ihn geschrieben zu haben."

„Und wenn man Ihnen das Original zeigen würde, welches Sie unterzeichnet haben?"

„Wenn der Brief von mir unterzeichnet ist, so ist er echt."

„Erklären Sie mir doch nun dieses Räthsel," sagte der König; „ich will in Ihnen keinen Strafbaren erblicken, ich wünsche Ihre Rechtfertigung."

Der Cardinal erbleichte und stützte sich auf einen Tisch.

„Sire, ich bin zu verwirrt, um Ihrer Majestät in einer Weise antworten zu können ...."

„Fassen Sie sich, Herr Cardinal," meinte der König, „und gehen Sie in mein Cabinet, damit die Gegenwart der Königin und die meinige nicht die Beruhigung beeinträchtige, deren Sie nöthig haben."

Der Cardinal gehorchte. Nach Verlauf einer halben Viertelstunde trat er wieder ein und übergab dem Könige ein Papier. Der König nahm es, indem er zu ihm sagte:

„Ich benachrichtige Sie davon, daß Sie verhaftet werden."

„O, Sire!" rief der Cardinal, „ich werde stets den Befehlen Eurer Majestät gehorchen; aber gestatte sie nur, daß mir der Schmerz erspart werde, in meinem geistlichen Ornat vor den Augen des ganzen Hofes arretirt zu werden."

„Es muß sein!" Und mit diesen Worten verließ der König schnell den Cardinal, ohne ihn weiter anzuhören.

Als der Cardinal von Rohan aus dem Cabinet des Königs trat, wurde er verhaftet und in die Bastille gebracht.

Zwei Tage nachher verließ er dieselbe wieder, um der Aufnahme seiner Papiere in Gegenwart des Baron von Breteuil beizuwohnen. Am 5. September 1785 wurde die Untersuchung gegen den Cardinal der Jurisdiction der geistlichen Tribunale entzogen und dem Parlament mittelst eines Patentes überwiesen, in dem der König sich folgendermaßen äußert:

„Ludwig, von Gottes Gnaden, König von Frankreich und Navarra. Unseren lieben und getreuen Räthen, Mitgliedern des Hofes Unseres Parlamentes in Paris, Unseren Gruß.“

„Zu Unserer Kenntniß ist gekommen, daß von Seiten der nommé Böhmer und Bassange, ohne Vorwissen der Königin, Unserer sehr geliebten Gemahlin und Gefährtin, an den Cardinal von Rohan, welcher ihnen gesagt, daß er im Auftrag der Königin handle, ein Halsband im Werth von 1,600,000 Francs verkauft worden ist, die in verschiedenen Raten an sie bezahlt werden sollten; es sind ihnen auch Papiere vorgelegt worden, welche sie als von der Königin genehmigt und unterzeichnet betrachtet haben; nachdem die genannten Böhmer und Bassange das erwähnte Halsband dem genannten Cardinal eingehändigt, die erste festgesetzte Zahlung jedoch nicht erhalten hatten, wandten sie sich mit ihrer Forderung an die Königin selbst. Wir haben nicht ohne gerechte Entrüstung gesehen, daß man einen erhabenen Namen, der Uns theuer ist in vieler Hinsicht, zu mißbrauchen, und mit einer Kühnheit ohne Gleichen den der königlichen Majestät schuldigen Respect hintanzusetzen gewagt hat. Wir haben daher gedacht, daß es Unserem Gerichte zukomme, den genannten Cardinal zu vernehmen, und auf die Erklärung, die er Uns gemacht hat, daß er nämlich durch eine Frau Namens La Motte de Valois getäuscht worden sei, hielten Wir es für nothwendig, Uns seiner Person, sowie der der Dame von Valois zu versichern und Maßregeln zu nehmen, wie sie Uns Unsere Weisheit eingab, um alle Die-

jenigen zu entdecken, welche Urheber oder Mitschuldige eines solchen Attentats sind. Wir belieben Euch sonach Kenntniß davon zu geben, damit durch Euch, Gerichtshof des Parlaments, der Proceß geführt und das Urtheil gesprochen werde."

Der Cardinal von Rohan vertheidigte und rechtfertigte sich, wie folgt:

Im Monat September des Jahres 1781 führte ihm Frau von Boulainvilliers eine Dame zu, deren Wohlthäterin sie bisher gewesen und die sie unterstützt und getröstet hatte: Frau de la Motte-Valois. Das Unglück dieser jungen Frau, ihr Name, ihr königliches Herkommen, ihre Erscheinung und ihr Geist verfehlten nicht, Eindruck auf den Cardinal zu machen. Er schenkte ihr mehrere Goldstücke — aber was konnte ein Almosen einer so armen Person, wie der la Motte, nützen? Im April 1784 gelang es aber erst, der Abkömmlingin der Valois eine Pension von 1500 Francs von Seiten des Hofes zu verschaffen, und Alles läßt auch vermuthen, daß zu jener Zeit zwischen dem Cardinal und der la Motte ein Verhältniß bestanden habe. Es konnte Letzterer, bei der Unvorsichtigkeit des Cardinals und der Leichtfertigkeit seines Charakters nicht schwer werden, hinter manche Geheimnisse ihres Gönners zu kommen; so wußte sie bald, daß der Cardinal seiner Stellung am Hofe überdrüssig, daß er verdrossen und niedergedrückt über die Ungnade und verächtliche Kälte der Königin war, und brennend danach verlangte, mit allen Mitteln, die ihm zweckdienlich schienen, seine Vergangenheit vergessen zu machen und wieder zu Gunst und Gnaden zu kommen. Nach und nach, heimlich und vorsichtig, sprach nun Frau von la Motte zu dem Cardinal und allen seinen Vertrauten von einer hohen Protection, einer großen Gunst, mit der man sie beehre; sie bestätigte selbst, was man nur als Vermuthung hinstellte, und versicherte, daß sie im Geheimen Zutritt zur Königin habe, daß die Besitzungen des einstigen Hauptes ihrer Familie ihr zurückgegeben werden

würden und daß sie der allerhöchsten Aufmerksamkeit nicht entgehen werde. Der Cardinal, man darf es nicht vergessen, war zwar kein Schwachkopf und Thor, aber bei allem Schliff eines Weltmannes und bei allem Witz in den Salons gebrach es ihm doch entschieden an der Ruhe der Ueberlegung und an der Controle des gesunden Menschenverstandes, welche bei den Handlungen des Lebens eine so entscheidende Rolle spielen. Blind aus Verlangen, wieder zu Gnaden zu kommen, gab er sich gänzlich der la Motte hin, welche sein Vertrauen zu ihr immer mehr zu steigern, sein Verlangen immer mehr anzuspornen wußte und durch alle Mittel und Verwegenheiten der Intrigue und Lüge seine Illusionen vermehrte. Eines Tages sagte sie zum Cardinal:

„Ich bin von der Königin beauftragt, von Ihnen schriftlich die Abbitte der Kränkungen zu verlangen, die Sie ihr zugefügt haben."

Nachdem der Cardinal diesem Verlangen willfahrt, brachte ihm Frau von la Motte einige Tage darauf einige Zeilen, in denen sie die Königin zum Cardinal folgendermaßen sprechen ließ: „Ich habe Ihren Brief gelesen und bin entzückt, Sie nicht mehr schuldig zu finden; aber die Audienz, die Sie erbitten, kann ich Ihnen noch nicht bewilligen. Wann die Umstände es gestatten werden, werde ich Sie benachrichtigen; bis dahin seien Sie verschwiegen."

Jeder Argwohn und jede letzte Besorgniß beim Cardinal mußte nach der schamlosen Betrügerei im August 1784 schwinden, als ihn, von der la Motte veranstaltet, in den Gärten von Versailles Abends eine in Figur, Bewegung, Kleidung und Stimme der Königin ganz ähnliche Person erwartet hatte, die ihn glauben gemacht, daß alles früher Geschehene vergessen sei. Von diesem Tage an gehörte der Cardinal gänzlich der Frau von la Motte. Die insolenten Hoffnungen, welchen er sich nach dieser nächtlichen Zusammenkunft überließ, gaben ihn der

lächerlichsten Leichtgläubigkeit Preis, und die la Motte konnte von nun an dieselbe nach Belieben ausbeuten, zum Mittel ihres Vermögens und zur Mitschuldigen ihrer Intriguen machen. Sie konnte vom Cardinal Alles im Namen jener Königin verlangen, die ihm nicht mit der Würde einer Fürstin, sondern mit der Liebenswürdigkeit einer Frau verziehen hatte. Und so zog im Monat August die la Motte vom Cardinal eine Summe von 60,000 Francs, für Unglückliche, wie sie sagte, die das Mitgefühl der Königin erregten, und im November eine andere Summe von 100,000 Thaler, die sie vom Cardinal im Namen der Königin für denselben Zweck verlangt hatte.

Aber alle diese Summen waren lange nicht ausreichend für die Bedürfnisse, die Schulden, Gelüste, Verschwendungen und für den Aufwand der Frau de la Motte. Durch die Gelegenheit in Versuchung geführt, trachtete sie nun danach, mit einem einzigen Schlage sich ein großes Vermögen zu erwerben.

Bassange und Böhmer, welche ganz Paris mit ihrem Halsgeschmeide in Aufregung versetzten und keine Anstrengung unversucht ließen, es dem Könige oder der Königin aufzudringen, waren auch mit einem gewissen Delaporte zusammengekommen, der zur Gesellschaft der la Motte gehörte und ihnen von derselben als von einer Dame gesprochen hatte, welche von der Königin mit außerordentlichem Vertrauen beehrt werde. Bassange und Böhmer erbaten sofort von Frau de la Motte die Erlaubniß, ihr den Schmuck zeigen zu dürfen. Sie gestattete es und man zeigte ihr das Halsband am 29. December 1784. Sie war zu schlau, um nicht den Juwelieren zu erkennen zu geben, wie unangenehm es ihr sei, sich in diese Angelegenheit zu mischen; aber sie nahm ihnen auch nicht jede Hoffnung. Nach dieser Zusammenkunft beeilte sie sich, durch den Baron von Planta einen neuen Brief an den Cardinal, der gerade

in Straßburg war, zu senden. Sie ließ der Königin Folgendes darin sagen: „Der Augenblick, den ich herbeiwünsche, ist noch nicht gekommen; aber beschleunigen Sie Ihre Rückkehr wegen eines geheimen Geschäfts, das mich persönlich interessirt und welches ich nur Ihnen anvertrauen will. Die Gräfin de la Motte wird Ihnen für mich das Räthsel lösen."

Am 20. Januar 1785 ließ Frau de la Motte den Juwelieren sagen, daß sie sich am nächsten Tage zu ihr begeben möchten; und sie theilte ihnen nun in Gegenwart eines Herrn Hachette, Schwiegervaters de la Porte's, mit, daß die Königin das Halsband wünsche und daß ein vornehmer Herr beauftragt sei, „dieses Geschäft für Ihre Majestät abzuschließen." Am 24. Januar machten der Graf und die Gräfin de la Motte den Juwelieren einen Besuch, versicherten, daß das Halsband von der Königin gekauft und der Unterhändler bald erscheinen werde. Die ganze Angelegenheit wurde während der Abwesenheit des Cardinals in's Reine gebracht, dem, nach seiner Rückkehr aus Savern, die Frau de la Motte einfach angekündigt hatte, daß die Königin das Halsgeschmeide von den Herren Bassange und Böhmer zu kaufen wünsche und sie es gern sähe, wenn er sich mit der Regelung des Geschäfts und Festsetzung der Zahlungsbedingungen befassen würde; sie hatte ihre Worte dabei mit Briefen unterstützt, welche dem Cardinal nur eine respectvolle Unterwürfigkeit übrig ließen.

Am 24. Januar kam der Cardinal nach einem Besuch bei den Gatten de la Motte zu den Juwelieren, ließ sich den Halsschmuck zeigen und verhehlte nicht, daß er ihn kaufen werde, nicht für sich selbst, sondern für eine Person, die er nicht nennen könne, von der er aber vielleicht die Erlaubniß erhalte, sie nennen zu dürfen. Einige Tage später kam der Cardinal wieder zu den Juwelieren und legte ihnen den von seiner Hand geschriebenen Contract vor, wonach erstens der Schmuck abgeschätzt werden sollte, wenn der Preis von 1,600,000 Francs

zu hoch erscheine; zweitens die Zahlung binnen zwei Jahren, in Raten von sechs zu sechs Monaten, festgesetzt ward; drittens Annahme von Anweisungen stipulirt wurde, und viertens der Schmuck, falls der Käufer die Bedingungen adoptire, spätestens bis zum 1. Februar abgeliefert werden sollte. Die Juweliere nahmen diese Bedingungen an und unterzeichneten sie, ohne daß der Name der Königin dabei genannt wurde; dann wurde dieser Contract der Frau de la Motte übergeben, welche ihn zwei Tage später wieder dem Cardinal einhändigte, mit Approbationen bei jedem Artikel und unterfertigt mit der Signatur: Marie Antoinette von Frankreich.

Ohne Säumen schrieb nun der Cardinal, trunken von dem Erfolg seiner Unterhandlung, von der Gunst, die er zu genießen glaubt, selbst von dem Geheimnißvollen, mit dem die Königin ihr Vertrauen umhüllt, an die Juweliere, daß der Vertrag abgeschlossen sei und sie ihm nun das gekaufte Geschmeide überbringen möchten, eine Aufforderung, welcher die Juweliere, die fest in dem Glauben sind, das Halsband der Königin verkauft zu haben, ohne Weiteres Folge leisten. Nach Empfang des Schmuckes begab sich der Cardinal nach Versailles zu Frau de la Motte und übergab ihn derselben.

„Die Königin, sagte die la Motte, erwartet es schon; ich werde ihr den Schmuck heut Abend geben.“

In diesem Augenblicke trat ein Mann ein, der sich als ein Abgesandter der Königin zu erkennen gab. Der Cardinal, der sich schnell in einen Alkoven zurückgezogen hatte, sah, wie er der La Motte ein Billet überreichte. Diese bat ihn darauf, ein wenig zu warten und zeigte das Billet dem Cardinal. Es enthielt den Befehl, das Halsband dem Ueberbringer einzuhändigen. Der Abgesandte wurde wieder herbeigerufen, empfing den Schmuck und entfernte sich.

Der Cardinal, überzeugt, daß die Königin das Halsband empfangen, stellte an demselben Tage noch den ersten Beweis über

den durch die Königin bewerkstelligten Kauf aus. Er schrieb an Böhmer:

„Mein Herr, Ihre Maj. die Königin hat mir mitgetheilt, daß es ihre Absicht sei, die Zinsen des nach der ersten, Ende August fälligen Zahlung noch schuldenden Restes allmählig mit dem Capital bis zu dessen gänzlicher Abtragung bezahlen zu wollen.“

Keine Spur von Zweifel bei dem im Vertrauen tief befangenen Cardinal. Am andern Tage gab er seinem Heiducken, Schreiber, den Auftrag, nachzusehen, ob die Königin beim Diner nicht einen neuen Schmuck trage. Am 3. Februar begegnete er in Versailles Herrn und Madame Bassange und machte ihnen Vorwürfe darüber, daß sie der Königin wegen des Ankaufs des Geschmeides noch nicht ihren innigsten Dank ausgedrückt hätten; er drang in sie, sich der Königin vorstellen zu lassen und jede Gelegenheit dazu wahrzunehmen. Nichtsdestoweniger wunderte sich der Cardinal doch darüber, daß er an der Königin niemals den Schmuck wahrnahm und, wenn auch noch ohne jeden Argwohn, reiste er doch mit weniger kühnen Träumen, ja fast muthlos nach Savern zurück. Frau de la Motte besuchte ihn in Savern und bestärkte wieder sein Vertrauen, indem sie ihm eine Audienz bei der Königin nach seiner Rückkehr versprach. Der Cardinal kam darauf nach Paris; die Audienz fand nicht statt, die Königin trug das Halsband noch immer nicht und er fing an, sich zu beunruhigen und die la Motte zu drängen. „Die Königin,“ meinte die la Motte jetzt, um Zeit zu gewinnen, „hat den Preis sehr hoch gefunden und will entweder eine Abschätzung oder eine Ablassung von 200,000 Francs. Bis dahin,“ fügte die la Motte hinzu, „wird die Königin den Schmuck nicht tragen.“ Die Juweliere fügten sich auch darein und strichen 200,000 Francs vom Conto. Die la Motte aber ließ den Cardinal einen neuen Brief der Königin sehen, in dem diese sagte, daß sie das Halsband behalten

wolle und 700,000 Francs anstatt 400,000 am Verfalltage der ersten Rate, am 31. Juli, zahlen werde.

Jetzt verlangte der Cardinal, da sich die Juweliere der Königin nicht vorstellen ließen, um ihr zu danken, daß sie ihr schriftlich ihre Dankbarkeit ausdrücken sollten. Unglücklicher Weise wurde dieser Brief, den die Königin gleich nach Empfang laut vor allen ihren Frauen vorgelesen hatte, von ihr wie eine neue Machination des Goldhändlers betrachtet, der ihr gedroht, sich in's Wasser zu stürzen. Sie verstand Nichts davon, sah darin „nur ein Räthsel Merkur's," und warf den Brief in's Feuer. Und wer möchte bezweifeln, daß die Königin Nichts von der ganzen Geschichte wußte? Müßte man dann nicht auch die Notiz läugnen, welche in dem Augenblick geschrieben wurde, wo der Betrug zur Entdeckung kam, und welche sich noch unter den wenigen Papieren des Cardinals fand, die dem Feuer, dem sie der Abbé Georgel Preis gegeben, entgangen waren, und folgendermaßen lautete: „Ein zweites Mal bei B. (Böhmer) gewesen. Er ist wie wahnsinnig, seitdem ihm A. (die Königin) gesagt hat: Was wollen diese Leute sagen? Ich glaube, sie verlieren den Verstand."

Dies trug sich am 12. Juli zu. Einige Tage später benachrichtigte die la Motte den Cardinal, daß die 700,000 Francs, welche am 31. Juli fällig seien, von der Königin, die anders über diese Summe bestimmt habe, nicht bezahlt werden könnten, sondern lediglich die Zinsen derselben. Die Sorge um diese Zahlung, die ausbleiben soll, und um die Juweliere, welche darauf warten, versetzte den Cardinal in Aufregung und beunruhigte ihn. Zu gleicher Zeit fielen ihm auch echte Handschriften der Königin in die Hände; er faßte Argwohn, ließ die la Motte rufen, die jedoch durch ihre Ruhe seinen Verdacht wieder einzuschläfern wußte. Sie habe, meinte sie, die Königin nicht schreiben sehen, aber die Unterschriften seien

von ihrer Hand, darüber dürfe gar kein Zweifel aufkommen. Sie beschwor, daß die Aufträge, welche sie dem Cardinal übermacht, ihr von der Königin selbst ertheilt worden seien, und überdies, um ihm jede Besorgniß zu rauben, wolle sie ihm 30,000 Francs für die Zinsen von Seiten der Königin übergeben. Und in der That brachte sie die 30,000 Francs dem Cardinal, welcher keine Ahnung davon hatte, daß die la Motte diese Summe von ihrem Notar auf ihm zum Pfand gegebene Schmucksachen geliehen hatte. Im Angesicht einer solchen Summe aus den Händen einer von ihm unterstützten und mit Wohlthätigkeiten unterhaltenen Frau mußte jeder Argwohn fallen.

Am 3. August traf Böhmer mit Madame Campan in ihrem Landhause zusammen und nun wurde Alles entdeckt. Die la Motte ließ gleichwohl noch den Cardinal rufen, dessen Verblendung trotz der am 4. August ihm von Bassange zugerufenen Worte: „Täuscht Ihr Zwischenhändler auch nicht alle Beide," andauerte. Sie beklagte sich bei ihm über schwere, gegen sie gerichtete Feindseligkeiten, begehrte bei ihm ein Asyl, compromittirte ihn durch diese Gastfreundschaft, und verließ ihn am 5. August, um nach Bar-sur-Aube zu gehen. Sie hoffte, daß sich die ganze Geschichte ohne Aufsehen abwickeln werde, und daß der Cardinal zu viel Rücksichten zu nehmen habe, zu einfältig und furchtsam sei, um nicht vor der Oeffentlichkeit Alles zu unterdrücken. Da er mit ihr zusammen compromittirt war, so glaubte sie, daß er bezahlen und schweigen würde.

Die ganze Geschichte war sonach eine Gaunerei und selbst die Idee dazu war nicht neu. Der Scandal einer Frau von Villers, welche im Anfange der Regierung Ludwig's XVI. dem Generalpächter Béranger 200,000 Francs abgeschwindelt hatte, indem sie einen gefälschten Brief der Königin vorzeigte, worin diese eine solche Summe für ihre Bedürfnisse verlangte, war

noch unvergessen. Mit Hülfe der Einfältigkeit des Cardinals war die la Motte zu einem plötzlichen Vermögen und zu den Mitteln für einen kolossalen Aufwand gekommen, zu der großartigen Ausstattung ihrer Wohnung, für welche die berühmtesten Fabriken die Möbel und Zierrathen geliefert hatten, zu all der Pracht, die wie durch Zauber bei ihr entfaltet wurde, zu Pferden, Equipagen, Dienerschaften; zu der ungeheuren Verschwendung, zum Ankauf eines Hauses, eines herrlichen Silberzeuges und eines Schmuckes von 100,000 Francs im Werth. Sie fand dadurch ihre Mittel, um eine Menge Geld für die launenhaftesten und kostspieligsten Dinge wegzuwerfen, z. B. 1500 Francs für einen Automatenvogel. Die Vertheidigung des Cardinals brachte nun auch den allmähligen Verkauf von Diamanten nach dem 1. Februar an's Licht; die la Motte hatte einmal für 27,000, dann für 16,000 und 36,000 Francs verkauft; die Einfassung des Schmuckes brachte ihr 40 bis 50,000 Francs ein; die in England durch ihren Mann bewerkstelligten Verkäufe von Diamanten, die sich nach einer von Frankreich hinüber geschickten Probe als Theile des Halsbandes erwiesen, hatten eine Summe von 400,000 Francs in Gold und andere dafür eingetauschte Kleinodien eingetragen, z. B. ein Medaillon von Diamanten für 230 Louisd'ors, Perlen für 1890 Louisd'ors u. s. w.; alle diese Verkäufe und Eintauschungen wurden durch königliche Taxatoren in London festgestellt. Der Aufwand dieses Vermögens und alle diese Ausgaben, so ergab ferner die Vertheidigung, wurden dem Cardinal sorgfältig von der la Motte verheimlicht. Sie empfing ihn in einer Bodenkammer, wenn er zu ihr kam, und am 5. August, als sie ihn verließ, um das Haus zu bewohnen, welches sie sich in Bar-sur-Aube gekauft hatte, sagte sie zu ihm, daß sie sich zu einer ihrer Verwandten zurückziehe.

Frau von la Motte gestand Nichts ein; sie läugnete ihre Beziehungen zu den Juwelieren, die von ihr verbreitete Ge-

schichte über ihren Verkehr mit der Königin und Alles, was der Cardinal über den Ankauf des Halsbandes erzählte. Da sie ihre Rettung nur im Verderben des Cardinals sah, so erdichtete sie die Fabel von einem magnetischen Einfluß Cagliostro's auf den Cardinal. Cagliostro hatte, wie sie meinte, das Halsband vom Cardinal erhalten; er hatte den Cardinal dahin gebracht, den Grafen und die Gräfin de la Motte als die passenden Agenten in Frankreich und England zu gewinnen, um das Halsband zu zerstückeln und zu verkaufen. Die beiden großen, sie schwer anklagenden Thatsachen, nämlich die falsche Unterschrift der Königin auf dem Contract, und die Comödie mit der Zusammenkunft der Königin und des Cardinals im Park von Versailles, fertigte die la Motte mit ganz leichtem Tone ab. Nach ihr „hatte der Cardinal stets das größte Geheimniß aus seiner Unterhandlung, die er allein geführt habe, gemacht und sie kenne dieselbe, ebenso wie das Publikum, nur durch die Patente im Monat September, sowie durch die Darstellung des Generalprokurators in Form einer Anklage.“ Was die Scene im Park von Versailles betrifft, so spricht sie sich darüber ironisch genug in ihren Memoiren aus: „Der Baron von Planta wird wahrscheinlich dem Herrn von Rohan eine Vision bereitet haben; man wird ihn haben glauben lassen, daß er Gott weiß! welches Phantom durch eine jener Flaschen voll klaren Wassers erblicke, vermittelst deren Cagliostro unsere erhabene Königin dem jungen Fräulein Delatour erscheinen ließ;“ und indem sie den Cardinal weidlich verspottet, meint sie: „Ob wohl der Herr von Rohan in diesem närrischen Traume die majestätische Figur und die Haltung des Kopfes gefunden hat, welche nur einer Königin, einer Tochter und Schwester des Kaisers eigen ist?“

Eine unerwartete Zeugenaussage sollte das Räthsel jener Zusammenkunft im Park von Versailles aufklären. Ein Franciscanermönch theilte mit, daß er gern bei Hofe habe predigen

wollen, um den Titel eines königlichen Predigers zu erhalten. Da seine Gesuche deshalb beim Groß=Almosenier von Frankreich keine Berücksichtigung gefunden, habe man ihn aufgefordert, sich der Frau de la Motte vorzustellen, welche, wie man ihm sagte, den Cardinal regiere und diese Gunst bei ihm erreichen werde. Er hatte den Rath befolgt, bei der la Motte Unterstützung gefunden und vor dem König gepredigt. Daher eine große Dankbarkeit des Mönches, der nun ein Freund der la Motte und ihr täglicher Tischgenosse wurde. Als er eines Tages bei ihr speiste, fiel ihm die Schönheit einer jungen Dame und ihre Aehnlichkeit mit der Königin auf. Er entsann sich, sie am Abend wieder gesehen zu haben, in anderer Toilette und das Haar genau so frisirt, wie das der Königin.

Auf diese Aussage hin und in Folge der polizeilichen Nachforschungen wurde am 17. October Fräulein d'Oliva in Brüssel verhaftet und nach der Bastille gebracht. Bei ihrer Vernehmung bestätigte sie die Aussage des Pater Lath. Ein Mann, der ihr einmal im Palais=royal begegnet war, hatte ihr mehrere Besuche gemacht, von mächtigen Protectionen gesprochen, die er ihr verschaffen wolle, und endlich den Besuch einer Dame von hohem Rang, die sich für sie interessire, angekündigt. Diese Dame war Frau von la Motte, welche der Oliva sagte, daß sie von der Königin beauftragt sei, eine Person aufzusuchen, der man bei einer gewissen Gelegenheit eine vertraute Angelegenheit übergeben könne. Sie bot ihr dafür 15,000 Francs, welche die Oliva annahm. In den ersten Tagen des August führten der Graf und die Gräfin de la Motte die Oliva nach Versailles, entfernten sich, kamen wieder, und sagten ihr dann, daß die Königin mit größter Ungeduld den folgenden Tag erwarte, wo die Sache vor sich gehen sollte. Am andern Tage beschäftigte sich die Gräfin selbst mit der Toilette Oliva's. Sie bekleidete sie mit einer Robe von Linon, einem Kleide à l'enfant, gewöhnlich das

Hemd genannt und die Frisur mit einem Häubchen. Als sie angekleidet war, sagte ihr die Gräfin:

„Ich werde Sie diesen Abend in den Park führen und Sie werden diesen Brief einem sehr vornehmen Herrn übergeben, der Ihnen begegnen wird."

Zwischen elf Uhr und Mitternacht warf ihr die Gräfin de la Motte ein weißes Mäntelchen um die Schultern, setzte ihr eine Kapuze auf und führte sie in den Park. Auf dem Wege dahin gab sie ihr eine Rose:

„Sie werden diese Rose mit dem Briefe der Person überreichen, die sich Ihnen vorstellen wird, und weiter Nichts sagen, als: Sie wissen, was das zu bedeuten hat!"

Die la Motte fügte noch hinzu, daß Alles mit Vorwissen der Königin geschehe:

„Die Königin," sagte sie, „wird hinter Ihnen stehen."

Im Park angekommen, ließ die Gräfin die Oliva in ein Gebüsch treten, dann holte sie den vornehmen Herrn, der sich unter Verbeugungen nahte. Oliva sagt, wie ihr anempfohlen, übergiebt die Rose . . .

„Schnell, schnell! Kommen Sie!"

Frau von la Motte kam herbei und zog sie mit sich fort.

Trotzdem die Vertheidigung der la Motte durch diese Zeugen vollständig dementirt wurde, verlor sie keinen Augenblick ihre Frechheit. Aber bald deckte ein anderes Zeugniß ihr ganzes Lügengewebe auf. Rétaux de Villette, ihr Vertrauter und Secretair, den man in Genf verhaftet hatte, gestand, daß er auf Veranlassung der la Motte, und in der Hoffnung sein Glück durch den Cardinal zu machen, nach dem Dictando der Gräfin alle die falschen Briefe geschrieben habe, welche Herrn von Rohan getäuscht hatten. Er räumte auch ein, daß er auf ihren Befehl die Worte „angenommen" am Rande des Kaufcontracts, sowie darunter die Signatur „Marie Antoinette von Frankreich" nachgemalt habe.

Was fehlte noch nach dieser Aufklärung, welche kaum jemals in einer solchen Angelegenheit größer gewesen? Die Beweise waren Thatsachen. Die Wahrheit, die Leichtgläubigkeit des Cardinals, die Schwindelei der Frau von la Motte, die Unschuld der Königin, Alles war klar, unverrückbar und Nichts darüber mehr zu streiten. Wohin aber wußte sich die Meinung, welche keine Wahrheit, keine Aufklärung, welche keine Unschuld der Königin wollte, zu flüchten? Wohin? Hinter die neuen Lügen der Frau von la Motte, hinter die Verläumdungen ihres Sommaire,*) ja noch mehr, hinter das Geflüster und Gestotter ihrer Antworten; hinter das Stückwerk ihrer mangelhaft veröffentlichten Verhörsaussagen! Man glaubte, um sich den Beweisen zu verschließen, an die Libelle, welche die la Motte veröffentlichte, noch ehe das V der Diebin auf ihrer Schulter wieder geheilt war; man glaubte an der Echtheit aller gefälschten Briefe der Königin, trotz der Aussagen Rétaux de Villette's, trotz des Geständnisses des Fälschers selbst. Man sagte — denn die Verläumdung ging bis zum Aeußersten der Verrücktheit — daß die falsche Unterschrift der Königin auf dem Contract vielleicht mit Zustimmung der Königin dahin gesetzt worden sei, um Böhmer das Halsband abzunehmen und keine Verpflichtungen zu haben; man sprach davon, daß die im Park von Versailles aufgeführte Scene auf Anordnung der Königin von der Oliva gespielt sein könnte, um sich den Genuß zu verschaffen, von einem Freudenmädchen die Rolle einer Königin von Frankreich gespielt zu sehen; man ging schließlich so weit, zu vermuthen, daß die durch den Grafen de la Motte verkauften Diamanten auf Befehl der Königin verkauft worden seien, um das Halsband zu verändern und zu verkaufen und das Geld den Juwelieren vorzuenthalten!

*) Die Schrift der la Motte: „Sommaire pour la comtesse de la Motte, accusée, contre M. le procureur générale, accusateur etc.

Anm. d. Uebers.

Um heut noch zu zweifeln und zweifeln zu lassen, wozu wäre ein Geschichtschreiber gezwungen? Er müßte die gehässigen Aussagen der Memoiren des Abbé Georgel adoptiren, der es der Königin nicht verzieh, durch den Baron von Bréteuil von der Gesandtschaft in Wien fortgejagt zu sein. Er müßte sich auf die Memoiren des Grafen Beugnot stützen, des Freundes, des Anhängers und Berichterstatters der Lügen der la Motte; er müßte endlich die Prüfung der Geschichte hintansetzen und für die Erzählung dieses Betruges, selber betrogen, sich auf die Mittheilungen und Aussprüche apokryphischer Memoiren stützen, auf die Memoiren von Fräulein Bertin, deren Fälschung und Unechtheit die Herausgeber derselben selbst anerkannt haben!

Der Proceß nahte seinem Ende. Die la Motte, nachdem sie sich anfangs durch Erheuchelung einer plötzlichen Irrsinnigkeit zu retten gesucht, griff nun zum Mittel niederträchtiger Verdächtigung und endlich zur Frechheit und Unerschrockenheit der Verläumdung. Sie hoffte sich dadurch zu retten, daß sie die Königin anklagte, oder wenigstens der Schande zu entgehen, wenn sie sich in den Augen der Menge als ein Opfer der Hofintriguen hinstellte. Hinter ihr, sie anspornend und zum Drohen ermuthigend, standen die schwergekränkten Rohans, welche danach strebten, die Ehre der Königin mit der des Cardinals zu compromittiren; ebenso Frau von Marsan, welche die Räthe des Parlaments besuchte und bearbeitete; Herr von Vergennes mit seiner schlecht verhehlten Rache, und die ganze Partei der Feinde der Königin. Der la Motte gegenüber war ein Parlament, welches sie ungestört ihre schamlosen Angriffe auf Marie Antoinette aussprechen ließ.

Der Generalprokurator ließ endlich seine Ansicht hören. Er beantragte gegen den Cardinal:

„Daß er anzuhalten sei, dem Parlament in Gegenwart des Generalprokurators zu erklären, er habe sich frecher Weise

unter dem Namen der Königin in die Unterhandlung wegen des Halsbandes gemischt, und in noch frecherer Weise an ein ihm von der Königin gegebenes nächtliches Rendez-vous geglaubt: wofür er den König und die Königin in Gegenwart des Gerichtshofes um Verzeihung bitten solle;

„ferner, daß er anzuhalten sei, binnen einer gewissen Zeit seine Stellung als Groß-Almosenier niederzulegen;

„bis auf eine gewisse Entfernung dem königlichen Hause und den Orten, wo der Hof sich aufhalte, nicht zu nahen, und endlich

„bis zur vollen und gänzlichen Erfüllung des Beschlusses im Gefängniß zu bleiben."

Diese Demüthigung wäre nur gerecht gewesen; sie gebührte der Ehre der Königin, wie der Würde der Krone Frankreichs. Ohne Zweifel war der Cardinal rein vom Betruge und hatte keinen Antheil an der Schwindelei; aber er war der Unklugheit und des Eigendünkels schuldig. Er war das Instrument des Scandals gewesen, der Held des Romans der la Motte. Seine Illusion hatte die Tugend der Frau seines Königs beleidigt; er hatte den Argwohn um den Thron verbreitet und die königliche Würde herabgesetzt.

Aber die Einflüsse, Anstrengungen, Cabalen und Ueberredungen Robert St. Vincent's, Barillon's, Morangi's, Outremont's, Hérault de Sechelles', Freteau's und Anderer überwogen in dieser Sache die Gerechtigkeit und die Würde des Königthums: sechs und zwanzig Stimmen gegen drei und zwanzig lehnten den Antrag des Generalprokurators ab. Das Urtheil, welches Johanna von Valois von Saint-Remy de Luz, Frau de la Motte, zum Staupbesen, zur Brandmarkung und lebenslänglichen Einsperrung in der Salpetrière verurtheilte, sprach „Louis René Edouard von Rohan von der gegen ihn vom Generalprokurator erhobenen Anklage frei, und verfügte, daß die von der Johanna von Saint-Remy von Valois de la Motte

herausgegebenen Memoiren unterdrückt würden, weil sie falsche, beleidigende und verläumderische Thatsachen für den genannten Cardinal enthalten."

Man merke sich aber diese Richter, welche den Cardinal von Rohan freisprachen und die Königin zu Thränen brachten: — zwei Jahre später und diese selbe Versammlung wird sich gegen das Königthum Ludwig's XVI. auflehnen und das Exil des Herzogs von Orleans wie eine Ehre betrachten. Man sehe dieses Volk der Hallen, welches jetzt dem Triumph des Cardinals und der Erniedrigung der Königin zujauchzt: es ist dasselbe, welches sich in's Revolutions-Tribunal hineindrängen und auch dem Henker zujauchzen wird!

VII.

Das Portrait wird aus Furcht vor Insulten nicht im Louvre ausgestellt. — Muthlosigkeit der Königin. Ihre Zurückziehung nach Trianon. — Der Abbé von Vermond, Rathgeber der Königin. — Politische Pläne des Abbé Vermond und seiner Partei. — Herr von Loménie von Brienne wird Minister. — Die Königin wird durch die Parlamente in der öffentlichen Meinung herabgesetzt. — Entlassung Brienne's. — Wiederernennung Necker's, unterstützt von der Königin. — Eröffnung der Generalstaaten.

Zwei Jahre vor der Revolution, wo die Unpopularität des Herrn von Calonne auch auf die Königin fiel, war die Erbitterung gegen sie der Art, daß man, im August 1787, das Portrait derselben, umgeben von ihren Kindern, in den ersten Tagen der Ausstellung aus Furcht vor Beschimpfungen Seitens des Volks nicht aufzustellen wagte. Dieses Portrait voller Traurigkeit, welches eher dem Schmerz einer Mutter als dem Triumph der Mütterlichkeit Ausdruck zu geben schien; dieses große Familienbild ohne Heiterkeit, ohne Kinderspiele, auf dem Madame, ernst und nachdenklich, sich über die Königin neigt und den

Gram von ihrer Stirn zu verscheuchen sucht; auf dem der Herzog der Normandie auf den Knieen seiner Mutter ohne das kindliche heitere Lächeln sitzt, welches Virgil besungen hat und das die erste Sprache des Kindes bildet; auf dem das andere, dem Tode schon so nahe Kind der Königin, der Dauphin, auf die leere Wiege seiner Schwester zeigt, Béatrix von Frankreich, die zweite Tochter Marie Antoinettens, die im Alter von einem Jahre gestorben war; auf dem die Königin selbst in dem Moment gemalt zu sein scheint, wo der Trost Derjenigen, die ihr geblieben, den Schmerz um Diejenige noch nicht gelindert hat, die ihr Gott genommen; dieses Portrait der Madame Lebrun, auf dem Alles von dem Schmerz einer Mutter sprach, wagte man einige Zeit nicht im Salon des Louvre aufzustellen!

Die Königin mied jetzt Paris, selbst die Theater und die komische Oper, die sie so sehr liebte. Untröstlich und muthlos entließ sie Fräulein Bertin, gab ihre Vergnügen und Launen auf und zog sich mit ihren Thränen nach Trianon zurück. Aber wie war diese Scene einst so froher Spiele, wie war das Wesen der von der Königin Eingeladenen jetzt gegen früher verändert! Sie berief Diejenigen um sich, die sie liebte; sie schrieb an Madame Elisabeth: „. . . . Wir weinen um den Tod meines armen kleinen Engels . . . . Ich habe Ihres ganzen Herzens nöthig, um das meinige zu trösten . . . .“

All ihr Trost, alle Lust zum Leben liegt nur in dem schönen Kinde, ihrem Letztgeborenen, dem Herzog der Normandie, ein armes, ohne Freudenrufe, ohne Vivats zur Welt gekommenes Kind, gewiegt von den Liedern der Verläumdung und deshalb um so mehr von der Königin geliebt. All ihre Wonne ist ihre Tochter, welche sie ihre Tugenden, Wohlthätigkeit und Christlichkeit lehrt.

Herr von Calonne konnte jedoch nicht länger mehr auf seinem Posten bleiben. Die Königin, die ihn nur angenommen oder vielmehr nur geduldet hatte, ohne Vertrauen zu ihm, ohne

eine andere Erkenntlichkeit für ihn zu haben als die für seine Höflichkeit, an welche ihn die Minister des Königs schwerlich gewöhnt hatten, war es überdies den Gefahren ihrer Lage, der Unsicherheit und der geringen Energie des Königs, endlich auch dem, wie sie es selbst nannte, „Fatalismus ihrer Bestimmung" schuldig, Herrn von Calonne durch einen neuen Minister zu ersetzen. Aber die Ansprüche der Partei Polignac waren ihr nicht umsonst zur Warnung und Lehre gewesen. Im Vertrauen auf seinen Geist, in der Unschuld und Aufrichtigkeit ihres Wunsches für Frankreichs Glück, überließ sich jetzt Marie Antoinette wieder mehr der Erfahrung und dem Einflusse eines Mannes, den sie ohne Anhang und Intriguen wußte, der an ihr Wohl durch eine schrankenlose Ergebung und durch das Gefühl gleicher Feindschaft Antheil nehme, und dessen gewissermaßen niedrige Stellung ihm einen Mißbrauch seines Einflusses wehrte. Was war mehr zu entschuldigen, als daß sich jetzt Marie Antoinette den Abbé von Vermond zu ihrem Rathgeber erwählte? Er hatte das Vertrauen der Erzherzogin von Oesterreich seit ihrer Kindheit besessen; er hatte ihr die ersten Unterweisungen gegeben, und alle Gedanken und Empfindungen der Dauphine waren ihm vertraut worden; er war für die Königin der Bewahrer der Geheimnisse zwischen Mutter und Tochter, zwischen Maria Theresia und Marie Antoinette, gewesen; der Vertraute und Tröster der Thränen und Sorgen, welche eine Königin jeder Brust verbergen, selbst der Freundschaft verschweigen soll. Herr von Vermond hatte den Kummer der Königin und die Kälte Ludwig's XVI. getheilt, bis zu dem Tage, wo sein Bruder Vermond die Mutter der Prinzessin Maria Therese Charlotte von Frankreich gerettet hatte, und wo der König mit ihm zum ersten Male sprach, um ihn zu beauftragen, Marie Antoinette auf den Tod Maria Theresia's vorzubereiten. Andere Verdienste des Herrn von Vermond waren in den Augen der Königin die Antipathien von Mesdames gegen ihn, und die

Art von Verbannung, die ihm wegen seiner eifrigen Anstrengungen für den Wiedereintritt des Herzogs von Choiseul in die Staatsgeschäfte, nach der Geburt der Prinzessin Marie Therese Charlotte zu Theil geworden. Selbst die Eifersucht der Günstlinge und einer so anspruchslosen Freundschaft, wie die der Frau Lamballe, schienen der Königin für die Aufrichtigkeit der Gesinnungen des Abbé Vermond zu garantiren, und die fast prophetischen Warnungen desselben an die Königin vor der Gunst für Frau von Polignac vergewisserten Marie Antoinette von Neuem über seine Anhänglichkeit ohne Scheu und über seine klare Einsicht. Auch fand die Königin in der Art und Weise Vermond's, die Minister und ihre Systeme mit einem kräftigen, fast groben Wort rücksichtslos aber treffend zu beurtheilen, einen Grund mehr zu ihrem Vertrauen. Ueberdies war der Abbé Vermond kein Mann der Reaction, wie ihn die Pamphlete der Revolution geschildert haben; er stimmte den Plänen Necker's damals zu, theilte im Grunde die vorherrschende Stimmung der Geister nach Theorien der Reformen, und stand zwischen der öffentlichen Meinung und ihren Feinden. Zu allen diesen Tugenden und Vorzügen für einen Leiter des politischen Gewissens einer Königin kam in den Augen derselben noch die seltene Eigenschaft eines bescheidenen Ehrgeizes beim Abbé Vermond hinzu, der ausdrücklich sich verpflichtet hatte, niemals auf einen hohen geistlichen Posten Ansprüche zu erheben. Marie Antoinette wußte freilich nicht, daß der Abbé den Ehrgeiz und den Stolz seiner Zeit besaß, den Stolz, Nichts zu sein, und den Ehrgeiz, Alles zu machen. Was nützte ihm die Stellung und Auszeichnung, wenn er nur den Einfluß besaß! Er verlangte seit siebzehn Jahren nach der Stellung eines Dubois ohne Portefeuille, von dem er selber meinte: „Er hätte Cardinale machen, aber nie einer sein können."

Der Abbé von Vermond gelangte zu seinem Ziel. Er machte einen Minister aus dem Erzbischof, der ihn mit dem

Herzog von Choiseul für die Erziehung der Tochter Maria Theresia's empfohlen hatte. Aber durch die Berufung des von Herrn Loménie von Brienne bezahlte der Abbé Vermond nicht allein eine Schuld der Dankbarkeit und machte seinen Wohlthäter zu seinem Diener; er brachte damit auch ein politisches System in's Ministerium, welches ihm gehörte und das von einigen Mitgliedern des Klerus getheilt ward.

Was wollten der Abbé Vermond und seine Freunde? Sie wollten als Männer der Kirche das Heil des Staats durch die Kirche; sie wollten auf den Staat das neue Genre eines Episcopats ausdehnen, welches die ökonomische und politische Leitung eines Kirchsprengels besorgte; bis zur Staatsleitung und zur weltlichen Herrschaft die bisher in der französischen Monarchie unbekannte Person eines „verwaltenden Bischofs" erheben. Aber diese Männer der Kirche in jenem Jahrhundert, in dem selbst die Tugenden eines Malesherbes außerhalb der Kirche standen, gehörten auch ihrer Zeit an. Liebhaber des „bürgerlichen Herrschaftssystems", des empirisme civil, damals die Epidemie der Zeit, glaubten sie die Ideen ihrer Generation zu leiten, wenn sie sich auf dieselben stützten. Ihr Mittel war eine Art philosophischer Apostelstand, ihr Zweck der Krieg gegen die Irrthümer der Regierung; ihr Princip das öffentliche Wohl, welches sie als die wahre und alleinige Religion eines Staats hinstellten. Dabei hatten diese Philosophie und diese Grundsätze bei ihnen die Nachgiebigkeit und Geschmeidigkeit, um sich der Sitte und der Zeit anzupassen; sie glaubten an eine materielle Verbesserung der menschlichen Zustände und verschlossen sich nicht vor einer Verbesserung der Menschen, welche nach ihnen „Menschen gewesen, noch sind und sein werden." Die strengen Urtheile, der Lärm über Erschlaffung der Seelen, über Hintansetzung und Verruf der moralischen Sittlichkeit der Nation, erschienen ihnen wie eine Art engherziger und eines Staatsmannes unwürdiger Jansenismus; sie glaubten, daß es eine Zeit

geben müsse, in denen die Nationen durch ihre Sittlichkeit sich auszeichnen, und eine andere, wo sie in Laster ausarten. Mit einem Wort, diese eigenthümlichen Nachfolger des Ambrosius und Chrysostomus scheuten sich nicht vor einer Vermählung ihrer Illusionen mit der Verderbniß des achtzehnten Jahrhunderts, und suchten mit den Ideen eines Turgot und dem Wissen von Männern wie Maurepas zu regieren.

Der Irrthum dieses unpraktischen Systems, unpraktisch besonders für Männer der Kirche, zog der Königin nun wieder die Rache und den Zorn der erzbischöflichen Partei und Denunciationen in mehreren an den Herrn von Marbeuf gerichteten Briefen zu. „Man sagt, schrieb man, daß der Günstling, Vorleser und Erzieher der Königin, der Abbé von Vermond, auch Ihnen wie den Anderen Gesetze mache. Man sagt, daß er über die Stellen und Gnaden disponire und durch eine unsichtbare Macht (die Königin), verborgen hinter einem Vorhang, geleitet sei.“ Bald zeigte sich auch die gänzliche Unfähigkeit des neuen Ministers selbst, welcher in den Debatten mit den Parlamenten die Königin bloßstellte, die Leidenschaften gegen sie damit entflammte und sie der öffentlichen Meinung Preis gab. Die Fehler und die Verschwendung der öffentlichen Gelder von früher, der traurige Zustand der Finanzen, die Fehlschläge der Politik, Alles wurde nun der Königin zugeschrieben; Alle klagten sie wegen der Gegenwart, wegen der neuen Strenge des Königs, wegen des Exils der Parlamente an, und es schien, als wenn die Parlamente die Stimme Frankreichs zu Füßen des Thrones ertönen ließen, als sie die Königin bei Ludwig XVI. zu denunciren wagten: „Solche Mittel, Sire, entstammen nicht Ihrem Herzen; solche Maßregeln sind nicht die Grundsätze Ew. Majestät; sie kommen aus einer anderen Quelle . . .“

Jetzt sah die Königin sich betrogen durch die hohe Meinung vor dem Genie des Herrn von Brienne, in der sie so lange erhalten worden war; getäuscht durch die Versicherungen

des Herrn von Vermond, durch die Versprechungen seines Candidaten, die Bestechung seiner Reden und den Eigendünkel seines Ehrgeizes. Die Kundmachung des Deficits, der vergebliche Versuch mit dem Plenarhof und dem Gerichtshof, endlich die Declaration vom 8. August 1788, welche die Generalstaaten zum 1. Mai 1789 zusammenberief, belehrten die Königin, daß es ebenso gefährlich sei, Minister aus den Händen des Abbé Vermond wie aus denen der Frau von Polignac zu erhalten. Sie selbst ließ jetzt den Erzbischof rufen und verlangte von ihm seine Entlassung, indem sie ihre Ungnade durch die Kundgebung und den Beweis ihrer Erkenntlichkeit milderte und, wenn auch nicht die Talente des Ministers, doch wenigstens seinen guten Willen, seine Anstrengungen und seine Ergebenheit zu belohnen suchte.

So unterwarf sich die Königin selbst der Täuschung der öffentlichen Meinung über ihren wahren Charakter und gab Widerstand und Kämpfe, die in diesem Augenblick noch möglich waren, auf, um sich vor dem Willen der Nation zu beugen. Fern, den König zu äußersten Maßregeln zu bestimmen, vergaß die Königin sogar die Schriften, durch welche Necker seit seinem Austritt aus dem Ministerium auf ihre frühere Protection und Sympathie geantwortet hatte, und machte sich zur Mittlerin der Rückberufung des ehemaligen Ministers. Necker wurde, ehe er zum König kam, bei der Königin eingeführt; er bedauerte das schlechte Vernehmen zwischen Frankreich und der Königin, und offenbarte sein brennendes Verlangen, bei ihr wieder zu Gunst zu kommen und ihren Beifall sich zu erwerben; daraufhin wurde Necker wieder Minister. Die von der Königin ihm gegebene Unterstützung war offen, ehrlich, und eifrig bis zu dem Punkt, daß sie eine Erkaltung zwischen ihr und dem einzigen ihr noch gebliebenen Freunde, dem Grafen von Artois, herbeiführte; denn der Graf von Artois war Widersacher der doppelten Vertretung des dritten Standes

welche die Königin wünschte, die nun, wieder von der öffentlichen Meinung und von der Popularität Necker's getragen, als eine Verbündete der beginnenden Revolution auftrat.

Die Generalstaaten wurden am 4. Mai in Versailles eröffnet und die Frauen des Volks begrüßten die vorüberfahrende Königin mit dem wüthenden Ruf: „Es lebe der Herzog von Orleans!“ Man mußte die Königin, die einer Ohnmacht nahe war, unterstützen.

Drittes Buch.

1789—1793.

I.

Stellung der Königin zum König, zu Madame Elisabeth, zu Madame, der Gräfin von Artois, den Tanten des Königs und dem Grafen von Artois beim Ausbruch der Revolution. — Die Prinzen von Geblüt: der Herzog von Penthièvre, der Prinz von Condé, der Herzog von Bourbon, der Graf von la Marche. — Der Herzog von Orleans. — Die Königin und die Salons: der Temple, das Palais=royal ꝛc. — Die Königin und Europa. — England. — Preußen. — Schweden. — Spanien und Neapel. — Savoyen ꝛc. — Oesterreich.

Die Revolution begann.

Es ist zuerst nöthig, die Stellung der Königin zu zeigen, ihre Stützen kennen zu lernen, oder doch mindestens ihre Tröstungen gegen die entfesselten Leidenschaften eines Volks, ihre Lage gegenüber ihrem Gemahl, ihrer Familie, den Salons, den Mächten, Versailles, Paris und Europa.

Ludwig XVI. liebte die Königin; er liebte sie mit einem Gefühl, welches die Bourbons bisher nur gegen Maitressen an den Tag gelegt hatten, und es ist eine sehr treffende Bemerkung eines Zeitgenossen, daß die Königin mit der Erbschaft dieser Liebe auch die des Hasses und der Feindschaften überkam, welche man gegen die Maitressen der Könige immer empfunden. Das öffentliche Mißfallen, welches bisher die Königinnen von Frankreich über die Untreue ihrer Gatten zu trösten gewußt, war jetzt der Gattin zugefallen, deren Herrschaft dem Einflusse einer Pompadour und Dubarry gefolgt

war. Wenn jedoch in dieser Ehe zweier sich unähnlicher Geister zuletzt der Wille und der Charakter das Uebergewicht erhalten hatte, wenn Ludwig XVI. sich endlich doch der Königin untergeordnet und zu ihren Rathschlägen seine Zuflucht genommen, so geschah es doch mit dem geheimen Verdruß und dem vorgefaßten Mißtrauen schwacher Naturen, welche sich eben nur von der Verantwortlichkeit eines Mißlingens zu befreien trachten. Er widersetzte sich anfangs gern den Ideen der Königin, dann aber nahm er sie plötzlich auf und schien sich in sie zu vertiefen. Hatte er so Vertrauen gefaßt, so that es ihm gleich wieder leid, und sein Wesen bestand aus Entschlüssen, Widersprüchen und Trägheit, welche in ihm die Bestimmungen der Königin umwarf. So machte selbst die Schwachheit Ludwig's XVI. ihn unfähig zu gehorchen und entzog ihn der Abhängigkeit, ohne daß sein Herz, welches sich jetzt ganz der Königin hingab, je Theil an seinen Launen gehabt hätte.

Unter den Frauen ihrer Familie bezeigte ihr nur Madame Elisabeth Freundschaft, welche, von den Einflüssen ihrer Kindheit befreit, ihrer Erziehung zum Trotz ganz dem Zuge ihres Herzens folgte, und durch die Zuneigung zur Gattin ihres Bruders Zeugniß von den liebenswürdigen Eigenschaften ablegte, welche ihr, wenn sie nicht den Vorurtheilen der Interessen oder dem Haß der Parteien begegneten, eigen waren.

Die beiden Schwägerinnen der Königin, Madame, die Frau von Monsieur und die Gräfin von Artois, Beide eifersüchtig auf die Königin und neidisch auf deren Schönheit und glänzenden Geist, hatten die Partei von Mesdames, den Tanten des Königs, vermehrt und ihr zwei feindselige Elemente zugeführt, welche je nach dem Wesen ihrer Charaktere und der Feindschaft ihrer Gatten mehr oder minder sich geltend machten. Die Empfindungen der Gräfin von Artois wurden freilich durch die Zuneigung des Grafen von Artois zu seiner Schwägerin vielfach abgeschwächt; die Leidenschaftlichkeit von

Madame dagegen wurde durch die Verdächtigungen und den bösen Willen von Monsieur gegen die Königin nur noch mehr gereizt und gesteigert. Tausend tägliche Mißhelligkeiten, die geringsten Anläße, die unscheinbarsten Vorwände zum Verdruß, die eingebildeten Kränkungen, ein Wort der Königin zu Madame über das zweideutige Benehmen der Frau von Balbi und über das Unrecht, das sie begangen, sich ihr anvertraut zu haben, selbst eine Bewegung, eine Miene, — kurz und gut, Nichts verlor sich diesen Herzen ohne Verzeihung, in denen der Groll fortwucherte. Die Verdrießlichkeiten für die Königin von dieser Seite her gingen so weit, daß selbst, im Jahre 1782, ihre Gesundheit darunter litt. Erschreckt über ihre Melancholie, welche Nichts zerstreuen konnte, über ihre Gleichgültigkeit gegen alle Dinge, über ihr Abmagern, welches sie mit der Schwindsucht zu bedrohen schien, gaben damals ihre Freunde zu verstehen, daß, wenn man die Wohnung von Monsieur und Madame für den Dauphin beanspruchen würde, dies sie zwingen dürfte, Versailles zu verlassen und in Luxemburg Wohnung zu nehmen.

Mesdames, die Tanten, auf ihren Hof zu Bellevue beschränkt, suchten ihre Niederlage zwar zu verbergen, aber sie waren ohne Einfluß auf die Politik, regierten Nichts mehr, ohne Aussichten für jetzt und für die Zukunft durch die Liebe des Königs zur Königin, ohne Gehör beim Könige und in seiner Umgebung nur am Aschermittwoch, wo alle Welt tanzte; kein Wunder, daß sie grollten und murrten. Sie hielten fest an Madame Louise, die Carmeliterin von Saint-Denis, deren Haß gegen Oesterreich so groß war, daß sie ihn selbst einer österreichischen Nonne entgelten ließ und welche von Ludwig XVI. selbst persönlich zurechtgewiesen werden mußte, indem er ihr dabei rieth, sich nicht mehr in ministerielle Angelegenheiten zu mischen. Unfähig, ihr altes Spiel zu treiben, suchten sie im Geheimen ihre Rache zu nehmen, und besaßen dazu, sobald

ihnen von einer Wahl oder einer Ansicht der Königin Kunde ward, zwei stehende Redensarten; bald meinten sie:

„Wir würden auch sehr erstaunt sein, daß sie wie unser Vater oder wie unser Bruder denkt;“ bald sagten sie: „Wir überraschen sie jeden Tag mit neuen gegen das Haus Frankreich gerichteten Ansichten.“

Ja, wüthend über das Nichts und die Pein ihrer Lage, über ihre Entfernung vom Hofe und vom Könige, den sie der Königin überlassen mußten, und unfähig, offen gegen dieselbe zu kämpfen, ließen sie sich sogar so weit herab, ein Memoire des Lyoner Handelsstandes zu unterstützen, welches die Königin wegen ihrer Vorliebe für weiße Kleider als Ursache des Darniederliegens der französischen Industrie bezeichnete. Mesdames waren so weit gekommen, der Königin wegen ihrer Einfachheit einen Proceß machen zu müssen, und vergaßen dabei, daß sie kurz zuvor nicht Vorwürfe genug für den Luxus ihrer Toilette gehabt hatten.

Die Schwäger der Königin . . . es ist traurig zu sagen, daß unter den Brüdern des Königs Marie Antoinette gerade ihre bittersten Feinde gefunden: wir haben Monsieur schon genannt, dessen Privatleben sowohl, wie politisches Auftreten bisher nichts Anderes als eine Kritik des Lebens der Königin und eine Persiflage ihrer Stellung gebildet hatte. Als Marie Antoinette sich noch ganz dem Vergnügen und ihrer Jugendlust hingegeben, vermied Monsieur dergleichen und vertiefte sich in Uhrenfabrikation; war in Versailles Festlichkeit, ging er auf den Kirchhof; freien und leichten Geistes, neugierig und von Natur der Popularität und ihrer Schmeichelei ergeben, verwandelte er seinen Charakter und seine Ideen, sobald die Mitwirkung zur Rückberufung der exilirten Parlamente Seitens der Königin derselben den Beifall der Nation erworben hatte; Monsieur nahm seitdem Theil an dem Widerstand gegen die öffentliche Meinung und an dem System des absoluten Rechts

des königlichen Willens. Seitdem die Königin sich mit der Politik befaßte, beschäftigte sich Monsieur nur mit Bleistift und Feder, mit Abfassung und Verbreitung von Caricaturen und Satiren über die Königin und ihre Freunde, über ihre Minister, Ideen und Illusionen.

Die Königin hatte unter den Männern ihrer Familie indessen auch einen Freund gefunden; dieser Freund hatte Theil an ihren Spielen und an ihren Launen, wie an ihrem Geschmack genommen; er hatte ihre Wünsche getheilt, ihre Freunde mit geliebt und seine Anhänglichkeit bewahrt; um ihr zu gefallen, hatte er sich nicht gescheut, sich zu compromittiren und fast zu opfern. Aber das Unglück der Umstände entfernte auch diesen Freund von ihr. Von Vaudreuil bearbeitet, bestimmt durch die Einflüsse der Polignac's, welche nach der Entfremdung der Königin sich dem Salon und der Familie eines plötzlich vom Könige bevorzugten Bruders genähert hatten, brachte der Graf von Artois das Ministerium Brienne in Verlegenheit und beförderte damit seinen Sturz. Dann, an dem Tage, wo die Revolution begann, trennte er sich von Neuem von der Königin durch seine Abneigung gegen ihre Wünsche nach Versöhnung und Nachgiebigkeit an die nationalen Forderungen, und durch den Widerstand gegen die große Frage über die Repräsentation des dritten Standes, welches die Königin zu Gunsten dieses Standes gegen ihn entschied. So war Artois bereits abwendig gemacht und in's Lager Calonne's und Vaudreuil's herübergezogen worden, welche ihn, ohne daß er es wußte und ahnte, zu einer der größten Gefahren der Königin während der Revolution bestimmen sollten.

Die Prinzen von Geblüt andererseits trugen der Königin noch immer die Prätension des Erzherzogs Maximilian nach, womit dieser einst den Vortritt vor ihnen verlangt hatte. Der Schwiegervater der Prinzessin von Lamballe, der Herzog von Penthièvre, war allein der Königin ergeben; aber da er

fern vom Hofe, einsam und still auf seinen Gütern lebte, so konnte er der Königin nur sehr wenig nützen. Ueberdies beeinträchtigten die Tugenden desselben, die Milde, Güte und Duldsamkeit, wenn auch sicherlich nicht seinen Muth, doch eine Autorität und ein Gewicht seiner Person. Armer Prinz! geboren für andere Zeiten, welcher der Revolution mit Ergebung und Aufopferung seiner selbst sich unterwerfen sollte!

„Ich kann noch weniger mich compromittiren, schrieb er später seinem Geistlichen; geben Sie die Ideen, ich bitte Sie darum, über die Autorität der Besitzer des Hauses, welches ich in Ihrem Sprengel habe, auf: Ich bin jetzt Bürger und damit ist Alles gesagt. ...“

Der Prinz von Condé, ein Freund von Mesdames, mit denen er sich während der Zeit ihrer Blattern eingeschlossen hatte, ihr Vertrauter und Verbündeter, konnte es Marie Antoinette nicht verzeihen, daß sie einst an ihrem Hofe nicht seine Maitresse, die Frau von Monaco, empfangen wollte; die Vertrauten von Versailles schilderten der Königin diesen Prinzen als einen starrköpfigen, hartnäckigen, ehrgeizigen, selbst finstern Mann, dessen Glück darin bestehe, Gefahren heraufzubeschwören. Der Herzog von Bourbon, zu beschränkten Geistes und zu träge, um sich selbst eine Meinung zu bilden, hatte sein bischen Gedanken geerbt: er theilte die Antipathien seines Vaters, die in ihm noch durch das Interesse und die schwesterliche Sorgfalt angestachelt worden waren, mit welcher Marie Antoinette, bei Gelegenheit eines Duells, seinen Gegner, den Grafen von Artois umgeben hatte.

Der Sohn des Prinzen von Conti, der Graf von Lamarche, welcher in schmachvoller Weise seinen Namen und die Oppositions-Gesinnungen seines Vaters der Partei Terray und Maupeou verkauft hatte, welcher Choiseul beleidigt und dann Versailles verlassen hatte, begnügte sich, der Königin in ähnlicher Weise den Hof zu machen, wie sein Vater; er sprach mit ihr

und grüßte sie nur in Paris in den Corridoren der Oper. Bald aber trat auch er offen zu ihren Feinden über, indem er sich gegen die Minister Calonne und Brienne erklärte; während der Gefahren für die Monarchie wird die Königin diese Wetterfahne „alle Welt in einer Weise, die ihn vor Furcht sterben läßt, um Verzeihung bitten sehen."

Der Herzog von Orleans . . . Welch' ein schwacher Mann, dessen Haß selbst eine Schwäche war! Kopf wie Herz, Alles in ihm war viel zu klein für solche Leidenschaft; aber seine Rathgeber mühten sich redlich ab, ihn für ihre Sonderinteressen zu seinem Wesen und zu seiner Gesinnung zu zwingen. Es war ein geheimnißvolles, langsames und geduldiges Werk gewesen, welches in bittere und blutige Feindschaft die einstige Traulichkeit des Herzogs von Chartres mit der Königin, die selbst der Verläumdung groß genug erschienen, verwandelt hatte. Ludwig XVI. hatte nie die Zuneigung der Königin getheilt; seit dem Anfange seiner Regierung war er dem Herzog fern geblieben und seinen Freunden mit Kälte entgegengetreten. Diese Gesinnungen Ludwig's XVI., welche auch Marie Antoinetten zwangen, den Prinzen von Geblüt aus ihren vertrauten Kreisen zu schließen, wurden dem Herzoge als das Werk und die Absicht der Königin vorgehalten, und die Königin allein war, wie der Prinz von seinen Freunden hörte, Schuld an allen seinen Zurücksetzungen und Kränkungen; sie war die Anstifterin der Satiren auf den Herzog wegen des von ihm mit geschlagenen Gefechts bei Ouessant: die Ursache, daß ihm die Stellung eines Großadmirals von Frankreich verweigert und er, wie zum Hohn, zum Oberstlieutenant der Husaren ernannt wurde; sie endlich sollte bewirkt haben, daß sein Plan, einen seiner Söhne mit Madame zu verheirathen, gescheitert war. Als nun der Groll, in solcher Art tagtäglich genährt, das Gemüth des Herzogs von Orleans erfüllte, zeigten die Vertrauten ihm nach und nach die Zukunft, ferne Hoffnungen, Ideen, welche Versuchungen bargen;

Träume, die anfangs erschrecken und in denen man sich zuletzt wiegt, maßlose Ansprüche, an die er endlich glaubte . . . Bei der zweiten Schwangerschaft der Königin vermochte in Folge dessen der Herzog von Orleans zu schwören — und mit welchem Schimpf für die Königin! — daß niemals der Dauphin sein König sein werde. Die Königin, verletzt durch diese Unverschämtheit, rächte sich an ihm, indem sie ihn lächerlich machte; sie ließ durch den König dem Prinzen, der sich bis zum Vermiether seines Palais-royal herabwürdigte, sagen:

„Da Sie jetzt Läden halten werden, kann man wohl nur hoffen, Sie des Sonntags zu sehen!"

Dann kamen Leute wie Biron, Liancourt, Sillery und Laclos, und reizten den Prinzen, der noch wüthend und beschämt über das Gelächter von Versailles war, noch mehr auf; sie sprachen ihm von einem Handstreich, von Rache, vom Exil der „großen Dame" nach Deutschland; ja, am 4. Mai 1789 mißbrauchten sie diesen Mann so sehr, daß sie für ihn sogar nach der Krone verlangten.

Im Temple, dem Salon des Prinzen von Conti, und im Palais-royal, dem Salon des Herzogs von Orleans, in diesen zwei Salons der intelligenten Welt, fand die Königin für den höchsten Rang der besten Gesellschaft von Paris zwei feindliche Sammelpunkte, von denen einer die Verläumdungen und Verschwörungen gegen sie bis zum Tode fortführen sollte. Außer dem Palais-royal und dem Temple, und allen der Revolution geöffneten Salons, von dem der Madame Necker an, welche die Philosophen der Madame Geoffrin empfangen hatte, bis zum Salon der Herzogin von Anville, in dem Barnave verkehrte, gab es eine Menge Cirkel, in denen man der Person der Königin bei weitem feindlicher gesonnen war, als den Ideen einer Contrerevolution; das waren die Salons der Hofdamen, welche selbst oder für ihre Freunde unter der Gunst der Frau von Polignac hatten leiden müssen und auf deren Kosten die Kö-

nigin früher ihre Gunst vertheilt hatte. Und wieviel Gesellschaftscirkel um die Königin, selbst in ihrem Hause, in denen die Unterhaltung lediglich aus Bosheit und Rache gegen sie bestand! Wieviel Frauen, die nicht mit ebenso viel Gehässigkeit erfüllt waren, als die Frau des ersten Stallmeisters der Königin, dessen, von ihrem Vetter, dem Vicomte von Noailles erhoffter Posten dem Herrn von Polignac gegeben war! Wieviel Palast- und Staatsdamen, die, wie Frau von Tessé, durch ihre Freunde oder auch wohl selber die Königin von Frankreich mit der boshaften Grazie ihres Lächelns und der sentimentalen Philanthropie der Zeit, mit Tiraden, im Geplauder und mit Witz verfolgten!

Das Unglück wollte, daß sich zu der Animosität von verletzten und eifersüchtigen Höflingen die Undankbarkeit und der Verrath von mit Gunst überhäuften Hofleuten, Familien und Freunden gesellte. Es war nicht genug, daß alle großen Familien der Königin feindlich gesinnt waren, wie die Montmorency, die Clermont-Tonnerre, La Rochefoucauld, Crillon, Noailles; sondern selbst ihre Begünstigten, ihre Tischgenossen, ihre Gäste von Trianon verläugneten und verließen sie in der Gefahr. Das schöne Beispiel der Prinzessin von Tarant fand wenig Nachahmung; aber die Herzogin von Fitz-James reiste nach Italien; der Prinz von Hénin, der sich so tief erniedrigt hatte, stellte sich taub gegen das Stillschweigen der Verachtung, das ihn im Schlosse empfing; die Gräfin von Coigny, deren Namen eine so große Schuld von Dankbarkeit ausspricht, sollte später, nach der Rückkehr von Varennes, die Beschuldigungen der royalistischen Presse verdienen, daß sie zum Insult auf dem Platze Ludwig's XV. aufgemuntert habe. Prinzen und Herzöge wie die von Ayen gab es mehrere; ein Prinz, den ein Brief Ludwig's XVI. beschuldigt, seinen König überwacht zu haben — es war der Prinz von Poix, zog in den Octobertagen, im Augenblick der größten Gefahr für die Königin, über seine Uniform einen Ober-

rock, welcher ihn, wie Rivarol sagte, zugleich der Schande und dem Ruhme verbarg.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die entfernteren Kreise, in deren Sphäre die Königin gehört; gehen wir aus ihrer nächsten Umgebung heraus, über Versailles, Paris und selbst Frankreich hinfort und fragen wir Europa; — man wird erschrecken über die feindlichen Gesinnungen der Höfe, über das Verhängniß, welches in allen Ecken der Welt dieser unglücklichen Fürstin so viel Feinde schuf. Man wird sehen, daß es den Interessen, ja fast der Nothwendigkeit der europäischen Politik entspricht, Marie Antoinetten die Wohlthat einer moralischen Unterstützung zu verweigern, sie schutz- und hülflos sich selbst zu überlassen, sie durch Handlungen, wie durch die anbefohlene Sprache eines fast einstimmigen diplomatischen Corps zu vernichten, genug, sie der Revolution Preis zu geben und zu gestatten, daß sie sterbe.

England gehörte zu den vornehmsten der Königin feindlichen Mächten und hatte nicht aufgehört, sie durch Agenten erniedrigen zu lassen. Es hatte die Verläumdungen begünstigt, die Verläumder geschützt, in London die Libelle und Schmähschriften gefördert und verbreitet, und in Paris die Beleidigungen und Schändlichkeiten bezahlt. Das Cabinet von St. James sah in Marie Antoinette nur eine Dienerin der Politik Choiseul's, des Ministers, welcher zuerst die englische Macht in Amerika beunruhigt hatte; es sah in der Königin das Band der Allianee zwischen den Häusern Oesterreich und Frankreich, welche die Fortschritte und Eroberungen seiner herrschsüchtigen Politik aufhalten konnte. Marie Antoinette, es ist wahr, hatte keinesweges auf eine Emancipation der amerikanischen Colonien hingearbeitet, und wenn sie sich durch den Ruhm, welchen sich einige Franzosen auf den Schlachtfeldern der neuen Welt erworben hatten, geschmeichelt fühlte, so hatte sie sich doch nicht dem Vorurtheil der Diane von Polignac hingegeben. Sie hatte

nicht aufgehört, die einer republikanischen Insurrection gegebene Unterstützung zu bedauern, als wenn sie geahnet hätte, daß die Kriegsschiffe Frankreichs aus Amerika Etwas von einer Republik zurückbrächten, wenn auch nicht die Idee, so doch das Wort. Trotzdem und trotz dem fast ausnahmsvollen Empfang, den die Königin allen ihr vorgestellten Engländern zu Theil werden ließ, besänftigte sich der Haß des englischen Volkes nicht, welches nach Rache brannte, und sie doch wegen des Vertrags zwischen Frankreich und Oesterreich vom Jahre 1756, dessen Unterpfand Marie Antoinette auf dem Throne Frankreichs bildete, nicht auszuführen vermochte. Aber es lauerte ungeduldig auf eine Gelegenheit, diese Rache zu nehmen, und sie kam mit dem Bruch des Vertrages, mit der Kriegserklärung der Brissotins*) gegen Oesterreich, mit der Verhaftung der Königin. Marie Antoinette kannte diesen Haß sehr wohl und fürchtete sich vor diesem Volke; sie konnte den Namen des Premier-Ministers Englands, den Namen Pitt nicht aussprechen, „ohne daß ihr ein Todesschauer über den Rücken lief" — das sind die Worte der Königin selbst.

Die Alliance zwischen Oesterreich und Frankreich wurde von einer anderen Macht noch bei Weitem mehr gehaßt, nämlich von Preußen. Sie bildete in der That für den König von Preußen stets eine lebhafte Erinnerung an die einstige Ligue, welche gedroht hatte, die preußische Monarchie aus der Karte von Europa fortzustreichen. Marie Antoinette war deshalb auch von geheimen preußischen Agenten umgeben, die ihre Schritte bewachten, ihre Umgebung musterten, ihre Beziehungen zu der königlichen Familie ausforschten und mit einem Worte mit den englischen Agenten zusammen conspirirten.

Im Norden hielt Schweden, von der kühlen Aufnahme

---

*) So nannte man die Anhänger Brissot's besonders und im Allgemeinen auch wohl die ganze Gironde, zu der Bissot gehörte.

Anm. d. Uebers.

Gustav III. in Versailles mehr verletzt, als Gustav III. selbst, der ganz geblendet von der Schönheit der Königin von Frankreich und verliebt in sie zurückgekehrt war, ebenso wie die kleinen Staaten Deutschlands Marie Antoinette für die Ursache des schlechten Vernehmens mit Frankreich, sowie dessen unzuverlässiger und unsicherer Politik.

Im Süden beurtheilten Spanien und Neapel, aufgebracht über die Anstrengungen der Königin Caroline, ihren Gemahl dem Familienpakt zu entziehen, den man als eine Eroberung Ludwig XIV. über Oesterreich ansehen konnte, Marie Antoinette nach dieser ihrer Schwester und sahen in der Königin von Frankreich auch nicht mehr, als eine Erzherzogin von Oesterreich, welche die Interessen ihrer Völker für die ihres Hauses verkaufe.

Auch Savoyen betrachtete Marie Antoinette und die Alliance, welche sie repräsentirte, wie das Ende seiner vortheilhaften Stellung, wie den Ruin seiner alten Wahlpolitik zwischen Frankreich und Oesterreich, welche sich sonst bei ihren Kriegen um seine Alliance beworben hatten. Die kleinen Republiken von Genua und Venedig gaben gleichfalls durch ihre Gesandten in Paris ihre Antipathien gegen diese Alliance und diese Königin kund, welcher sie die Verantwortlichkeit wegen der Theilung Polens aufluden.

Genug, von einem Ende Europa's bis zum andern waren die Interessen und die Instructionen der diplomatischen Agenten dieser Königin feindlich, welche Wächterin und Unterpfand des Vertrags von 1756 war. Selbst wo Europa aufhörte, lebte noch dieser Haß; als der Großvesir die Proklamation der Republik vernahm, rief er aus: „das ist gut! diese Republik wird keine Erzherzoginnen heirathen!“

Sicherte nun diese allgemeine Feindschaft gegen die österreichische Prinzessin der Königin wenigstens die Liebe ihres Hauses, die rücksichtslose Unterstützung Oesterreichs? Nein. Die

Souveraine gehören ihrem Vaterlande, ehe sie ihrer Familie gehören, und Kaiser Joseph hatte in seiner Schwester keineswegs eine gehorsame Alliirte, ein williges Instrument für die Interessen seines Reiches, für die Pläne seines Ehrgeizes, für die Hoffnungen seiner Diplomatie und die Anstrengungen seiner Waffen gefunden. Als er sich Bayerns bemächtigen wollte und deshalb vom Könige von Frankreich die 24,000, im Vertrage von 1756 festgesetzten Mann Hülfstruppen verlangte, oder statt deren Geldsubsidien; als der Krieg Oesterreichs mit Preußen wieder auszubrechen drohte, hatte die Königin nur Thränen angewandt, um diesen Krieg von ihrem Hause abzuwenden. Der König schrieb an Herrn von Vergennes:

„Ich habe die Königin gesehen, nachdem sie mit Ihnen zusammen gewesen; sie schien mir mit sehr großer und gerechter Unruhe über den Krieg erfüllt zu sein, der jeden Augenblick zwischen zwei sich so nahe stehenden Rivalen ausbrechen kann. Sie sprach mir auch davon, daß Sie nicht genug aufgewandt hätten, um ihn zu vermeiden: ich versuchte jedoch sie zu überzeugen, daß Sie gethan, was in Ihren Kräften gestanden, und daß wir bereit sind, alle freundschaftlichen Schritte zu thun, welche der Hof von Wien von uns nur verlangen kann. Aber zu gleicher Zeit habe ich ihr auch nicht verhehlt, wie wenig begründete Ansprüche das Haus Oesterreich auf Bayern habe, und daß wir keineswegs verpflichtet sind, es mit unserer Hülfe zu unterstützen; ich versicherte ihr ferner, daß der König von Preußen uns nicht von der Alliance abbringen wird, aber daß man auch daß Benehmen eines Verbündeten tadeln könne, ohne deßhalb gleich mit ihm zu brechen."

Auf diese einfache Versicherung des Königs, der sich auf Maurepas stützte, unterließ es die Königin, sich in die Angelegenheit zu mischen, worüber der Kaiser sich bitter genug dem Grafen von der Mark gegenüber beschwerte.

Als im Jahre 1784 Joseph II. die Mündung der Schelde

und Mastricht verlangte, wandte er sich wiederum an die Königin. Aber auch diesmal weigerte sich diese, dafür zu agitiren. Sie beschränkte sich lediglich darauf, beim Könige eine Vermittelung Frankreichs zu ermöglichen, die ihrem Bruder den ehrenvollsten Rückzug aus dieser übereilten Handlung gestattete. Diese Weigerungen, zu denen Marie Antoinette den Muth hatte, zu denen diese Königin ihr schwesterliches Herz zwang, diese edlen Weigerungen, bestätigt durch Zeugen, deren Aussage unantastbar ist — wer möchte sie heut noch nach folgendem Briefe der Königin an ihren Bruder läugnen?

„Sie wissen, wie sehr der König gegen mich gefällig ist und er handelt nur nach seinem Herzen, was Sie betrifft. Ich mache für Niemanden mehr als für Sie Wünsche bei dem Könige geltend; aber Sie werden begreifen, daß ich heut nicht frei bin in Angelegenheiten, die Frankreich betreffen; wahrscheinlich wäre ich übel angekommen, mich darein zu mischen, besonders in eine Geschichte, welche im Rathe nicht gebilligt wurde; man hätte darin Schwäche oder Ehrgeiz gesehen. Genug, mein Bruder, ich bin jetzt Französin, ehe ich Oesterreicherin bin . . .“

So fand diese Königin, beschuldigt, die Schätze Frankreichs ihrem Bruder zu opfern und in Versailles der Spion und Agent Oesterreichs zu sein; diese Königin, welche den Beinamen einer „Oesterreicherin“ bis auf den Revolutionsplatz vernehmen wird, sie fand selbst in ihrem Hause nur kalte Sympathien wegen ihrer französischen Haltung, nur Gleichgültigkeit in ihrem Vaterlande, dem sie so viele Feinde schuldete!

II.

Mütterliche Sorgen Marie Antoinettens. — Ein Brief von ihr über die Krankheit und die Erziehung des Dauphin. — Tod des Dauphin. — Entfremdung der Königin vom Salon der Frau von Polignac. — Die Gräfin d'Ossun. — Trennung der Königin und der Polignac's nach dem Sturm der Bastille. — Correspondenz der Königin mit Frau von Polignac. — Die Revolution und die Königin. — Mordplan gegen Marie Antoinette. — Der 5. October. — Der 6. October. — Miomandre und du Repaire. — Die Königin auf dem Balcon von Versailles. — Antwort derselben an das Comité der Recherchen und an's Châtelet.

Bedroht von der Wuth eines Volkes und vom Haß Frankreichs, Ziel der Verschwörung aller Interessen Europa's, gequält von Unruhen der Gegenwart, von Furcht, Drohungen und Ahnungen für die Zukunft, so fand Marie Antoinette selbst in dem Frieden ihres Herzens keine Zuflucht. In den letzten Jahren mußte sie auch auf die heiteren Freuden einer Mutter verzichten, welche unter den Liebkosungen ihres Kindes über jede Sorge sich tröstet und allen Kummer fahren läßt. Es war ein Jahr, daß sie ihre letzte Tochter, ihre kleine Sophie, verloren hatte, und es schien ihr, als sei dieser Todesfall der Anfang ihres Unglücks gewesen. Jetzt schlich auch der Dauphin langsam dem Tode zu; jeder Tag, jede Stunde fast quält mit ihrer Sorge oder mit ihrer Hoffnung, mit Wiederkehr der Angst oder des Vertrauens dieses arme Herz der Königin, welches im Angesicht einer schrecklichen Gewißheit doch noch zweifeln will! Ein schmerzhafter Anblick für diese geprüfte Mutter! Dieses Kind kurz zuvor noch voller Leben, voller Gesundheit, Frohsinn und Lebhaftigkeit, kämpft jetzt bleich, abgemagert und siech um sein Leben. Unter seinen Leiden und seiner Krankheit geht Alles dahin, die Frische seiner Wangen und seine muntere Freude. Seine Füße werden zu schwach, um diesen kleinen Körper, der gestern noch so gesund und so drall unter seiner Matrosenkleidung athmete, ferner zu tragen; er krümmt sich, knickt zusammen

und wird so entstellt, daß die Königin, in der der Mutter Stolz blutet, dieses arme Kind, welches sich gegen den Tod hinschleppt und über das man lacht, verborgen hält.

Dann haben auch diese armen kleinen Wesen, welche der Tod unbeliebt macht, ehe er sie raubt, ihre Launen, ihren Eigensinn, Eigenheiten, welche die Krankheit hervorruft und welche die sie umgebenden Herzen zerreißen. Auch dieser Schmerz blieb Marie Antoinette nicht erspart. Es handelte sich darum, die Auflehnungen des Kindes zu bewältigen, seinen Trotz zu schelten, Gebrauch von der Autorität einer Mutter zu machen und nur zu oft den strengen Pflichten, welche die Erziehung eines Königs erheischt, nachzukommen. Wie dies geschah, davon legt ein vertraulicher Brief der Königin deutliches Zeugniß ab:

„Am 31. August.

„Es war mir unmöglich, mein theures Herz, nach Trianon zurückzukommen; ich hatte zu viel an meinem Beine zu leiden. Was dem Herrn Dauphin zugestoßen ist, wundert mich gar nicht. Das Wort Verzeihung versetzte ihn seit seiner frühesten Kindheit in Aufregung und man muß seinen Eigensinn mit sehr großer Vorsicht behandeln. Ich billige vollkommen, was Sie gethan haben, aber bringen Sie ihn zu mir, damit ich ihm sage, wie sehr mich seine Auflehnungen betrüben. Mein theures Herz, unsere Liebe für dieses Kind muß streng sein; man darf nicht vergessen, daß wir ihn nicht für uns aufzuerziehen haben, sondern für das Land. Die ersten Eindrücke sind in der Kindheit so stark, daß ich wirklich erschrecke, wenn ich bedenke, daß wir einen König erziehen. Leben Sie wohl, theures Wesen, Sie wissen, wie ich Sie liebe.

Marie Antoinette."

Die Königin verlor dieses unglückliche Kind am 4. Juni 1789.

Wieder waren es die Polignac's, denen die Königin die geringe Liebe und die Kälte der letzten Küsse ihres sterbenden Kindes schuldete. Der kleine Kranke hatte in Folge der Ein=

flüsse des Herzogs von Harcourt, seines Gouverneurs, so großen Widerwillen gegen Frau von Polignac gefaßt, daß er selbst den Parfum ihrer Toilette nicht ausstehen konnte. Es war, als wenn ein Fatum über dieser Verbindung der Königin mit den Polignac's schwebe; denn wieviel Uebel hatte ihr nicht schon ihre Favorite zugezogen!

Der Salon der Frau von Polignac, wo die Königin einst ihren Hof gehalten, hatte nach und nach im Lauf der Jahre immer weniger von der Gesellschaft vereinigt, wie sie der Königin behagte. Die Nachlässigkeit und die Verstöße der Frau von Polignac in dieser Hinsicht waren so weit gegangen, daß vier Jahre vor der Revolution, 1785, die Königin jedesmal, ehe sie zur Frau von Polignac ging, einen ihrer Kammerdiener hinschickte, um sich von den Namen der dort anwesenden Personen zu unterrichten, und nicht selten war es vorgekommen, daß die Königin nach der Antwort zu Hause geblieben. Als die Königin nun einmal der Frau von Polignac davon sprach, wie wenig Vergnügen es ihr mache, bei ihr gewissen Persönlichkeiten zu begegnen, wagte diese ihre sonstige Sanftmuth so weit hintanzusetzen, daß sie antwortete:

„Ich denke, daß darin, daß Ihre Majestät in meinen Salon zu kommen beliebt, kein Grund liegt, meine Freunde davon auszuschließen."

„Ich trage dies der Frau von Polignac nicht nach", sagte später die Königin, indem sie diese Antwort mittheilte; „im Grunde ist sie gut und liebt mich; aber ihre Umgebungen haben sie unterjocht."

So war nach und nach die Königin dahin gelangt, dem Salon der Gräfin d'Ossun den Vorzug zu geben; es war dies eine ihrer Staatsdamen, eine Schwester des Herzogs von Gramont und Nichte des Herzogs von Choiseul. Die Gräfin d'Ossun besaß Nichts, um durch ihren Geist oder ihr Auftreten zu glänzen; aber sie war eine durchaus tugendhafte Frau, sehr

sanft, ohne Intriguen, ohne Ansprüche, die Nichts für sich noch für die Ihrigen verlangte und nur beschäftigt war, der Königin zu gefallen; bald sollte sie sich auch für sie opfern und der Revolutionsleidenschaft durch den „Orateur du peuple" Fréron's Journal, denuncirt werden. In diesen Salon kam jetzt die Königin mit den paar Freunden, die ihr noch geblieben waren; hier fühlte sie sich frei und wohl, ohne Furcht vor Cabalen und Herrschsüchteleien, und mit dieser Freiheit kamen ihre Heiterkeit und Jugendlust wieder zurück; man scherzte hier wie einstmals; die Königin arrangirte Concerte, nahm selbst Antheil daran und fand hier ein Vergnügen wieder, das sie gar nicht mehr gekannt hatte.

Als sich die Königin derart von dem Salon der Frau von Polignac zurückzog, geschah dies ohne jede Bitterkeit ihrerseits gegen dieselbe; sie liebte sie noch immer und blieb ihrer Freundschaft treu. Aber die Gesellschaft der Frau von Polignac, trotz der verwandtschaftlichen Bande mit der Gräfin d'Ossun, konnte ohne Verdruß nicht diese neue Gunst einer Staatsdame der Königin sehen. Bonmots, Couplets, Satiren gaben dies deutlich kund und waren im Salon der ehemaligen Favorite der Königin zu Hause, und die Undankbarkeit nährte zuletzt auch hier den bösen Leumund.

Nach dem Sturm der Bastille und dem Sieg der Revolution erhoben sich von allen Seiten drohende Anzeichen gegen die Polignac's; im Angesicht dieser Gefahr vergaß die Königin schnell die Kränkungen und Rücksichtslosigkeiten ihrer einstigen Freundin. Sie ließ Herrn und Frau von Polignac am 16. Juli Abends 8 Uhr zu sich rufen und rieth ihnen, noch in derselben Nacht abzureisen. Bei diesem Wort aber erwachte der Stolz und auch die Dankbarkeit der Polignac's. Wie? Abreisen, ihre Wohlthäterin zurücklassen, wo nun die Tage des Unglücks gekommen; fliehen, wo die Gefahr begann — hieße dies nicht feige handeln? Beide, der Gatte, wie die Gattin weigerten sich,

den Rath der Königin zu befolgen. Marie Antoinette bat nun, flehte; sie beschwor sie und ihre Thränen mischten sich mit ihren Bitten; im Namen ihres eigenen Interesses selbst befahl sie ihnen abzureisen:

„Kommen Sie, Sire", sagte sie zum eintretenden König, „helfen Sie mir diese rechtschaffenen Leute, diese treuen Unterthanen überzeugen, daß sie uns verlassen müssen."

Und im Verein mit dem König gelang es ihr endlich ihre Freundin zu bestimmen.

Bei dieser letzten Unterredung fand die Königin ihre alte Liebe, alle ihre frühere Innigkeit der Freundschaft wieder. Um Mitternacht, in dem Augenblick, wo sie das Schloß verlassen wollte, hörte Frau von Polignac noch von der Königin die Worte:

„Adieu, theuerste, liebste Freundin! Wie abscheulich, aber wie nothwendig ist mir dieses Lebewohl! Adieu! Ich habe zu Nichts mehr Kraft, als Sie zu küssen!"

Frau von Polignac reiste ab; sie nahm an Necker den Brief mit, der ihn wieder in's Ministerium berief und in dem Ludwig XVI. ihn bat, von Neuem den Platz bei ihm einzunehmen, „der größte Beweis von Zuneigung, den er ihm geben könne."

Alle Gedanken der Königin gehörten noch den Flüchtlingen, ihrer Reise, ihrer Flucht, ihrem Wohlergehen:

„Ein kleines Wort nur, mein theures Herz; ich kann dem Vergnügen nicht widerstehen, Sie noch einmal zu küssen. Ich habe Ihnen, es sind drei Tage her, durch Herrn von M.... geschrieben, der mir alle Ihre Briefe zeigte und mit dem ich nicht aufhörte, von Ihnen zu sprechen. Wenn Sie wüßten, mit welcher Angst wir Ihnen gefolgt sind und welche Freude wir empfunden haben, als wir Sie in Sicherheit wußten; diesmal wenigstens habe ich Ihnen kein Unglück bereitet. Es ist ruhig, seitdem ich Ihnen geschrieben habe, aber Alles ist in der That

drohend. Ich tröste mich in der Liebe meiner Kinder und mit der Erinnerung an Sie, mein theures Herz."

Die Königin war ganz entzückt, als ihr der Baron von Staël Nachrichten von ihrer Freundin brachte; sie beeilte sich, ihr von Neuem zu schreiben, und indem sie ihr schrieb, vermeinte sie, daß sie mit ihr spräche:

„Am 29. Juli 1789.

„Ich kann, mein theures Wesen, die sichere Gelegenheit, die sich darbietet, Ihnen nochmals heute zu schreiben, nicht vorübergehen lassen. Dies ist ein so großes Vergnügen für mich, daß ich hundert Mal meinem Gemahl gedankt habe, mir seinen Brief geschickt zu haben. Sie wissen, wie ich Sie vermisse, besonders unter den gegenwärtigen Umständen. Die Dinge scheinen keine gute Wendung zu nehmen. Sie haben ohne Zweifel gewußt, was sich am 14. Juli zugetragen hat; der Tag war schrecklich und ich kann mich noch immer nicht von dem Entsetzen über das vergossene Blut erholen. Wolle Gott, daß der König das Gute erreiche, womit er sich einzig beschäftigt! Die Rede, die er in der Versammlung gehalten, hat auch schon viel Wirkung erzielt. Die rechtschaffenen Leute unterstützen uns; aber die Dinge gehen schnell und reißen, wer weiß wie weit, mit sich fort. Sie können sich keinen Begriff von den Intriguen machen, die um uns herum ihr Spiel treiben, und ich mache tagtäglich die eigenthümlichsten Entdeckungen in meinem eigenen Hause. O meine Freundin, wie traurig und niedergeschlagen bin ich! Herr N(ecker) kommt eben an; er hat Sie gesehen und mir von Ihnen gesprochen. Seine Rückkehr war ein wahrer Triumph; könnte er uns nur helfen, den blutigen Scenen vorzubeugen, welche dieses schöne Reich verwüsten! Adieu, Adieu, mein theures Herz, ich küsse Sie von ganzer Seele, Sie und die Ihrigen.

Marie Antoinette."

Am 31. August schrieb die Königin der Frau von Polignac:

„Ich sehe, daß Sie mich noch immer lieben. Ich bedarf dessen auch sehr, denn ich bin sehr traurig und betrübt. Seit einigen Tagen scheinen die Dinge eine bessere Wendung zu nehmen; aber man darf sich mit Nichts schmeicheln, die Bösen haben ein viel zu großes Interesse und alle Mittel, um die gerechte Sache zu verderben und zu verhindern; aber die Zahl der schlechten Geister ist kleiner geworden, oder vielmehr, alle Guten vereinigen sich in allen Classen und in allen Ständen: das kann möglicher Weise Glückliches bewirken. Ich theile Ihnen keine anderen Nachrichten mit, weil in der Lage, in der wir uns befinden und besonders bei der großen Entfernung zwischen uns Beiden, das geringste Wort entweder zu sehr beunruhigen, oder zu sehr beruhigen kann; aber rechnen Sie stets darauf, daß die Mißgeschicke nicht meine Kraft und meinen Muth verringert haben . . .“

Ein ander Mal schreibt die Königin ihrer Freundin:

„Meine Gesundheit erhält sich noch, aber meine Seele ist von Qualen, Kummer und Besorgnissen erfüllt; alle Tage vernehme ich neues Unglück, eins der größten für mich ist, fortwährend von meinen Freunden getrennt zu leben; ich begegne keinen Herzen mehr, die mich verstehen.“

Dann schreibt die Königin wieder:

„Alle Ihre Briefe an Herrn von M . . . . machen mir große Freude; ich sehe mindestens Etwas von Ihrer Hand; ich lese, daß Sie mich lieben, und das thut mir wohl . . . .“

In allen diesen Briefen der Königin an die Flüchtigen spricht sich stets dasselbe Gefühl, die gleiche Innigkeit aus. Es scheint, als wenn diese Freunde ein Stück ihres Herzens mit fortgenommen hätten, so lebt das Herz der Königin mit den ihrigen zusammen. Nichts, was sie berührt, Niemand von Denen, die sie liebt, fällt bei ihr in Vergessenheit; sie nimmt Theil an all ihren Interessen und allen ihren Schicksalen, und zu den Beweisen ihrer Freundschaft fügt die Königin die Beweise Derer

hinzu, die sie umgeben. Bald läßt sie ihren Briefen ein paar Zeilen von der Hand des Königs zufügen, bald einen Gruß von Madame Elisabeth darunter setzen; oft selbst, daß sie ganz eng schreibt, um der Schrift ihrer Kinder Platz zu lassen, als wenn die Königin sie schon auf die Erbschaft der Zuneigungen ihrer Mutter vorbereiten wollte! Auf der dritten Seite eines Briefes der Königin befinden sich z. B. drei Linien von Kindeshand:

„Madame, ich war sehr betrübt, als ich erfuhr, daß Sie abgereist sind; aber seien Sie gewiß, daß ich Sie nie vergessen werde.“

Marie Antoinette hatte die Feder wieder aus der Hand ihrer Tochter genommen und darunter hinzugesetzt:

„Das ist die einfache Natürlichkeit, welche diese drei Zeilen dictirt hat; diese arme Kleine trat ein, während ich schrieb; ich schlug ihr vor, zu schreiben und ließ sie ganz allein machen; auch ist Nichts gemacht gewesen; es ist ihre Idee allein und ich zog es vor, sie Ihnen so zu senden. Adieu, mein theures Herz.“

Diese Correspondenz der Königin mit Frau von Polignac gereicht ihrer Freundschaft zur Ehre; sie ist die Krone derselben. „Es ist Nichts gemacht gewesen,“ wie die Königin von dem Billet ihrer Tochter sagte, „es war die einfache Natürlichkeit.“ Aber welche unnachahmliche Traulichkeit! Welche eigenen Dinge so taktvoll erzählt! Und wieviel Worte, die nur den Frauen gegeben sind und von denen eins ein ganzes Gefühl zu erkennen giebt! Die Klage und die sanfte Traurigkeit erscheinen darin wie die Seufzer einer großen Seele und das Unglück erhebt deren Stimme bis zu einem Heroismus der Thränen, wie folgender Brief zeigt:

„Am 14. September.

„Ich habe vor Rührung geweint, mein theures Herz, als ich Ihren Brief las. O, glauben Sie nicht, daß ich Sie ver=

gesse; Ihre Freundschaft ist in mein Herz mit unauslöschlichen Zügen geschrieben, sie bildet meinen Trost mit meinen Kindern, welche ich nicht mehr verlasse. Mehr wie jemals habe ich der Stützen dieser Erinnerung und meines Muthes nöthig; aber ich werde mich für meinen Sohn erhalten und bis auf's Aeußerste meine dornenvolle Laufbahn verfolgen; im Unglück gerade fühlt man, was man ist, und das Blut in meinen Adern kann sich nicht verläugnen. Ich bin sehr in Sorgen um Sie und die Ihrigen, meine geliebte Freundin, und das ist das Mittel, um die Verräthereien zu vergessen, von denen ich umgeben bin; wir werden eher durch die Schwäche und die Fehler unserer Freunde in's Verderben kommen, als durch die Pläne der Schlachten; unsere Freunde verstehen sich nicht unter einander und bieten ihre Flanke den schlechten Geistern dar, und von anderer Seite werden die Häupter der Revolution, wenn sie von Ordnung und Mäßigung sprechen wollen, nicht mehr gehört. Beklagen Sie mich, mein theures Leben, und vor Allem lieben Sie mich, ich werde Sie und die Ihrigen bis zu meinem letzten Seufzer lieben. Ich küsse Sie von ganzem Herzen,

Marie Antoinette."

Die Revolution hatte seit dem ersten Tage begriffen, daß es nur eine Gefahr für sie gab. Diese Gefahr war die Königin. Die Klugheit derselben, ihre Entschlossenheit, ihr Kopf und ihr Herz, das waren der Feind und die Gefahr. Vom Könige konnte die Revolution Alles erwarten und hoffte sie Alles. Sie hatte seine Schwäche erkannt; sie wußte, bis zu welchen Concessionen und zu welchen Entsagungen sie diesen Souverain bringen konnte, ohne daß der Souverain sich vertheidigen, der Mann sich auflehnen, der Vater begreifen würde, daß er mit der Entwaffnung des königlichen Ansehens den Thron seines Sohnes vernichte. Aber die Frau dieses Königs und seine Leiterin! die Königin, — die Königin mit der Lebhaftigkeit und Festigkeit ihrer Natur, mit der Bestimmtheit ihres Willens und

mit einer männlichen Begabung, über welche die Ungerechtigkeit der Parteien sich nicht hinwegsetzte: mit einem Charakter; sie, mit dem Muth einer Mutter, die für ihr Kind fechtet: mit allen ihren energischen Eigenschaften, allen den dem Königthum gebührenden und es stützenden Tugenden, die sich in sie geflüchtet zu haben schienen; die Königin, welche die Zukunft ahnete und sich über die Revolution keinen Täuschungen hingab; die zum Kampf und zur tapferen Vertheidigung der Rechte des Thrones durch die Sorge um den Ruhm des Königs, durch die Entfernung und Außergesetzstellung Aller, welche sie liebte, durch ihre Freundschaften, wie durch ihre Pflichten getrieben wurde — diese Königin war gefährlich. Welche Besorgnisse für die Revolution, daß ihre verführerische Persönlichkeit, der Ton ihrer Stimme, ihr Wesen, eine Miene von ihr im höchsten Moment alle Pläne vernichten, eine Armee mit sich fortziehen und die Franzosen vor dem Throne Marie Antoinettens den Schwur der Ungarn vor dem Throne Maria Theresia's wiederholen lassen könnte! Hörte man doch noch in der Kapelle der Tuilerien nach dem Domine salvum fac Regem den Adel Frankreichs wie mit Einer Stimme rufen: et Reginam!

Eine solche Gefahr und solche Einflüsse mußte man paralysiren. So schlug nun die gesammte revolutionaire Presse nach der Königin und überschüttete und verfolgte sie mit Beleidigungen, Gehässigkeiten, Epigrammen und allen Bosheiten und Niederträchtigkeiten des gedruckten Worts. Die Königin war es ganz allein, gegen welche der Angriff gerichtet und die Bevölkerung aufgereizt wurde. In allen den Schriften, welche die Frau des Königs beschimpften oder bedrohten, wurde stets der König, der rechtschaffene, der tugendhafte, der schlecht berathene Ludwig XVI., geschont oder vertheidigt. Im anderen Lager, in der royalistischen Presse, ward der Souverain Ludwig XVI., der sich selbst vergaß, ebenfalls vergessen; die Journalisten handelten und verbanden sich mit der Gattin

und Mutter, welche vergebens danach trachtete, den König aus seinem Schlaf zu reißen und ihm ihre Seele zu geben: die Königin war ihr Banner.

Aber auch andere Absichten, als die einer Contrerevolution, machten sich in der Umgebung der Königin geltend. Hatten doch Gemäßigte des dritten Standes so großes Vertrauen in sie gesetzt, daß sie damit umgingen, den König zur Abdankung zu nöthigen und die Königin zur Regentin des Königreichs zu ernennen, mit einem aus zwei Kammern gebildeten, dem englischen ähnlichen Parlament zur Seite.

Es standen mit einem Wort der Königin noch so viel Illusionen, Zuneigungen, Hoffnungen und Meinungen zu Gebote; es rechneten noch so viel Pläne und Parteien auf sie, daß die Revolution sie wohl als das einzig große Hinderniß ihres Fortlaufs betrachten mußte. Die Königin, das war nothwendig, mußte verschwinden, damit der Weg frei werde. „Die große Dame sollte machen, daß sie fortkomme, wenn sie nicht Schlimmeres vorziehe," das war die Sprache der Mitglieder der Constituirenden Versammlung in den Salons von Paris, die officieuse Warnung, welche ihr die Constitutionellen durch Vermittelung der Herzogin von Luynes zukommen ließen. Aber die Königin dachte an keine Flucht; sie war entschlossen, an der Seite des Königs zu bleiben, hier zu sterben, wenn es nöthig sie. Jetzt faßte man den Plan in revolutionairen Kreisen, sich durch den Dolch und die Emente von der Königin zu befreien. Es fehlte nur noch ein Vorwand und ein Ruf, der das Losungswort enthielt.

Der Vorwand wurde das Fest, welches dem Regiment von Flandern von der Garde-du-Corps im Schauspielhaussaale von Versailles gegeben wurde, wobei man die Opernarie O Richard! ô mon roi gespielt und dem die Königin mit dem König und dem Dauphin beigewohnt hatte. Das aufgeregte, durch Lügen und Gerüchte sowie durch künstliche Theuerung erbitterte Volk

schrie nun noch am Morgen des 5. October, wo die Brodvertheilung nicht ausgereicht hatte, nach Brod, und mit diesem Ruf der Hallenweiber und der Faubourgbewohner wälzte sich die wilde Menge nach Versailles.

Aber während das Volk mit diesem Schrei sich aufregt, verrieth Mirabeau das Losungswort des Tages der National-Versammlung und forderte Unverletzlichkeit des Königs, des Königs allein!

Am Nachmittag des 5. October ging die Königin in ihren Gärten von Trianon spazieren. Sie saß in der Grotte, allein mit ihrer Traurigkeit, als Herr von Saint-Priest plötzlich sich nahte und sie beschwor, nach Versailles zu kommen. „Paris," sagte er, „marschirt auf Versailles."

Die Königin verließ hastig Trianon; es war das letzte Mal, daß sie daselbst gewesen.

Was fand sie in Versailles? die Furcht! die Garden ohne Befehle, bestürzte Diener, herumirrende Deputirte, sich berathende Minister und den König, der auf sie wartete. Sie stellte sich in die Thür des Zimmers, wo die Minister beriethen, und horchte und hoffte; sie selbst drang auf eine Maßregel, auf einen Plan, einen Entschluß, auf Rettung oder wenigstens auf einen ehrenvollen Tod; was sie hörte, betraf nur Pläne zur Flucht, und auch hierbei zeigte sich der König noch so schwankend, daß es zu keinem Austrag eines dieser Pläne kam. Jetzt knallten Büchsenschüsse durch die Straßen von Versailles, Pferde von aus dem Sattel gehobenen Garde-du-Corps sprengten in wildem Galopp über den Platz; am Ende der Pariser Allee sah man bereits die Wolke und hörte das Gebrause, welches der sich heranwälzenden Menge voransging: bald schlug auch das Volk an das Gitter der Thore; es kam die Nationalgarde, welche Lafayette im Triumphe mit sich führte; das Getöse wuchs, Piken erschienen, die Fischweiber stießen Schimpfreden gegen die Königin aus, und wilde Kerle mit aufgestreiften Aermeln,

Aermeln, dies ganze Volk schrie nach den „Gedärmen der Königin!"

Im Schlosse noch immer Verwirrung und Rathlosigkeit. Man will, man will nicht, man berathschlagt und die Feigheit regiert. In all dem Wirrwarr, dem Schrecken und Zagen giebt's nur Einen Mann: das ist die Königin. Während der Nacht, die den kommenden Tag vorbereitet, während in der Nationalversammlung das Volk sich drängt und die Hallenweiber ihre Drohungen gegen die Königin ausstoßen; während in den Schenken, an den Thoren des Schlosses Mörder mit dem Dolch unter'm Mantel lauern, bewahrt die Königin ihre Ruhe, ihre Festigkeit, ihre Würde, sowie ihre Geistesgegenwart und Vorsicht. Sie empfängt in ihrem Cabinet Diejenigen, welche sich ihr vorstellen; sie spricht mit Jedem, feuert die Muthigen an und öffnet vor Allen ihr großes Herz:

„Ich weiß," sagte die Tochter Maria Theresia's, „daß man von Paris kommt, um meinen Kopf zu fordern; aber ich habe von meiner Mutter gelernt, den Tod nicht zu fürchten und werde ihn mit Festigkeit erwarten."

Es war zwei Uhr Morgens. Herr von Lafayette hatte für seine Armee während der Nacht gut gesagt. Der König hatte die Garde du Corps nach Rambouillet geschickt und im Schlosse waren nur noch die dienstthuenden Wachen geblieben. Die Königin legte sich nun in's Bett und schlief. Sie hatte ihren beiden Frauen befohlen, sich gleichfalls niederzulegen; aber diese riefen nach der Entfernung ihrer Gebieterin ihre Kammermädchen, und alle vier Frauen blieben an der Thür des Schlafzimmers sitzen. Mit Tagesanbruch vernahmen sie Büchsenschüsse und den Hülferuf von Männern, die man erwürgt. Die eine der Frauen geht sogleich zur Königin, um sie zu wecken; eine andere geht dem Lärmen nach und öffnet die Thür des Vorzimmers, welches nach dem Saal der Garde du Corps führt:

„Madame, retten Sie die Königin!“ ruft, indem er sein blutiges Gesicht ihr zuwendet, ein Garde du Corps, der die Thür mit seinem Gewehr verrammelt hielt und die Piken mit seinem Leibe abwehrte.

Bei diesem Ruf schließt die Frau, indem sie diesen Helden seiner Pflicht überließ, die Thür hinter Miomandre von St. Marie, schiebt den Riegel vor und fliegt nach dem Zimmer der Königin:

„Stehen Sie auf, Madame, bekleiden Sie sich nicht; retten Sie sich zum Könige!“

Die Königin springt aus ihrem Bett heraus; die beiden Frauen werfen ihr einen Unterrock über, ohne ihn festzuknüpfen, und ziehen über den engen und langen Balkon, welcher sich vor den Fenstern der inneren Gemächer hinzieht, bis an die Thür des Toilettenzimmers der Königin; diese Thür pflegte aber stets von der inneren Seite zugeschlossen zu werden und geht jetzt nicht zu öffnen — und doch naht sich schon der Lärm und das Gebrüll: denn Miomandre war an der Seite seines Kameraden du Repaire, der sein Loos zu theilen kam, gefallen!

Vergeblich schlagen die Frauen der Königin an die Thür und verdoppeln ihre Schläge; fünf Minuten lang antwortet ihnen Nichts. Endlich öffnet ihnen ein Kammerdiener des Königs; die Königin stürzt sich in ihres Gatten Zimmer: der König ist nicht da! Er war zur Königin über die Treppe und über die Corridore gelaufen, welche unter dem sogenannten Oeil de boeuf sich befinden. Aber Madame und der Dauphin sind hier und werfen sich in die Arme ihrer Mutter. Auch der König kommt jetzt zurück, mit ihm Madame Elisabeth: — welche Thränen, welche Freude in dieser Familie, die sich wiedergefunden hat!

Bald stürzt und drängt sich Alles, was dem Schrecken verfallen und was treu in Versailles geblieben ist, in dieses Ge-

nach des Königs, um welches Geschrei und Lärmen, Waffengeklirr und Volksstimmen brausen. Die Frauen jammern; die Minister horchen; Necker, in eine Ecke gedrückt, beweint seine Popularität; die Deputirten des Adels verlangen vom Könige Befehle, und der König schweigt. Die Königin allein tröstet und ermuthigt die bleichgewordenen Männer. Unter den Fenstern vermehrt sich das Rufen: „Nach Paris! Nach Paris!“ Und der König läßt sich durch die Bitten und Thränen bestimmen; er verspricht dem Volk, am Mittage zu kommen. Aber dies genügt dem Triumph des Volkes noch nicht, auch die Königin muß noch erscheinen und man ruft nach ihr. So tritt denn Marie Antoinette auf den Balkon des Zimmers, in dem Lugwig XIV. verschieden war. Sie hat den Dauphin und Madame royale an der Hand.

„Keine Kinder!“ befehlen ihr zwanzigtausend Stimmen, und Marie Antoinette drückt ihre Kinder mit einer Armbewegung zurück und bleibt allein, kreuzt ihre Arme über die Brust und wartet, was da kommen werde. Das Volk hat die Mutter nicht gewollt, es hatte die Königin verlangt; sie war nun da.

„Bravo! Es lebe die Königin!“ schreit wie aus einem Munde dies Volk von Mördern, dem die herrliche Haltung und die imposante Größe dieses Muthes einer Frau Bewunderung entlockt und die Vernunft zurückbringt.

Einige Tage darauf, eine noch wie viel edlere Hoheit, welche christliche Großmuth in der Verzeihung der Königin, die sich ihrer Mörder nicht entsinnen wollte! Marie Antoinette schrieb an demselben Abende an ihren Bruder, den Kaiser:

„Mein Unglück ist Ihnen vielleicht schon bekannt; ich lebe, und ich schulde diese Gunst nur der Vorsehung und der Kühnheit eines meiner Gardisten, der sich für mich zerhacken ließ. Man hat gegen mich den Arm des Volks bewaffnet; man hat die Menge gegen ihren König empört, und was war der Vor-

wand? Ich möchte es Ihnen sagen, aber ich habe nicht den Muth dazu ..."

Das Comité des recherches befragte sie und die Königin antwortete:

„Niemals werde ich die Angeberin der Unterthanen des Königs sein."

Das Châtelet verlangte von ihr Auftrag; die Königin sagte:

„Ich habe Alles gesehen, Alles gewußt, Alles vergessen."

III.

Die königliche Familie in den Tuilerien. — Die Tuilerien. — Die Königin und ihre Kinder. — Die Königin betheiligt sich an der Politik. — Mirabeau. — Unterhandlungen des Grafen von der Marck mit der Königin. — Unterredung Marie Antoinettens mit Mirabeau in St. Cloud.

Das Volk führte die königliche Familie mit sich. Zwei Köpfe von der Garde du Corps auf Piken gingen dem Triumphzuge voran. Lieder und Zoten begleiteten den Wagen, welcher langsam „den Bäcker, die Bäckerin und den kleinen Bäckerjungen" fortzog. Im Wagen selbst insultirte der Schauspieler Beaulieu die königliche Familie mit allerhand Schamlosigkeiten. Die Königin mit trocknen Augen, stumm, unbeweglich, bot den Insulten Trotz, wie sie dem Tode Trotz geboten hatte.

„Ich habe Hunger!" sagte der Dauphin, den sie auf den Knieen hielt. Da weinte die Königin.

Um sieben Uhr endlich kam der Zug am Stadthause an. Als Bailly, indem er den Parisern die Worte Ludwig's XVI. wiederholte: „Es ist stets mit Vergnügen und Vertrauen, daß ich mich inmitten der Einwohner meiner guten Stadt Paris

sehe," das Wort: Vertrauen dabei vergaß, sagte die Königin mit der Geistesgegenwart eines Königs zu ihm:

„Wiederholen Sie, mit Vertrauen."

Die Tuilerien sollten die neue Residenz der königlichen Familie werden. Nichts war für die Aufnahme von Gästen in diesem Palais ohne Möbel, und seit drei Generationen unbewohnt, bereit. Die Damen der Königin verbrachten die erste Nacht auf Stühlen; Madame und der Dauphin auf Feldbetten. Am folgenden Tage entschuldigte sich die Königin den Besuchen gegenüber über die Mängel der Empfangzimmer:

„Sie wissen, daß ich nicht erwartete, hieher zu kommen!" sagte sie mit einem Blick und Ton, welche nicht vergessen werden konnten.

Aus Versailles kamen endlich Möbel und man suchte sich nun einzurichten. Der König nahm drei Zimmer zu ebener Erde nach dem Garten hinaus; die Königin wohnte dicht daneben; unten war ihr Toilette- und Schlafzimmer und der Gesellschaftssalon, im Entresol ihre Bibliothek mit den aus Versailles hergebrachten Büchern; darüber das Zimmer von Madame, vom Schlafzimmer des Königs durch das Gemach getrennt, in dem der Dauphin schlief. Nach dem Gesellschaftssalon kamen das Billard-, dann die Vorzimmer. Die Gouvernante der Kinder von Frankreich, Frau von Lamballe, die Herren von Chastellux, Hervilly, Roquelaure bewohnten das Erdgeschoß des Flora-Pavillons; Madame Elisabeth das erste Stockwerk; die Damen von Mackau, von Grammont, d'Ossun und andere Personen des Hauses oder der Dienerschaft die oberen Etagen. Im ersten Geschoß des Palais befanden sich der Saal der Garden, das Paradebett und Zimmer, welche dieselbe Bestimmung hatten und zu demselben Gebrauch dienten, wie die Gallerie von Versailles.

In den ersten Tagen ihres Aufenthalts in den Tuilerien gab sich die Königin gänzlich ihrem Schmerze hin; ihre sonstige

Energie war durch die Demüthigung des Königthums gebrochen. Am nächstfolgenden Tage ihrer Ankunft in Paris, als die Königin bei der Aufwartung des diplomatischen Corps zu sprechen versuchte, erstickte Schluchzen ihre Worte. Keine Bücher, keine Lectüre vermochten ihr die Erinnerung und den Schrecken zu rauben, die ihr durch die Octobertage bereitet waren; um sich mit Gewalt zu zerstreuen und sich mindestens mit Etwas zu beschäftigen, nahm sie zu Handarbeiten ihre Zuflucht, unternahm große Stickereien und arbeitete mit rastlosem Eifer an denselben. Aber gleichwohl gelang es ihr nicht, ihre Gedanken damit zu tödten, und welcher Art dieselben waren, wie angstvoll und muthlos, das vertraut uns ein Brieffragment an die Herzogin von Polignac:

„.... Sie sprechen von meinem Muth; es bedarf desselben weniger, um die schrecklichen Augenblicke zu überwinden, in denen ich mich befunden habe, als um täglich unsere Lage zu ertragen, die Pein für sich, für die Freunde und für alle Die, welche uns umgeben. Eine solche Bürde ist allzu schwer, und wenn mein Herz nicht mit zu starken Banden an meinen Gatten, meine Kinder und Freunde gefesselt wäre, so wünschte ich mir den Tod. Aber Sie sollen mich unterstützen; auch dies schulde ich Ihrer Freundschaft. Ich indessen verwickele Sie in alles Ungemach und all Ihre Leiden sind um mich und durch mich."

Ihre Freunde, ihr Gemahl, ihre Kinder, diese waren es in der That, welche ihr endlich den Muth wieder zurückbrachten. Die Königin erschien nicht mehr öffentlich, verließ die Tuilerien nicht mehr und lebte einzig und allein für ihre Kinder. In ihrer Zurückgezogenheit wurde sie ihnen Lehrerin und Erzieherin; sie überwachte am Morgen ihren Unterricht, lehrte selbst und erläuterte in der Art und mit dem Wesen einer Mutter, die nach ihrer Weise studirt und sanft, traulich und liebkosend unterrichtet. Dann beschäftigte sie sich mit

ihrem Sohn, der noch zu jung zum Lernen war, dessen äußeres Benehmen sie jedoch bildete, um ihn so liebenswürdig und herzgewinnend zu machen, daß er der Stolz seiner Mutter und Frankreichs werden könnte. Dieses kleine, hübsche Kind war ihr größter Trost in ihrem Kummer; trieb doch ein Lächeln desselben jede Sorge vor der Zukunft zurück! Es machte sie glücklich, wenn sie den Dauphin längs des Wassers auf der Terrasse in dem damals nach dem Dauphin genannten Garten umherführte und zusehen konnte, wie er mit seiner Schwester mit den im Bassin schwimmenden Enten spielte, oder sich über die Vögel freute, welche singend in dem großen Vogelhaus umherflogen. Welche sanfte Rührung, welche Küsse darauf von der Königin, wenn der Dauphin sich ihren Händen entwand und zu Herrn Bailly lief, der zum Könige kam:

„Herr Bailly," sagte das Kind zu ihm, „was wollen Sie denn mit Papa und Mama machen? Alle Menschen weinen ja hier! . . ."

Und später, welcher Stolz, welche Mutterfreude über Scenen, von denen Bertrand von Molleville eine so reizende mitgetheilt hat: der Dauphin singend, springend und spielend im Zimmer mit einem kleinen Holzsäbel und kleinem Schild, bis man ihn plötzlich zum Nachtessen ruft. In zwei Sprüngen ist er an der Thür.

„Nun, mein Sohn," meint die Königin, indem sie ihn zurückruft, „Du gehst, ohne Dich von Herrn Bertrand zu verabschieden?"

„O Mama," antwortet das Kind mit Lächeln und in übermüthigem Spiel, „das geschieht, weil ich weiß, Herr Bertrand gehört zu unseren Freunden. . . . Guten Abend, Herr Bertrand!"

Der Dauphin geht.

„Ist mein Kind nicht recht drollig, Herr Bertrand?" sagte die Königin zum Minister; „es ist glücklich in seiner Jugend;

es fühlt nicht, was wir leiden, und seine Lustigkeit thut uns wohl . . ."

Aber wieviel Schrecken inmitten dieser Mutterfreuden Marie Antoinettens, die einzigen, die sie hatte! Jede Woche, jeder Tag setzte die Drohungen und die Gewalt der Octobertage fort. Die Königin zitterte unaufhörlich, nicht für sich, aber für ihre Kinder. In der Nacht des 13. April 1790, in der Lafayette einen Angriff auf das Schloß vorhergesagt hatte, lief der König beim Knall zweier Flintenschüsse zur Königin; aber er fand sie nicht. Er geht zum Dauphin; die Königin hielt ihn in ihren Armen und drückte ihn an sich.

„Madame, sagte der König, ich suchte Sie und war Ihretwegen sehr in Unruhe."

„Mein Herr, ich war auf meinem Posten," antwortete die Königin, indem sie auf ihren Sohn wies.

Die Königin verließ ihre Kinder nicht mehr. Sie entfernte sich aus den Tuilerien höchstens, um irgendwo zu helfen und Wohlthaten zu spenden; sie nahm ihren Sohn und ihre Tochter mit nach Faubourg St. Antoine in die Spiegelmanufaktur, zeigte ihnen ihr Beispiel der Wohlthätigkeit und lehrte sie, mit freundlichen Worten zu spenden. Ein ander Mal nahm sie sie mit nach der Gobelinfabrik, in dieses Stadtviertel des Elends, worüber die Königin sagte:

„Hier giebt es wohl viel Unglückliche, aber die Stunden, in denen wir sie trösten, sind uns kostbar."

Auch in's Findelhaus führte sie ihre Kinder, um ihnen zu zeigen, daß es auch Unglückliche in ihrem Alter gebe. Sie übte tagtäglich ihre Wohlthaten; sie löste den Armen aus dem Leihhause ihre Kleider und Wäsche aus, ergriff jede glückliche Gelegenheit, um das Volk zu unterstützen, wie z. B. bei der ersten Communion ihrer Tochter, und half und unterstützte um sich herum bis zum 9. August, wo die Königin von Frankreich sich eine Assignate von 200 Francs borgte, um Almosen zu geben.

Aber wenn die Mutter ihre Aufgabe hatte, so auch die Königin ihre Pflichten. Letzte Qual dieses schmerzensreichen Lebens, daß Marie Antoinette sich nicht ihrem Gram ungestört, ihrer Verzweiflung, ihrem Stillleben, ihren Sorgen und Schmerzen mit Ruhe hingeben konnte! Die Königin mußte jeder Zeit da sein, sich opfern und ihre Kräfte aufbieten; sie mußte, das war ihr Loos, welches ihr die Schwäche Ludwig's XVI. bereitet, dem Könige jeden Augenblick rathen und ihm unaufhörlich einen Willen geben. Sie hatte dem Conseil in wichtigen Berathungen beizuwohnen, die Pläne zu erwägen, die Hoffnungen zu prüfen; sie las die Berichte der Royalisten, beurtheilte deren Anschauungen und Projecte, trug sie dem Könige vor und erklärte deren Nützlichkeit oder Gefahren; sie verhandelte mit Herrn von Ségur, mit dem Grafen von der Marck, mit Herrn von Fontanges über das Wohl des Königs, der Seinigen und des Staats; sie erkannte und erwog alle Interessen, Eitelkeiten und Thorheiten; sie befehdete die Unklugheiten der Einen, die Chimairen der Andern, den Ehrgeiz Aller; sie spornte die Treue an und hielt die Eifrigen zurück; sie vereitelte die republikanischen Beschlüsse des Ministers, ermuthigte die große Parthei der Furchtsamen, unterdrückte die Versuche der Emigrirten und verhandelte endlich mit ganz Europa. Sie mußte den König zuletzt bestimmen, zu handeln, und wenn das nicht, sich doch mindestens in einen festen Platz zurückzuziehen und handeln zu lassen.

Während des Sommers war der Aufenthalt in den Tuilerien fast unerträglich und die königliche Familie erhielt daher die Erlaubniß, nach St. Cloud zu gehen. Damit schien auch einige Abwechselung in das monotone Leben der Königin zu kommen, und doch war es nicht mehr der alte Salon von St. Cloud mit seinen Freunden, „dieser traurige Frühstücksalon, der sonst so lustig war." Aber wenigstens war hier etwas Freiheit, Luft, Gärten ohne Lärmen und ohne Volk. Hier nahm

die Königin mit mehr Muth und Hoffnung ihre Beschäftigung in den Tuilerien wieder auf. Vor Allem suchte sie den König zur Abreise zu bestimmen und dieser gab auch nach und versprach es zu thun; als aber die Koffer gepackt waren, entschlug er sich wieder seines gegebenen Worts. Als ihn so die Königin voller Schrecken die Republik erwarten sah, wie er die Octobertage erwartet hatte, da verlangte das Genie der Revolution Audienz bei der Königin.

Eines Morgens, es war im Monat September 1789, kam Mirabeau zu einem seiner Freunde.

„Mein Freund", sagte er zu ihm, „es hängt von Ihnen ab, mir einen großen Dienst zu leisten. Ich weiß nicht mehr, was ich machen soll, ich habe keinen Franc mehr; borgen Sie mir etwas Geld."

Und Mirabeau erhielt vom Grafen von der Marck eine Rolle von funfzig Louisdors.

Sogleich es kam dem Grafen von der Marck in den Sinn, Mirabeau mit dem Hof zusammen zu bringen. Bei den Einleitungen dazu, die der Graf durch Frau von Ossun bei der Königin machen ließ und nach den Worten, die diese in seinem Auftrage sprach: „daß er sich nämlich Mirabeau genähert habe, um ihn günstig für den König zu stimmen, wenn die Minister sich genöthigt sähen, mit ihm zu verhandeln," antwortete die Königin Herrn von der Marck selbst:

„Wir werden, so hoffe ich, wohl nie so unglücklich werden, um bis zu der peinlichen Lage zu kommen, zu Mirabeau unsere Zuflucht nehmen zu müssen."

Mirabeau seinerseits ward aber ungeduldig, daß man noch immer nicht mit ihm unterhandle, und ließ, um den Hof zu erschrecken, dem Grafen von der Marck gegenüber die Worte fallen:

„An was denken denn diese Leute? Sehen sie denn nicht die Abgründe, die sich unter ihren Füßen öffnen?"

Ende September meinte er noch:

„Alles ist verloren: der König und die Königin werden in's Verderben kommen und Sie werden sehen, daß das Volk ihre Leichname schlagen wird; ja, ja, man wird ihre Leichname schlagen! . . ."

Bald darauf stieg er auf die Tribüne und ließ von hier aus seine Drohungen ertönen; er fachte den Haß des Volkes bei Gelegenheit des Festes der Garde-du-Corps gegen die Königin an: er war die Ursache der Octobertage!

Im Monat April 1790, am Tage nach der geheimen Unterredung, welche Mirabeau mit dem Grafen von Mercy bei Herrn von der Marck gehabt, wurde Letzterer von der Königin gerufen. Die Königin sagte nun zu ihm, „daß sie, mit Zustimmung des Königs, seit zwei Monaten entschlossen sei, sich dem Grafen von Mirabeau zu nähern," und dabei fragte sie mit verlegenem Tone Herrn von der Marck, ob er wohl glaube, daß Mirabeau an den Gräueln der Octobertage keinen Antheil habe? Der Freund Mirabeau's beeilte sich zu versichern, daß er zum Theil diese beiden Schreckenstage mit ihm verlebt und daß er mit ihm zusammen dinirt habe, als man die Ankunft des Volks von Paris in Versailles meldete.

„Sie erfreuen mich damit", sagte die Königin, die durch den Ton des Herrn von der Marck beruhigt und einen Augenblick überzeugt wurde; „es that mir sehr Noth, über diesen Punkt enttäuscht zu werden."

Mirabeau sandte nun seine erste Note an den Hof und Herr von der Marck erkundigte sich bei der Königin nach der Wirkung derselben. Die Königin versicherte ihm, daß der König sehr zufrieden damit sei. Sie theilte ihm mit, wie weit der König entfernt sei, seine einstige Autorität in all ihrer Ausdehnung zurückzuverlangen, wie er dessen gar nicht bedürfe und es weder seinem persönlichen Glück noch dem Wohlergehen seiner Völker nothwendig sei. Dann fragte sie Herrn von der

Marck, in welcher Art und Weise sie und der König Herrn von Mirabeau zufriedenstellen könnten. Der Graf von der Marck seinerseits befragte Mirabeau darauf um seine Bedingungen. Außer Bezahlung seiner Schulden forderte dieser darauf nur hundert Louisdors monatlich, um die Revolution aufzuhalten. An dem Tage, wo der Graf von der Marck dies der Königin mittheilte, sagte diese:

„Inzwischen der König noch abwesend ist, will ich Ihnen nur sagen, daß die Schulden des Grafen Mirabeau bezahlt werden sollen."

Kurz darauf bestätigte dieses Versprechen der König, der außerdem noch 6000 Francs monatlich bewilligte und Herrn von der Mark vor der Königin mit eigenen Händen vier Billets über je 250,000 Francs übergab, die aber Mirabeau erst nach dem Ende der Session erhalten sollte, „wenn er mir gute Dienste leistet", sagte der König. So war Mirabeau gekauft und es entging ihm selbst nicht die Schmach, in Accord genommen zu werden.

Während der ganzen Unterhandlung, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, — wie oft veränderten sich nicht die Gedanken der Königin! Das Unglück hatte ihr noch keineswegs die Beweglichkeit des Geistes genommen; sie schwankte und irrte von der Hoffnung zur Furcht, vom Glauben zum Zweifel. Sie vertraute bald den Versprechungen des Grafen Mirabeau, bald stieß sie jeden Glauben daran zurück, bis sie der Graf Marck und Herr von Mercy endlich überzeugten. Heut sagte sie sich, daß ein Mann, so mächtig für das Böse, allmächtig für das Gute sein müsse; morgen fragte sie sich, ob die königliche Würde nicht ein scandalöses Beispiel gebe, wenn sie sich bis zur Bestechung eines Tribunen erniedere, und sie konnte nicht glauben, daß Gott solches Werk segne. Bald vergaß sie die Gegenwart und die Revolution, als wenn die Monarchie nun einen Intendanten erhalten würde, der sich mit ihr beschäftige: sie

versammelte alsdann ihre alten Freunde und fand ihr altes Lachen, ihre alte Herzinnigkeit, den Spott und die Liebenswürdigkeit wieder. Bald quälte sie die Zukunft und machte ihr schlaflose Nächte. Indessen nach beendigter Unterhandlung triumphirte die Hoffnung in ihr: sie hoffte, wie auch der König, einen Augenblick Uebermäßiges.

Mirabeau begann nun sein Werk. Aber während er, um sich sein Geld zu verdienen, dem Hofe Noten über Noten zukommen ließ, eitele Rathschläge, in denen Alles, was nicht Drohung war, dunkel erschien; während er die Tribüne bestieg, um seine Ehre zu retten, und verdrossen und unmuthig über seine Doppelrolle nach allen Seiten hin agitirte und arbeitete, schnaubend, wüthend und seinem Genie nicht genug, Tag und Nacht in Aufregung, schreibend, sprechend, dictirend, arbeitend, ohne seine ermattete Seele zu beruhigen, noch seinen Körper vor Ausschweifungen zu bewahren, brach plötzlich ein wirres Gefühl durch die Stürme seines Herzens. Ein seltsames, jeden Tag gereiztes Verlangen trieb ihn an, sich der Königin zu nähern; seine Reden lauteten plötzlich anders; seine Feder schrieb, wenn es sich von Marie Antoinette handelte, mit Bewunderung und Enthusiasmus von ihr. Mirabeau wollte die Königin sehen, und Herr von Mercy bestimmte sie, daß sie am 3. Juli 1790 Mirabeau in St. Cloud empfing.

Welcher Moment! Welche Unterredung! Er war jetzt also vor der Königin, dieser Mann der Revolution, von dem man das Heil der Monarchie hatte kaufen müssen; dieser Mann, bedeckt mit Verbrechen und Ruhm, der einst verächtlich von der Frau seines Königs gesagt: „Nun, mag sie leben!" dieser Mann der Octobertage, den die Königin ein „Ungeheuer" genannt hatte, — er war jetzt da. Bei seinen Anblick konnte die Königin eine Bewegung des Schreckens nicht zurückhalten: sie stotterte nur, kaum daß ihr die Schmeichelei entfallen konnte:

„Wenn man zu einem Mirabeau spricht . . . ."

Er indessen, stolz auf diesen Schrecken, trunken von so viel Ehre, welche ihm beschieden war; bewegt, verwirrt vor dieser bittenden Königin, welche wohl das Blut Maria Theresia's, aber nicht ihre Thränen zu bemeistern wußte; geblendet von seinem Glück, außer sich vor Empfindung des Mitleids und des Ehrgeizes, und einen Augenblick in dem Glauben, daß er mit seiner erkauften Hingebung die Geschichte und die Bestimmung verändern könne — er, Mirabeau, versprach Marie Antoinette die Macht seines Genies und schwur ihr, daß Mirabeau ihr die Zukunft erobern werde!

Träume! Chimairen! Täuschungen! Ein Prahler, der, weil er den Strom dahin gelenkt, wohin er fließen wollte, auch glaubte, daß er ihn zurückleiten könne! Die Ereignisse lagen nicht mehr in den Händen der Menschen; und dieser erbärmliche Schwärmer, welcher dem Sohn der Königin von Frankreich einen Thron versprach, war dem Tode bereits verfallen.

IV.

Varennes. — Die Flucht. — Die Rückkehr. — Die Ueberwachung in den Tuilerien. — Barnave und die Königin. — Die Königin im Theater. — Tumult im italienischen Theater. Insulte des Orateur du peuple. — Der bürgerliche Hofstaat der Königin in Folge der Constitution. Worte Marie Antoinettens. — Illusionen Barnave's. — Die Partei der Mörder der Königin. — Trennung der Königin von Frau von Lamballe. — Ihre Correspondenz mit derselben.

Im Decembermonat 1790 kehrte die königliche Familie wieder nach Paris zurück. Die Revolution war jetzt im vollen Gange; die Königin begegnete Drohungen und Complotten selbst an den Thüren der Tuilerien, Verrath und Spione selbst in

ihrem Zimmer. So verfloß der Winter; Mirabeau starb und nahm in sein Grab seine Versprechungen und die Hoffnungen der Königin mit hinab.

Einige Spazierritte in dem „traurigen Gehölz" von Boulogne, auf denen die Königin ihren Gemahl begleitete, waren die einzigen, dem Könige erlaubten Ausflüge, den der Mangel gehöriger Körperbewegung zuletzt eine Krankheit zugezogen hatte. Im Monat April bestimmte die Königin ihren Gemahl, wieder nach St. Cloud zu übersiedeln; der König, Marie Antoinette und die ganze königliche Familie wollte eben in die Wagen steigen, als die Nationalgarde die Gitter schloß und der Königin gemeine Schimpfreden zuwarf. So mußte man in den Tuilerien gefangen bleiben; aber von nun an richteten sich alle Anstrengungen und Gedanken der Königin nur darauf, den König zu bewegen, sich aus dieser Situation zu reißen.

Am 20. Juni, als die Königin mit ihrer Tochter einen Spaziergang nach Tivoli zu Herrn Boutin machte, nahm sie ihre Tochter bei Seite und sagte zu ihr, „sie möge sich nicht über Das beunruhigen, was sie sehen würde; sie würden niemals für lange Zeit getrennt bleiben, sondern sich bald wieder zusammenfinden." Zärtlich umarmte dabei die Königin ihr Kind, welches nicht wußte, was es davon denken sollte. Am Abende, als Marie Therese Charlotte aus dem Entresol in das Gemach ihrer Mutter gekommen war, fand sie ihren Bruder, den man als Mädchen verkleidete und der sich vor Schlaf kaum zu halten vermochte; er meinte zu seiner Schwester, „daß man wahrscheinlich Theater spielen wolle, weil man sich verkleide." Von Zeit zu Zeit kam die Königin und überwachte die Toilette des Dauphin. Als die Kinder fertig waren, führte sie sie durch die Wohnung des Herzogs von Villequier zu einem auf dem Hofe wartenden Wagen, in den sie mit Frau von Tourzel einstiegen. Nach Verlauf einer Stunde kam auch Madame Elisabeth; gegen elf Uhr der König, endlich die Königin, welche genöthigt ge-

wesen war, sich gegen die Mauer zu drücken, um den Wagen Lafayette's vorüberfahren zu lassen und dadurch einen Augenblick zurückblieb.

Man führte sie Alle von Varennes wieder zurück. Marie Antoinette fand, als sie aus dem Wagen stieg, den Vicomte von Noailles, der ihr die Hand bot, um sie beim Aussteigen zu unterstützen; aber mit einem Blick stieß sie diese Hand zurück und betrat noch immer stolz und mit erhobener Stirn wieder ihr Gefängniß. Einige Tage darauf schrieb sie: „Ich kann Ihnen Nichts über den Zustand meiner Seele sagen; wir leben, das ist Alles! . . ."

Nun begann um die Königin ein Spionsystem zu arbeiten, welches sie bis zum letzten ihrer Tage verfolgen sollte. Die Königin ward unter die Aufsicht der Garderobenfrau gestellt, die sie verrathen hatte. Keine andere Frau als diese durfte sie bedienen, und Gouvion, Adjutant Lafayette's, hatte sogar, um sie Allen kenntlich zu machen, ihr Portrait am Fuße der Treppe aufstellen lassen. Die energischen Beschwerden des Königs bei Lafayette bewirkten endlich, daß man Marie Antoinette von der Gegenwart und dem Dienst dieser Unglücklichen befreite; aber damit wurde die Ueberwachung keineswegs aufgegeben. Die Bataillonscommandanten der Nationalgarde, die sich in dem sogenannten „großen Cabinet," welches vor dem Schlafzimmer der Königin lag, aufhielten, hatten Ordre, die Thür desselben stets offen zu halten und nie die königliche Familie aus den Augen zu verlieren. Selbst in der Nacht, wenn die Königin im Bette lag, blieb diese Thür offen und ein Offizier setzte sich in ein Fauteuil, den Kopf nach der Königin hingewandt und dieses Bett beobachtend, welches während der Flucht nach Varennes von einem mit Kirschen handelnden Marktweib zur Bude benutzt worden war. Nur eine Gnade erhielt die Königin, nämlich, daß die innere Thür geschlossen werden konnte, wenn sie aufstand oder sich ankleidete; Tage einiger Freiheit in dieser peinlichen Gefangen-

schaft kamen nur, wenn der Schauspieler Saint-Prix, welcher der königlichen Familie ergeben war, die Wache in dem sogenannten schwarzen Corridor, dem Verbindungsgang zwischen der Wohnung der Königin und des Königs, hatte und ihnen eine ausgedehntere Unterhaltung und größere Traulichkeit gestattete.

Lange Tage verflossen so nach dieser unseligen Rückkehr, seit welcher Zeit die Königin in ihrem Geiste vollständig gebrochen schien. Ihr Muth war dahin, ihre Willenskraft vernichtet. Was hätte man auch gegen ein solches Verhängniß ersinnen wollen, und was gegen die Spiele solchen Mißgeschicks versuchen können? Die Königin rief sich alle Umstände der Flucht in's Gedächtniß zurück, ohne deren unglücklichen Ausgang einem menschlichen Fehler zuschreiben zu können; sie konnte den Gedanken an dieses Mißlingen nicht loswerden, und durchlief immer und immer wieder die Umstände, die das Unglück dabei in den Weg gelegt; sie rief sich die Nacht zurück, den Weg, die zwölf Meilen von Paris gebrochene Berline; den Hügel, welchen der König zu Fuß ersteigen wollte; die Verzögerungen, die Stimme, die da rief: Sie sind erkannt! Dann Varennes, das Sturmläuten, den Generalmarsch . . . und jenen letzten Moment der Hoffnung, wo sie, sitzend auf den Waarenballen des Krämers Sauce, die Frau desselben überredet hatte, den König zu retten; — dann jene Zurücktransportirung!

Bei diesen Erinnerungen und Erzählungen Marie Antoinettens an ihre Vertrauten gedachte sie oft eines Mannes, eines Namens, der ihre Klagen abschnitt und sie zu trösten schien. Sie sprach gern von dem jungen Commissair der Nationalversammlung, Barnave, von der Achtung desselben für sie, von seiner Zuvorkommenheit, seinem zarten Mitleid, seiner edlen Haltung und Hochsinnigkeit gegenüber dem Unglück der königlichen Familie. Diesen Aufmerksamkeiten und Höflichkeiten Barnave's setzte die Königin den Cynismus und die Rohheit ihres anderen Reisebegleiters, Petion, entgegen, auf dessen

Knieen sie ihren Sohn nicht hatte lassen können. Sie entschuldigte den jungen Deputirten des dritten Standes, Barnave, der sich durch den Ehrgeiz eines schönen Talents verirrt hatte; sie sah ihn noch immer, wie er sich so sehr aus dem Wagenschlag herausbog, daß ihn Madame Elisabeth am Rockschoße festhalten mußte, um durch die Beredsamkeit der Entrüstung einen unglücklichen Priester zu retten, den man vor den Augen der königlichen Familie ermorden wollte, und sie sagte, daß, würde sie je wieder Königin, „die Verzeihung Barnave's vorher in ihrem Herzen unterschrieben sei.“ Aber welche Veränderung hatte dieser einzige Tag auch bei Barnave hervorgebracht? Kam er doch am Tage nach der Rückkehr, um der Königin seine Popularität und sein Leben anzubieten, ohne jemand Anderes zu fragen als sein Herz, oder Lohn von einem Anderen zu fordern, als von seinem Gewissen.

Die Königin nahm auch Barnave's Vorschläge an. Die Ereignisse vom 17. Juli, wo die Proclamation des Belagerungszustandes auf dem Marsfelde der Proclamation der Absetzung des Königs zuvorkam, führten einen Theil der Constitutionellen zu Barnave und seinen von der Königin gebilligten Plänen. Trotzdem konnte sich die Königin keinen Täuschungen darüber hingeben, „daß man die Monarchie Stein um Stein abtrage.“ Bei der Annahme der Constitution hatte sie den König aufrecht und entblößten Hauptes vor der sitzenden Versammlung gesehen; schweigend und von Ahnungen über den Sturz erfüllt, war sie ins Schloß zurückgekommen. Zwei Tage vor dieser Demüthigung und dieser Vorbedeutung, am 12. September, hatte Madame Elisabeth die Königin beklagt:

„Mein Gott, wie unglücklich muß sie sein! Ich wage gar nicht mit ihr von dem Gram zu sprechen, den sie empfindet; erstens, weil ich fürchte, ihr Kummer zu machen, und dann, weil ich ihr vielleicht Dinge sagte, von denen sie noch Nichts weiß. Sie ist sehr glücklich, so viel Religion zu haben, als

sie hat; das kräftigt sie, und wahrlich darin liegt die einzige Hülfe. Sie ist sehr zufrieden mit .... (ihrem Beichtvater) und läßt ihn jeden Tag rufen.“

Welche Tage, welche Nächte, von denen eine die Haare der Königin so weiß gemacht hatte, als gehörten sie einer Frau von sechzig Jahren! Mit diesen Haaren, eine letzte Koketterie, ließ sie sich für die Prinzessin von Lamballe malen und setzte mit eigener Hand unter das Portrait: „Ihre Leiden haben sie gebleicht.“ Jugend, Lächeln, — die herrliche Grazie des Schmerzes hatte Alles umschleiert: es blieb der Königin Nichts, als ihre Thränen, um schön zu sein. Kaum daß Diejenigen, die sie früher gesehen, sie wiedererkennen konnten, und eine schmerzhafte Scene war es wohl, als Fräulein Dubuquoy, die Verheerungen des Kummers auf dem Antlitz der Königin betrachtend, ihr Taschentuch vor die Augen hielt.

„Verbergen Sie Ihre Thränen nicht, Fräulein, sagte ihr Marie Antoinette, Sie sind viel glücklicher als ich; meine Thränen fließen im Stillen seit zwei Jahren und ich bin gezwungen, sie hinunterzuschlucken.“

Noch hegte die Königin den Gedanken an eine neue Flucht, bis der Schein der Dinge sie wieder beruhigte: hörte doch die Strenge der Bewachung gegen sie auf, schienen die erschreckten Geister doch wieder zum Gesetz zurückzukehren! daraufhin blieb die Königin und nahm ihr eintöniges Leben wieder auf. Sie besuchte Mittags die Messe, speiste um halb zwei Uhr, blieb dann allein und soupirte um halb zehn Uhr; nach Tisch und noch nach dem Souper spielte sie mit dem Könige Billard, um ihn zu zwingen, sich Bewegung zu machen; um elf Uhr ging man im ganzen Schlosse zu Bett.

Man rieth jetzt der Königin, die Wiederbelebung ihrer einstigen Popularität anzustreben und zu versuchen, zu den Herzen der Menge zu reden, welche den Parteien nicht angehört; die Theater zu besuchen und wieder, wie sonst, die Arie Mode zu

machen: Chantons, célébrons notre reine!" So ging die Königin in die Comédie française, in die Oper, zu den Italienern und rief in der That auch die alten Bravos und die sympathischen Zurufe ihrer glücklichen Tage zurück. Aber mit ihr zog auch der Bürgerkrieg in die Theater. Die Jacobiner verboten Clairval, ferner noch zu singen:

Reine infortunée, ah! que ton coeur
Ne sait plus navré de douleur:
Il te reste encor des amis.

Madame Dugazon, welche sich gegen die Loge der Königin hin verbeugt hatte, als sie sang:

Ah! comme j'aime ma maîtresse!

wurde ausgepfiffen und der Ruf: „Keine Königin! Keine Herrin!" erstickte den „Es lebe die Königin!" Am nächsten Tage stand in dem Journal L'Orateur du peuple, welches bei Gelegenheit des Festes der Soldaten von Châteaurieux gesagt hatte, „daß man geschmolzenes Blei in die Brüste der Marie Antoinette gießen müsse", Folgendes: „Die Königin wird in ihrer Theaterloge die Peitsche kriegen; die Königin macht die Straßendirne . . ." Was nun folgt, ist nicht wiederzugeben.

Die neue, dem Könige abgedrungene Constitution machte die Königin nicht allein untröstlich, sie bedrückte sie auch in ihrem Hause und that in elender Weise ihren Neigungen und Gewohnheiten Zwang an. Diese Bildung eines constitutionellen Hofstaats der Königin, wie es die neue Verfassung decretirte, was war es anders, als die Einschmuggelung von feindlichen Personen in das Privatleben der Königin? Der General Lafayette, welcher das Heil der Monarchie in allerhand Kleinlichkeiten sah, hatte eine lange Conferenz mit Herrn de la Porte, in der er erörterte, wie nothwendig es für die Königin sei, die Frauen der öffentlichen und vom Volke erwählten Beamten zu empfangen. Hatte man doch auch in den ersten Jahren der Revolution bei Frau von Lamballe intriguirt und machinirt,

um zu den Thee's, welche sie drei Mal in der Woche gab und zu denen auch die Königin kam, die Gönnerinnen der reinen Demokratie einzuladen! Bei dieser neuen Zumuthung fand es selbst der König, der sich sonst so leicht zu Concessionen bequemte, fast unerhört, daß das neue Reich der Freiheit der Königin nicht einmal erlaube, die Thür ihres Salons zu verschließen; fast unverschämt, daß man von ihr verlangen wollte, ihre Gesellschaft aus Madame Pation zu bilden. Dieses Project eines neuen Hofstaats der Königin, welcher die Feinde derselben zu ihrer Umgebung machte, bestimmte und entschuldigte die Personen, welche mehr an ihren Titeln als an der Person der Königin hingen, daß sie sich zurückzogen und entfernten. Da die Verfassung von 1791 keine Würden und keine Vorrechte der Chargen des ehemaligen Hofstaats der Königin anerkannte, so reichte die Herzogin von Duras ihre Demission als Palastdame ein, weil sie am Hofe nicht das Recht auf ein Tabouret aufgeben wollte. Andere ahmten ihr nach. Die constitutionelle Partei, welche der Königin rieth, einen bürgerlichen Hofstaat zu bilden, erstaunte und bedauerte, daß sie nur einen militairischen einsetzte, und wollte nicht die Schwierigkeiten der Lage der Königin erkennen.

„Wenn dieser constitutionelle Hofstaat gebildet würde," sagte die Königin, „so bliebe kein Adeliger mehr um uns, und nach Veränderung der Dinge würden wir all die Leute wieder verabschieden, welche ihre Stellungen eingenommen hatten. Vielleicht," fügte sie hinzu, „vielleicht hätte ich den Adel gerettet, wenn ich eine Zeit lang den Muth besessen hätte, ihn zu kränken; aber ich hatte ihn nicht. Wenn man von uns eine Handlung erreicht, die ihn verletzt, so wird man mir grollen; Niemand wird mehr zu mir, Niemand zum Könige kommen. Man will der politischen Nothwendigkeiten nicht gedenken; man straft uns wegen unseres Unglücks."

Wie qualvoll mußte eine solche Lage für Marie Antoinette und ihr Herz sein! Welche tägliche Marter, an die sie sich ebenso

wenig gewöhnen konnte, als daran, der Nothwendigkeit zu weichen und ihren Neigungen Schweigen aufzuerlegen! Welche Kämpfe, welche Folter, welches schmerzliche Bedauern und wie viel geheime Scham, daß sie ihrem Retter, Herrn von Miomandre, der wie durch Wunder von seinen Wunden geheilt war, nicht alle ihre Erkenntlichkeit bezeigen konnte! Als der Sohn des unglücklichen Favras an ihre Tafel geführt wurde, trat sie mit Thränen in den Augen in ihr Zimmer und beschwerte sich bitter darüber, daß sie an ihrer Tafel zwischen sich und den König nicht den Sohn eines für seinen König gestorbenen Mannes setzen durfte.

Barnave gehörte zu Denen, welche darüber erstaunten, daß die Königin sich durchaus keinen bürgerlichen Hofstaat bilden wollte. Er erstaunte noch mehr und beunruhigte sich, daß der Hof nur halb auf ihn hörte und er kaum bei einzelnen Anlässen das Benehmen desselben bestimmen konnte. Er begriff eben nicht, daß die Metamorphose einer Monarchie zu einer blosen vollziehenden Gewalt sich nicht in einem Tage ermöglichen läßt. Welche Entsagungen sie auch zum Opfer brachten und wie viel Vertrauen sie auch in die Erfüllung eines Vertrages setzten, der für ihre Feinde nur einen Waffenstillstand bildete, die letzten Repräsentanten der französischen Monarchie konnten ihre königliche Würde, die Religion ihrer Traditionen, ihrer Hoffnungen und Erkenntlichkeiten nicht verläugnen, und es hieß mit einer solchen Entsagung etwas Uebermenschliches von Marie Antoinette fordern. Und selbst wenn der Hof auf die Vorschläge Barnave's hätte hören wollen, was vermochte Barnave für das Wohl des Königs zu thun? In seinen Briefen, in denen sein Eifer sich Illusionen machte, sprach er von seiner Macht und seinem persönlichen Einfluß: und doch hörte die Revolution auch nicht mehr auf ihn. Er wies auf die Mittel und die Macht seiner Partei: und seine Partei war doch nicht mehr als eine regellose Gesellschafft rechtschaffener Männer und heimlicher Ehrgeiziger. Er brüstete sich der Königin gegenüber

mit seiner Ergebenheit auch die seiner Freunde mitzubringen: und diese Freunde, welche er um den König und die Königin zu ihrer Vertheidigung aufstellte; diese Minister, welche er am Throne postirte, gehörten doch den Leidenschaften der Jacobiner an. Indem sie die Interessen des Königs vom Wohl der Königin trennten, dienten diese girondistischen Minister gerade im Geheimen der Partei, welche um jeden Preis die Revolution von Marie Antoinette befreien wollte.

Diese Partei lauerte schon vier Jahre darauf und hatte vor keinem Verbrechen und keinen Gewissensbissen zurückgeschreckt. Warnungen vor Vergiftung von Seiten der Polizei hatten die Königin gezwungen, nur noch Brod zu essen, welches Thierry von Ville d'Avray kaufte und stets bei sich ein Flacon mit süßem Mandelöl zu tragen. Nach dem Mißlingen des Octoberattentats sagte ein in Paris im Monat August 1790 angeschlagenes Placat, „daß es kein Verbrechen gegen die Nation, sondern ein Majestätsverbrechen gewesen sei, die Königin haben tödten zu wollen." Ein neuer Mordversuch hatte in den Gärten von St. Cloud stattgefunden, aber er war gleichfalls mißglückt. Nun wandten sich die muthlos gemachten Verschwörer einem neuen Vorhaben zu. Der Name der Frau la Motte war nämlich wieder aufgetaucht; sie war, sagte man, in Paris und wohnte bei der Frau von Sillery. Auch war um diese Zeit das schändliche Libell dieser Frau, welches Ludwig XVI. vorher erst aufgekauft und in Sevres hatte verbrennen lassen, in Frankreich von Neuem herausgekommen.*) Bald sprach man auch von einem neuen Complott, wonach die la Motte in der Versammlung erscheinen und ihre Unschuld betheuern wollte; ein Depu-

*) Die Memoiren der la Motte, die 1793 bei Garnery erschienen, nachdem sie von der Königin für die Summe von 14,000 Francs dem Buchhändler Gueffier in London (1791) abgekauft waren. Ein Exemplar der in Sevres verbrannten Auflage war der Vernichtung entgangen und danach die Schrift vervielfältigt worden. Anm. d. Uebers.

tirter wollte dann das Wort nehmen und die la Motte als ein Opfer der Rache der wahrhaft Schuldigen, nämlich der Königin, hinstellen; das Ende davon sollte das Verlangen nach einer Revision des Halsbandprocesses sein. Auf diese Weise wäre die Königin vor einem neuem durch die Revolutionairs organisirten Tribunal in einem Sinne gerichtet worden, wie es einer der Minister des Königs, sein Siegelbewahrer, Duport du Tertre, gern haben wollte. Herr von Montmorin, der einzige, Ludwig XVI. gelassene royalistische Minister, der eines Tages die Königin im Conseil vertheidigte und sich zuerst furchtsam gegen Duport über die gegen sie gerichteten Drohungen, sowie über den laut von einer Partei verkündeten Plan, sie zu ermorden, beschwerte, ermuthigte sich endlich und fragte seinen Collegen, ob er eine solche Frevelthat nicht verhindern wolle? Duport antwortete ihm darauf kalt, „daß er sich zu keinem Morde hergebe, aber daß es gar nicht gegen seine Ansicht sei, der Königin den Proceß zu machen."

„Wie!" rief Herr von Montmorin, „Sie, Minister des Königs, Sie würden einer solchen Infamie Unterstützung leihen?"

„Nun," entgegnete der Siegelbewahrer, „giebt es denn noch ein anderes Mittel?"

Eine Freundin blieb der Königin, welche Theil an ihren Gefahren, ihren Prüfungen und Leiden nahm. Von den Einen verlassen, von den Anderen getrennt, all ihrer Stützen beraubt, der Frau von Polignac sowohl, wie des Abbé von Vermond, der bald gezwungen ward, der Frau von Polignac zu folgen, hatte die Königin nur noch Frau von Lamballe um sich. Aber auch von dieser sollte sie getrennt werden. Das Gebot der Umstände und die Anforderungen der Politik nöthigten die Königin, diese letzte ihr gebliebene Freundin nach England zu schicken, die einzige Person, welche fähig war, Pitt zu anderen Maßregeln zu bewegen, als zu dem eiteln Versprechen, „die französische Monarchie nicht untergehen zu lassen."

Mitten in ihrem Geschäftsleben, trotz diplomatischer Noten, Correspondenzen, Berathungen und tausend Beschäftigungen ihrer Gedanken und ihrer Hände, fand die Königin doch noch Zeit und Gelegenheit, um sich mit Frau von Lamballe zu unterhalten, ihrer innigen Freundschaft Mittheilungen zu machen und ihr ihren Seelenzustand und ihre Befürchtungen zu vertrauen.

„Der König, schrieb sie ihr, schickt mir diesen Brief, um ihn zu beendigen; seine Gesundheit ist vortrefflich wiederhergestellt, Dank seiner kräftigen Natur. Die Ruhe, mit der er die Dinge betrachtet, hat etwas Erhabenes, und die gute Elisabeth ist davon so gerührt, als wenn diese Ruhe einer höheren Inspiration entspringe. Von dem Unwohlsein des Königs hat das Publikum kaum Etwas gewußt. Sie haben ohne Zweifel von dem Ereigniß gehört, welches sich im letzten Monat im Theater zugetragen, von dem Lärmen und Beifallrufen bei meiner Anwesenheit mit meinen Kindern; man hat diejenigen geschlagen, welche dagegen auftreten und den Enthusiasmus des Augenblicks stören wollten; indeß die Schlechten finden schnell Mittel, ihre Revanche zu nehmen; man kann aber hieraus erkennen, wie das gute Volk und der gute Bürger wäre, wenn er sich allein überlassen bliebe. So aber ist all dieser Enthusiasmus nur vorübergehend, ein Schrei des Gewissens, den die Schwäche bald wieder erstickt; man hätte denken sollen, daß die Zeit die Geister wieder zu sich selbst bringen müßte, aber ich begegne nur gutem Willen, doch keinem Muth, um über guten Willen und Pläne hinauszugehen. Ich mache mir daher gar keine Illusionen, meine theure Lamballe; ich erwarte Alles von Gott. Glauben Sie an meine zärtliche Freundschaft, und wollen Sie mir einen Beweis der Ihrigen geben, mein liebes Herz, so denken Sie an Ihre Gesundheit und kommen Sie nicht eher wieder, als bis Sie vollständig wiederhergestellt sind.

Adieu, ich küsse Sie.

Marie Antoinette.“

„Niemals, Madame, werden Sie eine wahrere und zärtlichere Freundin finden als

Elisabeth Marie.“

Bei der Vollendung der Constitution rief die Königin, erschreckt von der Aufregung der Gemüther, die ihr fehlende und nöthige Freundin zurück:

„Meine theure Lamballe, Sie können sich keine Idee von dem Zustande meines Geistes machen, in dem ich mich seit Ihrer Abreise befinde. Die erste Grundlage des Lebens ist die Ruhe; es ist mir sehr peinlich, sie umsonst zu suchen. Seit einigen Tagen, während welcher die Constitution das Volk aufregt, weiß man nicht, auf wen hören; um uns herum gehen die peinlichsten Dinge vor sich ... Trotzdem haben wir manches Gute gethan. Ach, wenn das gute Volk es wüßte! Kommen Sie zurück, mein theures Herz, ich habe Ihrer Freundschaft nöthig. Elisabeth tritt eben ein und will ein Wort hinzufügen; Adieu, Adieu, ich küsse Sie von ganzem Herzen.

Marie Antoinette.“

„Die Königin erlaubt mir, Ihnen sagen zu dürfen, wie sehr ich Sie liebe. Sie erwartet Sie mit nicht geringerer Ungeduld als ich.

Elisabeth Marie.“

Dann, als bereute sie und als machte sie sich Vorwürfe über ein egoistisches Gefühl, ihre Gefahren von ihrer Freundin getheilt zu sehen, legte sie der Stimme ihres Herzens Schweigen auf und schrieb an Frau von Lamballe, im September 1791:

„Kommen Sie nicht in einem so kritischen Moment zurück; Sie würden zu viel über uns weinen müssen.

„Wie gut sind Sie und eine wie wahre Freundin, das fühle ich, ich versichere Ihnen; aber ich verbiete Ihnen mit all meiner Freundschaft, hierher zu kommen.

„Erwarten Sie die Wirkung von der Annahme der Constitution.

„Adieu, meine theure Lamballe, glauben Sie, daß meine zärtliche Freundschaft für Sie nur mit dem Tode aufhören wird.“

Als Frau von Lamballe endlich doch nach Frankreich zurückkam, erneuerte die zitternde Königin die Bitte, der die Prinzessin Lamballe indessen wieder nicht gehorchte:

„Nein, ich wiederhole Ihnen, meine liebe Lamballe, kommen Sie in diesem Augenblick nicht zurück; meine Freundschaft für Sie ist zu besorgt und die Dinge scheinen trotz der Annahme der Constitution nicht die gute Wendung zu nehmen, auf die ich gehofft. Bleiben Sie bei dem guten Herrn von Penthièvre, der Ihrer Sorgfalt so nöthig hat; wäre es nicht seinetwegen, würde es mir unmöglich sein, solches Opfer zu bringen; denn ich fühle jeden Tag mit der Steigerung meines Unglücks auch meine Freundschaft für Sie wachsen; wolle Gott, daß die Zeit die Geister beruhige; aber die Schlechten verbreiten so viel abscheuliche Verläumdungen, daß ich mehr auf meinen Muth als auf die Ereignisse rechne. Adieu denn, meine liebe Lamballe; denken Sie daran, daß nah oder fern ich Sie liebe und Ihrer Freundschaft versichert bin.

Marie Antoinette.“

V.

Marie Antoinette als Staatsmann. — Ihre Correspondenz mit ihrem Bruder Leopold II. — Ihr Plan, ihre Hoffnungen und Illusionen. — Ihre Correspondenz mit dem Grafen von Artois. Opposition gegen die Pläne der Emigration. — Charakter von Madame Elisabeth. Ihre Freundschaft für den Grafen Artois. Ihr Briefwechsel. Ihre Politik. — Sorge Marie Antoinettens für das Wohl des Königreichs durch den König.

Um diese Zeit verbrachte die Königin all ihre Zeit mit Schrecken. Während der Nacht las sie, da sie nicht schlafen konnte. Sie empfing die Berichte der Herren de la Porte, Talon und Bertrand von Molleville. Sie correspondirte mit dem Auslande in einer sehr schwer zu lösenden Zeichenschrift, welche ihre Formel jedesmal durch eine bezeichnete Seite und Zeile einer Ausgabe von „Paul und Virginie" fand, die alle ihre Correspondenten besaßen. Wer vermöchte diese Frau, diese Königin, gestern noch so jung und Königin der Mode wie der Vergnügen, diese Schäferin von Trianon, nur mit Scherzen und Freuden beschäftigt, heut wieder zu erkennen? Seht sie jetzt plötzlich aus den Spielen ihrer Gedanken, aus den Liebhabereien ihres Geschmacks, dem Schäferspiel, Putz, Vergnügen; fast ihrem Geschlecht entrissen! Dahin der leichte Scepter der Grazie! Von der Herrschaft über reizende Nichtigkeiten ist sie plötzlich zum größten und ernstesten aller menschlichen Geschäfte emporgestiegen, und die Federn, die sonst bestimmt waren, den Freunden liebenswürdig und zärtlich zu schreiben, ergeben sich jetzt im Kanzleistyl und schreiben über Staatsgeschäfte. Diese lachende Dauphine, diese ihrem Throne entfliehende Königin Marie Antoinette, sie trägt nun die Last eines Ministers für die auswärtigen Angelegenheiten; sie arbeitet für die Reste eines Thrones, für die letzte Hoffnung eines Rechts!

Das Unglück bringt oft blitzartige, plötzliche Erleuchtungen

und wunderbare Eingebungen der Seele und des Kopfes, des Charakters und des Talents hervor. Davon war auch die Correspondenz Marie Antoinettens mit Leopold II. ein Beispiel, dieser Briefwechsel, den sie als Staatsmann führe und der ein der Nachwelt gelassenes schriftliches Zeugniß ihrer politischen Gedanken, ihres treffenden Urtheils, ihrer männlichen Einsicht und ihrer Illusionen abgiebt. Von dem Tage ihres Wiedereinzugs in Paris nach der Flucht, vom 31. Juli 1791 an, hatte sich die Königin aufgerichtet und gearbeitet, gesorgt und gekämpft.

Die Königin theilte ihrem Bruder die verschiedenen und gegen das Heil der Monarchie verschworenen Einflüsse des Tages mit; sie sprach von den unterdrückten Aufständen und deren vergeblichen Versuchen, von der sich steigernden Macht der Versammlung und deren Autorität im Lande; von der Ermattung der Leidenschaften selbst bei den Agitatoren, von der wieder zu Athem gekommenen Revolution und dem Ruf der Wohlhabenden nach Ruhe; vom momentanen Halt der Ereignisse, der Leidenschaften und Unordnung, von dem wiedergekehrten Ansehen der Gesetze, der Möglichkeit und Vernünftigkeit eines Abkommens zwischen der Würde der Krone und den Interessen der Nation; endlich von den Hoffnungen einer Wiederaufrichtung der Autorität durch die Zeit, die Abschwächung der Leidenschaften und durch die Erfahrungen unter den neuen Einrichtungen. Diesem Gemälde vom Juli 1791 hielt die Königin dann auch das von Frankreich vor der Flucht nach Varennes gegenüber, mit der Menge und dem Lärm der Parteien, dem entwaffneten Gesetz, dem unterthanenlosen König und der aller Macht und alles Ansehens beraubten Versammlung, kurz mit all der Hoffnungslosigkeit über eine selbst in fernster Zukunft möglichen Wiederherstellung der Macht.

Gestützt auf diese Wandelung der Dinge, diese Abschwächung der Leidenschaften und Ermattung der Geister, lehnte

sie auch die Anerbietungen ihres Bruders ab und suchte eine bewaffnete Hülfe, die ihr patriotisches Herz nicht wollte, zu verhindern; auch rief sie sie später nicht herbei, sondern gab erst im letzten Moment und wie mit dem letzten Seufzer des Königthums den Bedrängungen nach. Um ihren Bruder und seine Heere zurückzuhalten, berührte die Königin zuerst leise die Gefahren, deren ihr Gemahl, ihr Sohn und sie selbst, die man als die Seele solchen Complots beschuldigte, durch eine Agression und einen gewaltsamen Versuch der Befreiung und Restauration laufen könnte; dann sprach sie als Königin von Frankreich, welche wußte, was das bedrohte Frankreich leisten konnte, und die mit Schrecken, wie auch mit Stolz daran dachte, dem Kaiser ernst und warnend von der Unsicherheit einer Besiegung eines solchen Volks unter Waffen, das in seinem Heroismus einmüthig und furchtbar sei. Um noch mehr die Ungeduld ihres Bruders zu beschwichtigen und ihn vor den Aufreizungen seiner Umgebung zu warnen, rief sie ihm seine Interessen als Souverain und als österreichischer Prinz in's Gedächtniß. Sie stellte ihm die Gewißheit einer Alliance Frankreichs mit dem ersten Reiche vor, welches die Constitution anerkennen würde, und solche Alliance versprach sie Leopold II., wenn er es Ludwig XVI. überlasse, die Gesetze wieder zu befestigen, den Frieden zu erhalten und Frankreich mit sich selbst zu versöhnen.

Die Geschichte möge forschen, die Parteien mögen läugnen, die Verläumdung erfinden: das ist die ganze Politik Marie Antoinettens gewesen, das Geständniß alles dessen, was sie erwartete, was sie vorbereitete und zu verhindern suchte. Sie wollte Nichts vom Auslande, selbst Nichts von ihrem Bruder, als die Anerkennung der Nachgiebigkeit und Mäßigung Ludwig's XVI., als eine Haltung, entsprechend „dem kundgegebenen Wunsche der Nation,“ als eine Hoffnung ohne Ungeduld, mit Gewalt die Dinge umzustoßen. Mit Zurückhaltung ihrer Antipathien und ihres Stolzes hielt sie der Gironde hin-

sichtlich ihres Bruders Wort und blieb dem Rathe des Zuwartens treu, so lange bis das Zuwarten eine Feigheit oder eine Abtrünnigkeit geworden wäre. Vergebens machte Mercy-Argenteaux seine Zweifel und Besorgnisse über die Ehrlichkeit der Gesinnungen der Girondisten geltend, vergebens beklagte er beim Fürsten von Kaunitz die große Gläubigkeit der Königin für die Ergebenheit Barnave's, der Lameth und Duport; wiederholte, daß die Freunde der Königin nie mehr sein würden, als „entschlossene Antiroyalisten und gefährliche Verbrecher"; vergebens zeigte er auf die durch den Plan der Königin bewirkte falsche und gefährliche Stellung Europa's, welches, ohne Schutz und Schirm gegen die Gefahr und Ansteckung der französischen Ideen, fortwährend zur Beute von Unruhen und zu einer steten Ueberwachung jener schweren Ruhe von Katastrophen gezwungen wäre, die er „die Ruhe des Todes" nannte. Alle diese Warnungen und Fingerzeige Mercy-Argenteaux's brachten die Königin nicht von den Ansichten der Gironde und von der Mäßigung ab.

Erst als die Errichtung einer Republik in den Köpfen spukte, wandte sich Marie Antoinette, welche erkannte, daß die Ereignisse die Versprechungen der Gironde überrannten, wieder an ihren Bruder; aber auch jetzt hielt sie ihn noch zurück und vertheidigte in Wien die Ueberstürzung und Heftigkeit zu derselben Zeit, wo sie in den Tuilerien gegen eine Verweigerung der Constitutionsanerkennung auftrat, wie sie Burke vorgeschlagen hatte. Sie suchte noch immer zu entwirren, um nicht zu zerschneiden, und mit der Waffe der Geschicklichkeit zu siegen, mit der Diplomatie, welche das Verdienst so vieler großen Männer bildet und aus der man ein Verbrechen und eine Verdammung dieser armen Mutter herleitete, die das Leben und Vatererbe ihres Sohnes zu schützen suchte; aus der man dieser armen Königin eine Schuld machte, weil sie mit Gott sich verschwor, um eine Institution von seiner Gnade zu ver-

theidigen und gleichwohl den Krieg von der Revolution abhalten wollte, um ihn Frankreich zu ersparen!

„Können wir es wagen, die Constitution zu verweigern?" schrieb sie in einem Briefe vom 10. August 1791 an Mercy-Argenteaux, gerade ein Jahr vor dem ominösen 10. August. „Ich spreche nicht von den persönlichen Gefahren dabei. . . ."

Und in einem Postscriptum:

„Es ist unmöglich Angesichts der jetzigen Lage, daß der König die Annahme verweigere; glauben Sie mir, daß dem so ist, wie ich Ihnen sage. Sie kennen genugsam meinen Charakter, um zu glauben, daß er mich eher zu einer edlen und muthigen That treiben würde. . . ."

Der König konnte also die Annahme der Constitution nicht ablehnen:

„Deshalb ist es nothwendig, glaube ich, daß, wenn man dem Könige die Verfassung unterbreitet, er vorläufig einige Tage mit der Unterzeichnung wartet; denn er ist nur verpflichtet, sie anzuerkennen, wenn man sie ihm gesetzlich überreicht; dann möge er die Commissaire berufen, nicht um ihnen Ausstellungen oder Forderungen zu machen, die man ihm wahrscheinlich doch nicht bewilligen würde, und die nur bewiesen, daß er die Sache im Grunde genehmige; sondern um zu erklären, daß sich seine Ansichten nicht verändert haben; daß er in seiner Declaration vom 20. Juni die Unmöglichkeit gezeigt habe, mit der neuen Ordnung der Dinge zu regieren, daß er noch ebenso denke, aber daß er sich um die Ruhe seines Landes opfere und, insofern sein Volk und die Nation ihr Glück in der Annahme der Verfassung fänden, er nicht anstehe, sie zu geben, und der Anblick dieses Glücks ihn bald alle die grausamen und bitteren Leiden vergessen lassen würde, die man ihm und den Seinigen bereitet habe. Aber wenn man dies adoptirt, so muß man auch daran festhalten, besonders Alles vermeiden, was Mißtrauen erwecken könnte, und in gewisser Hin-

sicht immer mit dem Gesetz in der Hand fortschreiten; ich versichere Ihnen, daß dies die beste Manier ist, ihnen plötzlich die ganze Geschichte zu verleiden. Das ganze Unglück ist, daß man hierzu eines geschickten und sicheren Ministers bedarf, der zu gleicher Zeit den Muth hätte, sich durch den Hof und die Aristokraten zu Grunde richten zu lassen, um ihnen nachher um so besser zu dienen; denn das ist gewiß, daß sie nie wieder werden, was sie gewesen sind, besonders durch sich selbst."

Außer sich über die Ahnung, daß alle diese Mittel doch umsonst sein würden und wie im Todeskampf nach allerhand Arten der Rettung und Befreiung greifend, erschrocken über die Schläfrigkeit des Königs, der nach dem Urtheil des Grafen von der Marck „unfähig zum Regieren" war, entreißt am Ende des Briefes die Mutter der Königin einen Schrei, einen Schmerzensruf an die fremden Mächte:

„Nach Allem können uns nur noch die fremden Mächte retten: die Armee ist verloren, Geld ist nicht da; kein Band, kein Zaum kann die überall bewaffnete Bevölkerung mehr bändigen; selbst die Häupter der Revolution werden, sobald sie von Ordnung sprechen, nicht mehr gehört. Das ist der schreckliche Zustand, in dem wir leben; nun nehmen Sie noch hinzu, daß wir nicht Einen Freund haben, daß alle Welt uns verräth, die Einen aus Haß, die Anderen aus Schwäche oder Ehrgeiz; endlich muß ich den Tag auch fürchten, an dem man so thun wird, als gebe man uns eine Art Freiheit; in dem Zustande der Nichtigkeit, in dem wir uns befinden, haben wir uns doch mindestens Nichts vorzuwerfen. Sie sehen in diesem Briefe mein ganzes Gemüth; ich kann mich täuschen; aber das ist noch das einzige Mittel, um vorwärts zu kommen. Ich habe, so viel ich konnte, Männer von beiden Parteien gehört und nach allen ihren Meinungen habe ich die meinige gebildet: ich weiß nicht, ob sie befolgt werden wird. Sie kennen die Person (den König), mit dem ich zu thun habe; in dem

Augenblick, wo man denkt, er müßte überzeugt sein, verändert ihn ein Wort, eine Meinung, ohne daß er es weiß; aus dieser Ursache sind auch tausend Dinge gar nicht zu unternehmen. Aber was auch kommen möge, erhalten Sie mir Ihre Freundschaft und Anhänglichkeit, denn ich habe deren nöthig; glauben Sie, daß, wie auch das Unglück sei, welches mich verfolge, ich den Umständen nachgeben kann, aber niemals zu etwas meiner Unwürdigem die Zustimmung geben werde: gerade im Unglück fühlt man erst, was man ist. Mein Blut rollt in den Adern meines Sohnes und ich hoffe, daß er sich eines Tags würdig zeigen wird, der Enkel Maria Theresia's zu sein. Adieu."

Und dennoch war dieser Ruf der Verzweiflung durchaus keine Aufforderung zur Invasion nach Frankreich. Marie Antoinette wollte und verlangte Nichts als ein Manifest, welches mit dem Gewicht der Vorstellungen aller gekrönten Häupter Frankreich imponire, eine Erhaltung des Friedens vermöge großer Rüstungen, eine einflußreiche Drohung, aber nur eine Drohung, von allen Seiten. Vielleicht war es nur eine Einbildung der Königin, wenn sie vermeinte, Frankreich durch den Hinweis und die Aufstellung einer Observationsarmee mit Gewehr beim Fuß zu erobern; aber diese Einbildung war aufrichtig und es lag etwas Schönes darin, diese verletzte und mit Schimpf überhäufte Frau großherzig und leidenschaftslos einen solchen Plan der Mäßigung und Zuwartung ausführen zu sehen, um Frankreich von einem Ende bis zum andern gegen die Waffen des Auslandes und gegen die seiner eigenen Kinder zu vertheidigen, zwei Gefahren, zwei Mißgeschicke, welche den König, sagte Marie Antoinette in dem hier folgenden Memoire, „vor dem Preisgeben seiner Krone und seines Lebens bewahren sollte."

Das Memoire der Königin vom 3. September 1791 beginnt also:

„Es hängt vom Kaiser ab, den Unruhen der französischen Revolution ein Ziel zu setzen.

„Die bewaffnete Macht hat Alles zerstört, nur die bewaffnete Macht kann Alles wiederherstellen.

„Der König hat Alles gethan, um den Bürgerkrieg zu vermeiden und er ist auch noch jetzt überzeugt, daß der Bürgerkrieg Nichts gut machen, wohl aber noch mehr Unheil verursachen kann."

Demnach, fährt das Memoire fort, wäre die Rückkehr der ausgewanderten Prinzen der Anfang zum Bürgerkriege.

Die rückkehrenden Prinzen würden „nach einer ganz anderen Rache dürsten, als die der Gesetze"; sie müßten daher kommen „mit Ruhe und mit Vertrauen zur einzigen Autorität, welche alle Parteien zerstreuen kann."

Wenn die Prinzen nach Frankreich zurückkehrten, so müßte eine Regentschaft erfolgen. Der König widerstrebe aber dieser Regentschaft, erstens, weil sie die Provinzen, die Städte und die Armee durch die von zwei Gewalten, von der vom Könige bevollmächtigten Nationalversammlung und vom Regenten ausgehenden Beschlüsse in zwei Lager theilen würde; dann, weil „der König durch solches Mittel, anstatt seine Macht wieder zu erhalten, sie gerade erst ganz einbüßen könnte."

Würden die Prinzen nach Frankreich zurückkommen, so müßten die Parlamente zusammenberufen werden, was der König verweigere; erstens, weil durch eine Menge von Beschlüssen die gesetzliche, für die Zukunft berufene Autorität verhindert werden könnte, die Ordnung im Frieden herzustellen; zweitens, weil eine Opposition zwischen den Prinzen und dem Namen des Königs eintreten; drittens, weil das Volk an die vollständige Wiederherstellung der alten Einrichtungen glauben könnte.

Kämen die Prinzen zurück, so würde sich die Nation möglicherweise daran gewöhnen, im Staate noch eine andere als

die königliche Macht zu sehen; damit würde man die Basis einer legitimen Macht einer auf den Zufall hin errichteten Regierung opfern, „in einem Augenblick, wo der geschickteste Mensch nicht wissen kann, welches die ihr am besten zusagende Form ist.“

Dann sagte die Königin hinsichtlich der Ungeduld der prinzlichen Partei mit vielem Grund und bemerkenswerther Scharfsinnigkeit:

„Wie mag man erkennen, was dem Zustande einer Nation frommt, deren schwächster Theil in der Aufregung befiehlt und die ganz und gar der Furcht anheim gefallen ist?

„Man hat die Pietät für alle Dinge der Gewohnheit und des Lebens aufgegeben, obgleich diese nicht allein die Constitution des Staates, sondern vielmehr die jeden Standes, jedes Geschäfts, jeder Familie bilden.

„Man hat Alles zerstört, Alles umgestürzt, ohne der großen Masse das Erstaunen und die Entrüstung darüber benehmen zu können.

„Es giebt keine wahre öffentliche Meinung in einer Nation, welche kein Gefühl hat.

„Was ist aus allen alten Gewohnheiten geworden? . . Wo giebt's ein Recht der Gewohnheit, das nicht aufgehoben, wo eine hergebrachte Verpflichtung, die nicht verletzt worden ist?

„Man hat sich der Insurrectionen und der Volksementen bedient, um alle bestehenden Formen zu zerstören und ohne daß die Nation an Stelle derselben neue erhalten und gefunden habe; in zwei Jahren, die man nur zum Zerstören benutzt hat, kann man Gewohnheiten weder schaffen, noch befestigen.

„Man muß die Nation einen Augenblick von so viel Unruhen und Aufregungen ausruhen lassen; man muß sie zu ihren Gewohnheiten und Sitten zurückkommen lassen, ehe man beurtheilen kann, was die Umstände erheischen oder gestatten.“

Dann wiederholte die Königin:

Kommen die Prinzen wieder nach Frankreich, so giebt's Bürgerkrieg; kommen die fremden Mächte, so giebt's Bürger- und Völkerkrieg.

Der König will nicht Bürgerkrieg, noch will er Völkerkrieg.

Es giebt außer dem Kriege nur ein einziges Mittel, den König und den Thron zu retten: eine Declaration aller vereinigten Mächte. Die verbündeten Mächte müßten erklären, daß es, hinsichtlich der Stellung und Bedeutung Frankreichs auf dem Continent, Europa nicht gleichgültig sein könne, ob Frankreich eine Monarchie oder eine Republik sei; daß es im Gegentheil den Monarchien Europa's von Wichtigkeit sei, die Krone Frankreichs erblich, den König unantastbar zu wissen, und er seiner Macht weder theilweise oder gänzlich beraubt werden dürfte; daß sie es nicht dulden könnten, die alten mit Frankreich abgeschlossenen Verträge, welche integrirender Theil des europäischen Rechts geworden seien, „zum Spielball des wirklichen oder muthmaßlichen Einflusses einer bewaffneten Macht oder einer Volksemeute gemacht zu sehen"; daß sie, im Fall der König von Frankreich sich auf einen dieser Verträge gezwungen und unfreiwillig berufe, sie das Recht besäßen, Frankreich den Krieg zu erklären; daß durch stillschweigende Uebereinkunft zu allen Zeiten die Armeen aller Mächte Europa's in gewissem Verhältniß zu einander gestanden, und eine Armee von vier Millionen Menschen, wie sie plötzlich in Frankreich sich neben der Linie gebildet habe, eine so kolossale Entfaltung der bewaffneten Macht, die den König gefangen halte, eine Umgehung jener stillschweigenden Uebereinkunft sei und zu gleicher Zeit eine ewige Kriegsgefahr für die fremden Mächte.

Das waren die Gründe und Vorwände für diese europäische Intervention, in der die Königin ihr Heil erblickte. Sie hoffte von dieser Erklärung Einschüchterung der Einen und Er-

muthigung der Anderen, eine freiwillige Erhebung der furchtsamen Majorität der Unzufriedenen gegen die locale Tyrannei der Departements, der Municipalitäten und Clubs; eine Erhebung, die so schnell, so allgemein, so einheitlich wäre, daß es zu gar keinem Kampf und Blutvergießen käme. Sie hoffte auf eine friedliche Revolution, die mit einem Mal „in allen guten Städten Frankreichs" losbräche, und sie beendete ihr Memoire mit der Versicherung, die leider! nur Wunsch blieb: „die Revolution wird sich durch die Aussicht auf Krieg und nicht durch den Krieg selbst machen."

Die Königin verfolgte noch am 4. October 1791 bei ihrem Bruder die Verwirklichung dieses Planes und dieser Hoffnungen:

„Ich habe nur einen Trost, daß ich Ihnen schreiben kann, mein lieber Bruder; ich bin von so viel Abscheulichkeiten umringt, daß ich Ihrer ganzen Freundschaft bedarf, um meinen Geist zu beruhigen; ich habe durch ein unerhörtes Glück die Vertrauensperson des Grafen von Mercy sehen können, aber ich bin in sicherer Art nur einmal mit ihr zusammengekommen; sie hat mir die Gedanken des Grafen mitgetheilt, die vielfach dem sich anschließen, was ich in den letzten Tagen gesagt habe. Seit der Annahme der Constitution scheint das Volk uns wieder Vertrauen zu schenken; aber dies Ereigniß hat keineswegs die bösen Absichten in den Gedanken der Uebelwollenden erstickt; es wäre unmöglich, daß man nicht wieder zu uns zurückkehrte, wenn man unsere wahren Gedanken kennen würde. Aber trotz dieser Sicherheit des Augenblicks bin ich weit entfernt, mich einem blinden Vertrauen zu überlassen; ich denke, daß im Grunde der gute Bürger und das gute Volk uns immer wohlgesinnt gewesen; aber es besteht zwischen ihnen keine Vereinigung und man darf sie auch nicht erwarten. Das Volk, die Menge fühlt instinctartig und nothgedrungen das Bedürfniß, sich einem Chef anzuschließen, aber sie

hat nicht die Kraft, sich, da sie keine Einheit bildet, allen den Volkstyrannen zu entziehen, die sie unterdrücken und unter sich vollständig eins sind und alltäglich sich das Losungswort in den Clubs geben; auch wird das Volk dann unaufhörlich von ihnen bearbeitet, man verbreitet schändlicher Weise Mißtrauen gegen den guten Willen des Königs und wird dadurch immer von Neuem wieder Aufstände und Aufregungen erreichen. Wenn das, wie ich fürchte, eintreffen wird, dann lasse ich mich nicht noch einmal von dem Rausch des Augenblicks fangen; das Unglück wird dann noch größer werden, denn es wird schwerer sein, das verlorene Vertrauen wieder zu gewinnen und das Volk, welches sich getäuscht glaubt, wird sich gegen uns wenden.

„Das ist ein Grund mehr, die Aufmerksamkeit zu verdoppeln, um den Augenblick wenn möglich zu benutzen; es ist nothwendig, da das Königthum zusammenbricht und das öffentliche Vertrauen das einzige, den Verheerungen des gesetzgebenden Körpers entgegenzuhaltende Mittel ist. Wie aber vom Vertrauen des Augenblicks Vortheil ziehen? Das ist die Schwierigkeit. Ich denke, daß der erste wesentliche Punkt eine Bestimmung über das Verhalten der Emigranten bilden müßte; ich kann für die Brüder des Königs bürgen, aber nicht für Herrn von Condé. Rücken die Emigranten mit den Waffen in der Hand in Frankreich ein, so ist Alles verloren und es dürfte unmöglich sein, zu überzeugen, daß wir nicht mit ihnen einverstanden sind. Selbst die Existenz einer Emigrantenarmee an den Grenzen genügt, um das Feuer zu erhalten und den Anklagen gegen uns Nahrung zu geben; mir scheint, als wenn ein Congreß das Mittel erleichtern würde, sie im Zaume zu halten. Ich habe meine Gedanken darüber Herrn von Mercy mitgetheilt, damit er Ihnen davon spreche, mein lieber Bruder; diese Idee eines Congresses gefällt mir sehr und dürfte die Anstrengungen unterstützen, die wir zur Aufrechterhaltung des

Vertrauens machen: erstens, ich wiederhole es, um die Emigranten zu zügeln, und dann, weil es hier einen, ich denke, guten Eindruck hervorbringen würde. Ich überlasse das Ihrer höheren Weisheit; man ist dieser Meinung auch in meiner Umgebung, und ich habe nicht nöthig, mich näher darüber auszulassen, da ich Alles Herrn von Mercy mitgetheilt habe.

„Adieu, mein lieber Bruder; wir lieben Sie, und meine Tochter hat mich besonders beauftragt, ihren guten Onkel zu küssen.

„Marie Antoinette."

Das waren die Pläne und Wünsche der Königin, wie sie sich in ihrem geheimsten Innern und im ungehemmtesten Vertrauen äußerten! Das waren alle Gedanken der Königin, der man so lange alle Schuld und Strafbarkeit der Emigration aufbürdete! Aber welcher Geschichtschreiber wird es von nun an noch wagen, sie trotz aller dieser Thatsachen und aller dieser Beweise anzuklagen? Wer mag sie nach den beiden folgenden Briefen noch beschuldigen, nach diesen ungekannten und kostbaren Documenten, die recht zeigen, welche Kluft stets zwischen der Politik der Königin und der von Coblenz lag!

„Am 14. Mai 1791."

„Meine theure Schwester, ich habe den Brief des Grafen von Artois entziffert; er hat mich sehr betrübt; ich werde Ihnen denselben anbei abschreiben und Sie werden finden, wie das beste Herz sich verirrt hat. Die Bewegungen der Emigranten an der Grenze sind ein Unglück, und ich bin verzweifelt, daß er unsere Ansichten und Wünsche so durchkreuzt. Der König wird ihm schreiben; Sie werden klug thun, da er zu Ihnen so viel Liebe hat, ihm auch zu schreiben, um uns zu helfen, neuem Mißgeschick vorzubeugen und Herrn von Condé zu entfernen.

„Hier Artois' Brief:

„Ich habe Ihren Brief vom 20. März erhalten, meine theuere Schwester; die geringe Uebung, die ich in solcher Art zu schreiben habe, zwingt mich, sehr lakonisch zu sein; ich lasse nicht unberührt, wie empfänglich ich für Ihre Beweise der Freundschaft bin, zugleich aber auch, wie sehr es mich betrübt, zu sehen, daß Sie mir von Tag zu Tag mehr Ihr Vertrauen entziehen, besonders unter so drängenden Umständen. Ich verdiene vielleicht weniger Zurückhaltung von Ihrer Seite, aber dessen bin ich gewiß, daß Ihr Interesse erheischte, mich besser zu unterrichten.

„Alles beweist mir, daß Sie einen Plan haben. Ich glaube selbst genau die Details davon zu kennen, was man Ihnen vorschlägt, und die Personen, die man benutzt. Ach, meine Schwester, mißtraut mir denn der König? Ich füge kein Wort mehr darüber hinzu; es kann erlaubt sein, sich seiner eigenen Feinde zu bedienen, um der Gefangenschaft zu entgehen; aber man sollte sich jeder Verbindung, jeder Gemeinschaft mit den Verbrechern fern halten, und besonders zusehen, ob die wahren Anhänger, die wahren Freunde den Bedingungen zustimmen können, die man angenommen hat. Im Namen alles dessen, was Ihnen theuer ist, erinnern Sie sich der wenigen Worte und glauben Sie, daß ich wohl unterrichtet bin. Sie scheinen sich über mein Stillschweigen zu beschweren und über die Unkenntniß hinsichtlich meiner Pläne; meine Vorwürfe würden mehr Grund haben, als die Ihrigen; aber ich weiß, was ich meinem König schulde, und sähe mich als strafbar an, wenn ich, ohne ihn zu benachrichtigen, meine Ansichten und Absichten verändern würde. Zum Ueberfluß fürchte ich mich nicht, zu wiederholen, was ich wie mein Glaubensbekenntniß ansehe: ich lebe und sterbe, wenn es sein muß, um die Rechte des Altars und des Thrones zu vertheidigen und dem Könige seine Freiheit und volle Autorität zurückzugeben. Die Declaration vom 23. Juni oder der Inhalt der Cahiers sind die Grundsätze, von denen ich mich

nicht entfernen werde. Ich werde alle Mittel anwenden, die in meiner Macht stehen, um endlich unsere Verbündeten zu bestimmen, mit so imposanten Streitkräften zu Hülfe zu kommen, um unsere Feinde zu vernichten und alle verbrecherischen Absichten zu vereiteln. Ich werde die Hülfsquellen im Innern mit den Unterstützungen des Auslandes prüfen, und meine Anstrengungen und Mühen werden sich von einem Ende des Königreichs bis zum anderen erstrecken, und alle Provinzen sollen durch mich bearbeitet werden, je nach ihren Mitteln die allgemeine Erhebung zu fördern. Jeden künstlichen Eclat werde ich vermeiden und unterdrücken, aber ich werde mit um so größerem Muth und Feuer die Unternehmungen beschützen, die mir fähig scheinen, unseren Feinden zu imponiren, und die einen günstigen Erfolg hoffen lassen. Endlich werde ich meinem Könige immerdar dienen, ebenso meinem Vaterlande, indem ich klug, energisch und entschlossen handle.

„Das ist der Theil des Briefes, den Sie nicht kannten, meine liebe Schwester; ich küsse Sie. Wann kommen Sie zurück?

„Marie Antoinette."

Kaum hatte die Königin diesen Brief an Madame Elisabeth geschickt, als sie sogleich dem Grafen von Artois schrieb:

„Am 14. Mai 1791.

„Ich habe mit vielem Kummer gesehen, mein lieber Bruder, daß Sie sich über den Mangel meines Vertrauens zu Ihnen beschweren; ich schmeichle mir, daß Sie Ihre Ansicht nach dem Briefe, den Ihnen der König geschrieben hat, ändern werden. Nein, mein lieber Bruder, wir haben noch niemals aufgehört, Sie als den besten der Verwandten zu betrachten. Sie sagen, daß unser eigenes Interesse es erheische, daß Sie besser unterrichtet wären; aber wozu wären unsere vertraulichen Mittheilungen gut, wenn Sie schon den Wünschen, die wir an Sie gerichtet haben, und die doch so vertraulich sind, so wenig Rech-

nung tragen? Ich wiederhole Ihnen, daß es durchaus nothwendig für das Wohl Ihres Bruders ist, wenn Sie sich von Herrn von Condé trennen. Die Waffenrüstungen der Emigranten irritiren uns am allermeisten, und so lange dies nicht aufhört, ist auch an eine bessere Wendung der Dinge nicht zu denken; die rechtschaffenen Leute haben einen Schrecken vor dem Bürgerkriege, und die Schlechten, die ein so großes Interesse daran haben, Alles zu vergiften, stoßen fürchterliche Drohungen aus, die eine Katastrophe prophezeien. Ich beschwöre Sie, mein lieber Bruder, denken Sie darüber nach, was ich und der König Ihnen geschrieben. Was Sie dagegen thun, würde uns wahrhaft untröstlich machen. Meine Kinder befinden sich ziemlich wohl, und die gute Elisabeth, die für uns wie ein Engel ist, soll Ihnen mit derselben Gelegenheit schreiben.

„Adieu, ich liebe Sie von ganzem Herzen.

„Marie Antoinette."

Es war eine schwere Verantwortlichkeit, eine enorme Aufgabe, die wohl die Kräfte einer Frau überstieg, mitten durch die Stürme das Geschick eines Königs zu tragen und dem Verhängniß die Fetzen einer Monarchie, die Erbschaft ihres Sohnes streitig zu machen; besiegt, doch noch aufrecht zu bleiben; verzweifelt, doch noch Pläne zu haben, den Thränen sich zu verschließen und zum Denken sich zu zwingen; zu berechnen, zu combiniren, vorzuschlagen, beschließen, rühren, überzeugen, ohne Rast zu bekämpfen vor sich und neben sich und die Veränderlichkeit eines Königs, auf den sich nicht zu verlassen war; gegen die Absichten der Emigration durch die Schwester des Königs, die ihre Ideen theilte, zu operiren und jeden Tag Ludwig XVI. sich selbst und der Madame Elisabeth zu erobern!

Auch Madame Elisabeth war ein Mann, aber kein Staatsmann wie die Königin. Es lag etwas Kriegerisches in dieser jungen Frau, die als Heldin sterben sollte. In dieser sanften Tochter Gottes, zu den Stufen eines Thrones verirrt; in dieser

Jungfrau voller Christlichkeit, die sich Jedermann und ganz dem Glücke ihrer Freunde widmete, deren Frömmigkeit ihr Herzensbedürfniß und deren Leben nur Wohlthätigkeit war, schien das jugendliche Blut des Herzogs von Bourgogne zu rollen, das nur ein Fenelon zu beruhigen verstand. Madame Elisabeth war in den Tuilerien der Geist, der zur Energie und zu den äußersten Wagnissen rieth. Unter dem Schimpf der Ereignisse hatte die Empörung ihres Gemüths ihr Herz zu jener schonungslosen Strenge getrieben, mit der der Jehova der Schrift die aufständischen Völker zu schlagen pflegte. Von Unterhandlungen, Nachgiebigkeit oder Vertrag mit der neuen Gewalt wollte sie von Beginn der Revolution an Nichts wissen; sondern sie schreckte nicht vor einem Martyrium zurück; sie wollte kämpfen, sie bat zu dem Gott der Waffen und fragte sich, ob die Könige nicht für das Königthum sich opfern müßten. Schon in der ersten Zeit der Stürme hatte Madame Elisabeth, ohne vor dem furchtbaren Wort zurückzubeben, offen erklärt:

„Ich sehe den Bürgerkrieg als nothwendig an. Erstens glaube ich, daß er bereits da ist; denn sobald ein Reich in zwei Parteien gespalten ist und die schwächste Partei ihr Leben nur noch dadurch fristet, daß sie sich ausplündern lassen muß, ist es nicht anders möglich, als dies einen Bürgerkrieg zu nennen. Ueberdies geht eine Anarchie nie ohne solchen zu Ende: je mehr man zögert, je mehr Blut wird vergossen werden. Das ist mein Grundsatz, er würde mich leiten, wenn ich König wäre."

Ja, Krieg, das Spiel der Säbel, das Gottesurtheil, die Einhüllung einer Monarchie in ihr Banner oder ihr Sieg in allem Glanze, ein Sieg, der sie in Triumph in alle ihre Rechte von gestern wieder einsetzt — kein anderer Ausweg, in dem Madame Elisabeth Heil und Rettung erblickte. In ihrem burschikosen Styl und in ihren gutmüthigen Schmollereien zeigt sich auch deutlich die Verachtung gegen die durch Mirabeau's Tod getäuschten Hoffnungen des Hofes:

„3. April 1791.

„Mirabeau war so gescheidt, in eine andere Welt zu gehen, um zu sehen, wie dort die Revolution aufgenommen wird. Guter Gott! Wie mag er erwachen! . . . Seit drei Monaten gehörte er der guten Sache an; man hoffte von seinen Talenten. Ich, obgleich sehr aristokratisch, kann seinen Tod nur wie ein Zeichen der Vorsehung für dieses Reich ansehen. Ich glaube nicht, daß Gott uns durch Leute ohne Grundsätze und Sitten erretten will. Ich behalte diese Meinung für mich, weil sie nicht politisch ist."

Madame Elisabeth war in Nichts verändert. Befestigt und erstarkt durch den Gang der Ereignisse in der Logik ihres Instincts, erwartete sie jetzt Nichts mehr für Frankreich und den König, als vom Frankreich im Auslande, vom Degen der Prinzen, vom Grafen von Artois. In diesem Punkte kamen ihre Freundschaften und Sympathien mit ihren Ideen zusammen. Der Graf von Artois hatte für Madame Elisabeth eine Hingabe des Herzens und so jugendliche Freundschaft, von der selbst die strengsten Frauen nicht ungerührt bleiben. Ohne Sinn für Intriguen und weniger aufgeklärt als die Königin über das Wesen und den Grund der Menschen und Dinge, erschien ihr dieser Bruder, dessen Name so oft ihre Feder niederschrieb und dem sie gefolgt wäre, wenn sie nicht, um ihm zu folgen, den König hätte verlassen müssen, wie der Wiederhersteller der Freiheit und des Thrones Ludwig's XVI. Bestürzt in ihrem monarchischen Gefühl durch die „Geschäftsleute" der Königin, durch „diesen alten Fuchs" von Mercy, richteten sich alle ihre Anstrengungen und Sorgen geräuschlos und geheimnißvoll darauf, eine Annäherung zwischen der Königin und Coblenz herbeizuführen.

„Um deutlicher zu reden," schrieb sie an Frau von Raigecourt, „rufe Dir die Lage zurück, in der sich dieser unglückliche Vater (der König) befunden hat; der Umstand, der ihn in den

Fall setzte, nicht mehr sein Eigenthum verwalten zu können, führte ihn in die Arme seines Sohnes (des Grafen von Artois). Der Sohn hat, wie Du weißt, die besten Absichten für diesen armen Mann gehabt, trotz all der Umtriebe, die darauf hinausgingen, ihn mit seiner Schwiegermutter (der Königin) zu entzweien. Er hat dem widerstanden, aber er liebt sie nicht. Ich halte ihn nicht für gereizt, weil er dessen unfähig ist; aber ich fürchte, daß die, welche mit ihm verbunden sind, ihm schlechten Rath ertheilen. Der Vater ist fast geheilt; seine Geschäfte gehen besser; aber da er wieder wohl ist, wird er auch die Verwaltung seines Eigenthums wieder übernehmen wollen, und vor diesem Augenblick fürchte ich mich. Der Sohn, der um der Vortheile wegen sie in den Händen belassen will, in denen sie sind, wird darauf bestehen; die Schwiegermutter wird dies nicht zugeben und das müßte man vermeiden, indem man dem jungen Mann für sein persönliches Interesse selbst zu verstehen gäbe, er möchte seine Meinung darüber nicht äußern, nur um zu verhindern, daß er in eine unangenehme Stellung gerathe. Ich möchte daher, daß Du mit der Person, von der ich Dir gesprochen, redest; daß Du sie in meinem Sinn bearbeitest, ohne ihr zu sagen, daß ich mit Dir davon gesprochen, damit sie glauben könne, es sei diese Idee die ihrige, und sie auch leichter kundgebe. Er muß besser als ein Anderer die Rechte eines Vaters über seine Söhne kennen, da er sie so lange schon selbst ausübt. Ich möchte auch, daß er den jungen Mann überredete, sich etwas liebenswürdiger gegen seine Schwiegermutter zu benehmen; er kann dadurch viel Kummer vermeiden und friedlich die Freundschaft und das Vertrauen seines Vaters genießen. Aber Du weißt doch auch, daß man nur durch eine ruhige Sprache gegen diese Person, ohne die Augen zu schließen und das Gesicht zu verlängern, sie dazu bringen kann, wovon ich Dir sprach. Du mußt daher vor allen Dingen selbst davon überzeugt sein. Lies deshalb nochmals meinen Brief durch,

suche seinen Sinn genau zu fassen und reise gleich ab, um meinen Auftrag auszurichten. Man wird Dir Schlechtes von der Schwiegermutter erzählen, aber ich halte es für übertrieben."

Es hatte, um die frühere Schilderung des Verhältnisses zwischen der Königin und der Prinzessin Elisabeth zu vervollständigen, langer Zeit bedurft, ehe diese dem Einfluß der Frau von Marsan entzogen ward und sich der Königin vertraulich und herzlich genähert hatte. Erst die Gemeinschaftlichkeit der Gefahren führte diese beiden Frauen eng zusammen, und seitdem liebten sie sich und lebten eine in der anderen. Aber hier handelte es sich um mehr als um Liebe und Hingebung; es handelte sich bei Madame Elisabeth um ein Dogma und ein Glaubensbekenntniß ihres Geistes, nämlich um die Restauration des Hauses Bourbon durch einen Bourbon, um die Contrerevolution durch einen französischen Prinzen, welche, wie sie meinte, nach dem größeren und freisinnigeren Plane der Königin möglicherweise das Verderben der Prinzen und den Sturz des Königs bewirken konnte.

Des Königs? Die Königin war doch nur auf sein Wohl bedacht, sie stellte ihn überall voran und zwar allein, nicht so sehr wegen der persönlichen Interessen des Königs, als wegen der Bewahrung und Würde des königlichen Princips. Die Furcht vor einer Verkleinerung des Königs war ja die stete Furcht Marie Antoinettens, und unter so viel Unruhen setzte sie ihre eigenen stets hintenan. All ihr Trachten ging auf die Rettung des Königs hinaus, auf eine Behütung vor der Dankbarkeit der Befreiung, wodurch die Zukunft der Monarchie gebunden würde. Die Regentschaftserklärung zu Gunsten von Monsieur, die Einsetzung des Grafen von Artois zum General-Lieutenant des Königreichs, genug der Sieg der Emigration das war die ewige Sorge und Furcht dieser Königin, deren Wunsch, „daß der König etwas Großes unternehme," bei jeder Gelegenheit sich äußerte.

VI.

Der 20. Juni. — Die Königin gebunden durch die Schwäche des Königs. — Das zweite Föderationsfest. — Vorschläge des Generals Dumouriez und Lafayette's an die Königin. — Beschimpfungen und Schmähungen in den Tuilerien. — Die Nacht vom 9. zum 10. August. — Die Königin am 10. August. — Die Königin im Logotachygraphen und in der Zelle. — Abführung nach dem Temple.

Einige Tage vorher, ehe der König sein Veto der Deportation der Priester und der Bildung eines Lagers von 20,000 Mann entgegenstellte, einige Tage vor dem unglückseligen 20. Juni, sagte die Deputation der von den Negern verwüsteten Colonie St. Domingo durch den Mund ihres Präsidenten zur Königin:

„Madame, wir haben in einem großen Unglück eines großen Beispiels nöthig; wir kommen, um dasselbe in dem Muthe Eurer Majestät zu finden."

Der 20. Juni war gekommen. Die Hälfte des Tages war im Schlosse wie tagtäglich verlaufen; man wartete ab. Es war vier ein halb Uhr, als ein großer Lärmen die Ankunft des Volkes ankündigte: die Octobertage wiederholten sich. Der König läßt das große Thor öffnen. Höfe, Treppen, Alles ist in einem Augenblick überschwemmt von einer Menschenmenge, die sich wild durch das Schloß verbreitet. Der König, die Königin und die königliche Familie sind im Zimmer des Königs, zusammengedrückt, resignirt, horchend auf die Axtschläge gegen die Thür der Gemächer. Die beiden Kinder weinen und die Königin ist bemüht, ihnen die Thränen zu trocknen. Der Chef der zweiten Legion der Nationalgarde, Aclocque, umfaßt mit beiden Armen den Leib des Königs und beschwört ihn, sich dem Volke zu zeigen. Ludwig XVI. geht, und die Prinzessin Elisabeth, die ihn nicht aus dem Auge verlor, folgt ihm. Als sich die Königin, deren Kinder sich etwas getröstet haben und nicht mehr

so heftig weinen, umwendet, ist der König nicht mehr da. Sie will vergessen, daß sie Mutter ist, und ihrem Gemahl folgen.

„Was thut's," ruft sie mit zitternder Stimme, „mein Platz ist beim Könige!" und sich den Bitten ihrer Umgebung entziehend, will sie dem Tode mit der Würde einer Königin entgegengehen.

Ein Edelmann hält sie am Arm zurück; ein anderer versperrt ihr den Weg. Einige Nationalgarden kommen hinzu und beruhigen sie über die Sicherheit des Königs.

Inzwischen tobt's im Schlosse; Todesgeschrei dröhnt hindurch und wie durch Windstöße zu den Ohren der Königin. Vom Saal der Garden her nähert sich der dumpfe Lärm, Waffengeklirr und rohes Siegesgeschrei; kaum daß die Nationalgarden noch die Zeit haben, die Königin in den Rathssaal zu ziehen und vor sie schnell den großen Tisch zu stoßen. So gab es zwischen der Königin und den Waffen, die sie suchten, nur dies Stück Holz, an dem bisher über das Wohl des Reiches Rath gepflogen worden war.

Rings um den Saal braust die Menge; man schlägt die Schränke ein, zerbricht die Möbeln; man lacht:

„Ah, das Bett des Herrn Veto! Er hat ein schöneres Bett als wir, Herr Veto!"

Bald wird das Gelächter durch neuen Lärm erstickt; durch die Thüren des Rathssaales stürzt das Volk.

Die Königin steht aufrecht; Madame ist an ihrer Rechten und drückt sich fest an sie. Der Dauphin mit weit aufgerissenen Augen steht an ihrer Linken; Frau von Lamballe, Frau von Tarente, die Damen de la Roche-Aymon, von Tourzel und von Mackau sind um die Königin, durcheinander, ohne Rücksicht ihres Ranges, wie sie ihre Ergebenheit postirt hat.

Einer dieser hereingestürzten wilden Männer hält ihr eine Handvoll Ruthen mit der Aufschrift entgegen: „Für Marie Antoinette; ein anderer zeigt ihr eine Guillotine; ein dritter

einen Stock und eine Puppenfrau; wieder ein anderer hält der Königin, die ihren Blick nicht senkt, ein Stück Fleisch in Form eines Herzens, welches auf einem Brete blutete, unter die Augen.

„Es lebe Santerre!" schreit plötzlich die Menge.

„Seht, da sind sie!" ruft mit rauher Stimme Santerre, indem er die Menge vor sich wegstieß und auf die Königin und den Dauphin zeigte.

Eine gemeine Weibsperson streckt jetzt mit einer Todesdrohung der Königin zwei rothe Mützen entgegen. Der General Wittingthoff setzt eine derselben auf das Haupt der Mutter, eine auf das Haupt des Sohnes; dann wird er ohnmächtig. Die anwachsende Menge drängt die Nationalgarden gegen den Tisch; die Frauen stoßen die Frauen auf die Königin, um ihr Gemeinheiten in's Gesicht zu sagen.

„Haben Sie mich denn je gesehen? Habe ich euch denn Böses zugefügt?" sagt die Königin zu ihnen. „Man hat euch getäuscht . . . ich bin Französin . . . ich wäre glücklich, wenn ihr mich liebtet!"

Und bei dem Ton dieser sanften und traurigen Stimme schweigt plötzlich der Lärmen und man horcht. Die Frauen werden wieder Weiber und bezähmen sich; die Wuth legt sich, die Lippen, die sie schmähen wollten, schweigen. Ein menschliches Gefühl durchdringt diese Menge und die Frauen weinen.

„Es sind Memmen!" ruft Santerre aus und zuckt die Achseln; er selbst drängt sich dann vor und legt sich vertraulich über den Tisch. Aber als er dieser Majestät von Angesicht zu Angesicht gegenüber war, da ward auch er Mensch. Er sah, daß der Dauphin unter seiner rothen Mütze schwitzte und rief mit rauhem Ton:

„Nehmt diesem Kinde die Mütze ab; seht doch, wie es schwitzt!"

Armes Kind, welches morgen beim neuen Sturm auf das Schloß zu seiner Mutter sagen wird:

„Mama, war es denn gestern nicht zu Ende?"

Am nächsten Tage hatte der König eine Unterredung mit Petion. Als er sich über die Unzulänglichkeit der getroffenen Maßregeln beschwerte und verlangte, daß das Benehmen der Municipalität ganz Frankreich zur Kenntniß gebracht werde, antwortete Petion:

„Es wird geschehen; ohne die klugen, von der Municipalität ergriffenen Maßregeln würden in der That noch schlimmere Ereignisse stattgefunden haben, nicht in Bezug auf Ihre Person; denn Sie mögen wissen, daß diese stets respectirt werden wird, aber . . ."

Petion brach ab: die Königin war da, er wagte nicht zu sagen: „gegen die Königin!"

Einige Zeit nach dem 20. Juni entschlüpften der Königin die Worte:

„Sie werden mich noch ermorden! Was wird aus unseren Kindern werden!" Und sie schwamm in Thränen. Madame Campan wollte ihr ein krampfstillendes Mittel reichen, aber die Königin lehnte es ab, indem sie meinte, daß Nervenkrankheiten nur glücklichen Frauen eigen wären.

Die Königin sprach wahr: sie hatte dergleichen Krankheiten nicht mehr; das Unglück hatte sie davon geheilt. Die Leiden ihres Lebens, dieses Lebens voller Thränen, Kämpfe und Sorgen, schienen sie von den Leiden des Körpers befreit zu haben. Ihre Gesundheit befestigte sich in diesen Prüfungen, in dem Fieber und der schmerzlichen Thätigkeit ihres Kopfes und Herzens, und sie wunderte sich über diese Stärke, die Gott den Schwachen für die Leiden schenkt.

Die Tage, die sie jetzt verlebte, waren Tage voller Unruhe; ihre Nächte nicht minder. Jeder Lärm bedrohte sie, in jeder Stunde konnte man neue Emeuten erwarten. Man än=

derte die Schlösser an den Thüren; auch verließ die Königin ihre Wohnung zur ebenen Erde — und dennoch war sie nicht sicher, ob nicht ein Mörder durch die Corridore schlich. Während des ganzen Julimonats getrauten sich die Frauen der Königin, trotz deren Bitte, nicht schlafen zu legen.

Auf Augenblicke hegte die Königin gleichwohl noch Pläne und Hoffnungen; aber alle solche Gedanken und Eingebungen waren ohne Dauer und verschwanden sehr bald. Der König stand der Königin zur Seite und benahm ihr jede Illusion, selbst jeden Gedanken an die Zukunft. Wie war auch zu hoffen, wie konnte man sich auch zu einem Staatsstreich, zu einem plötzlichen Aufraffen, zur Kühnheit einer Vertheidigung ermannen, mit einem Könige, dessen Geduld sein einziger Heldenmuth war? Da mußte die Königin bald aus den Träumen und den Illusionen in eine trostlose Resignation fallen. Mit gefesselt durch die Schwäche ihres Gemahls weinte sie über diese Schwäche; aber, eifersüchtig auf die Autorität und die Würde der königlichen Person, stieß sie auch die Idee zurück, zu zeigen, was „eine Frau und ein Kind zu Pferde" vermögen. Sie begab sich jeden eigenen Planes und wollte Nichts auf eigene Hand unternehmen, aus Furcht, den König zu verkleinern, ihn herabzusetzen und um's Ansehen zu bringen; so vertraute sie den Tugenden des Königs, wartete mit und meinte, „daß die Pflichten einer Königin, die nicht Regentin sei, zur Unthätigkeit zwängen und zur V o r b e r e i t u n g a u f d e n T o d."

Das zweite Föderationsfest fand statt. Die Königin begab sich nach dem Marsfelde und glaubte die Tuilerien nicht wieder zu sehen. Im Schlosse zitterte man für sie; aber am Abend kehrte die Königin zurück und ihre nicht gehoffte Rückkehr wurde mit den Worten begrüßt:

„Gott sei gelobt! der 14. Juli ist vorüber."

Um diese Zeit versuchte zum Wohl der Königin einer ihrer Feinde ihr Vorschläge zu machen, die sie unangenehmer berührten, als Alles, was ihr dieser Feind bisher angethan hatte. Lafayette nämlich, zitternd für den Erfolg seiner Ideen, beunruhigt und niedergedrückt durch die Verletzung seiner constitutionellen Charte und den Anblick der Gefahren einer unmöglichen Regierung, die den König unter die Gesetze stellte und ihn verantwortlich für die Handlungen ihm aufgedrungener Minister machte; Lafayette, berührt von Allem, was geschah und was sich vorbereitete, in der Eigenliebe seiner Theorien durch den 20. Juni schwer verletzt; erstaunt und auch, man muß es sagen, beschämt über die Schuld, in die die Revolution einen rechtschaffenen Mann gezogen hatte, verließ jetzt die Armee, kam in die gesetzgebende Versammlung, sprach über den 20. Juni, erklärte, daß die Verfassung in den Augen der ganzen Nation verletzt worden sei und verlangte, daß die Urheber und Begünstiger eines solchen Verbrechens belangt und bestraft würden; dann, nachdem er die Versammlung verlassen hatte, suchte er um eine Unterredung mit der Königin nach.

Die Revolution, das Unglück, eine Erfahrung über Menschen und theuer erkaufte Dinge, hatten die Königin nach und nach vorsichtig, fast mißtrauisch gegen dergleichen Unterstützungen gemacht. Wenn sie ihr Leben, die Geschichte der letzten Jahre erwog, so mußte sie in der That Angst vor Fallen und Verräthereien haben. Setzte sie sich auch über ihre Antipathien hinweg und vergaß den elenden Mißbrauch ihres Vertrauens und verzieh gern allen ihren persönlichen Feinden, so vermochte sie doch nur sehr schwer ihre Vorurtheile gegen solche Männer zu unterdrücken, welche sie als Verräther des Königthums betrachtete. Sie glaubte nicht mehr recht an so spät sich geltend machende Gewissensbisse, und die Zeit schien ihr dahin zu sein, wo das Heil des Thrones noch in der Hand von Revolutionairen lag, welche die Revolution mit der Befriedigung ihres

Ehrgeizes, ihrer Ideen und ihres Gewissens aufzuhalten vermochten. Konnte sie denn auch wohl Vertrauen zu den dem Königthum unter Bedingungen angebotenen Diensten, zu der Umkehr von Männern von 1789, von 1790 und 1791 hegen, welche, von den Ereignissen überschritten, sich jetzt dem Könige näherten, weniger um ihn, denn um ihre Systeme zu retten? Ein Einziger hatte ihr Vertrauen eingeflößt, das war Barnave gewesen. Aber Barnave hatte sich ohne Hintergedanken angeboten; seine Ergebenheit stieß Belohnungen zurück, und in dem Opfer seiner Person hatte er keineswegs den Triumph seiner Grundsätze angestrebt.

Vor Lafayette hatte schon der General Dumouriez, erschreckt von dieser „bis zur Canaille der Umstürzler" gesunkenen Revolution, um eine Unterredung mit der Königin ersucht, und diese hatte ihn vor sich niederknieen sehen. Aber vergebens hatte er sie beschworen, indem er ihr den Saum des Kleides geküßt und demüthig und gebeugt vor der Königin stand, sich durch ihn retten zu lassen; Marie Antoinette hatte es abgelehnt, dem General der Revolution sich anzuvertrauen. Aber wieviel größere Abneigung hegte sie nicht noch gegen Lafayette, den Helden Amerika's, der das Lob, das sie einst seinem Muthe gezollt, vergessen hatte; den ehemaligen Adligen, der gegen die Monarchie sich gekehrt! Das war ja der Mann, der seiner Popularität zu Gefallen die schlimmsten Tage für die Königin mit bereiten geholfen und der am 6. October Nichts von sich hatte hören und sehen lassen. Lafayette war es ja gewesen, der Schuld an der Verhaftung zu Varennes trug und sich zum Kerkermeister der Königin gemacht hatte; der die Königin überall, in Paris, in Versailles, in ihrem Unglück, bis in ihr Zimmer und Familienleben verfolgt hatte! . . . . Marie Antoinette sagte, „daß es besser sei zu verderben, als ihre Rettung dem Manne zu schulden, der ihr das meiste Böse zugefügt," und sie wies auch die Vorschläge Lafayette's zurück.

Nun aber überstürzten sich die Dinge. Die Insulte um das Palais setzten alle Rücksicht, die Drohungen alles Schamgefühl hintan. Unter denselben Fenstern der Königin, unter denen man Raketen hatte steigen lassen und Marlborough's Tod an dem Tage gesungen, an dem die Nachricht vom Tode ihres Bruders Leopold eingetroffen war, schrie man jetzt das „Leben Marie Antoinette's" aus und zeigte den Vorübergehenden gemeine Bilder. Als der Garten der Tuilerien geschlossen ward, ließ die Versammlung die Terrasse der Feuillants dem Volke öffnen, und von hier aus gesticulirten Männer und Frauen so schamlos gegen die Königin, daß diese zwei Mal genöthigt war, sich von den Fenstern zurückzuziehen, und mit ihren Kindern gar nicht mehr auszugehen. Zuweilen gab sie mit vor Aufregung zitternder Stimme ihren erschreckten Frauen den Entschluß kund, in den Garten zu gehen und dem Schimpf selbst zu antworten.

„Ja," rief sie aus, indem sie durch das Zimmer schritt, „ja, ich werde zu ihnen sprechen: Franzosen, man hat die Grausamkeit gehabt, euch zu sagen, daß ich Frankreich nicht liebe, ich, die Mutter eines Dauphin!" Aber bald gab sie diese Idee, ein Volk von Schmähenden zu rühren, wieder auf.

Diese Marter dauerte sieben Monate. Man lese diesen herzzerreißenden Brief der Königin an Frau von Polignac, vom 7. Januar 1792, wo diese Marter ihren Anfang nahm:

„Ich kann dem Vergnügen, Sie zu grüßen, nicht widerstehen, mein theures Herz; aber es kann nur flüchtig geschehen, denn die sich darbietende Gelegenheit ist eilig, obwohl sicher, und gestattet wohl ein Wort einem großen, für Sie bestimmten Pakete beizulegen. Wir sind wie Verbrecher überwacht, und wahrhaftig, dieser Zwang ist schrecklich unerträglich; ohne Aufhören für die Seinigen fürchten zu müssen; sich keinem Fenster mehr zu nahen, ohne von Insulten berührt zu werden; die

armen Kinder nicht mehr in die Luft bringen zu können, ohne diese lieben Unschuldigen den Schmähenden ausgesetzt zu sehen — welch' eine Lage, mein theures Herz! Und wenn man nur noch seine eigenen Leiden hätte; aber nun noch für den König zu zittern, für Alles, was Einem in der Welt am theuersten ist, für die anwesenden und für die entfernten Freunde, das ist eine zu schwere Last, um sie zu tragen. Aber ich habe es Ihnen schon gesagt, Sie müssen mich unterstützen. Adieu, mein theures Leben, hoffen wir auf Gott, der unser Gewissen sieht und der weiß, ob wir nicht mit der wahrhaftigsten Liebe für dieses Land beseelt sind. Ich küsse Sie."

„Am 7. Januar." „Marie Antoinette."

Die Königin war so weit gekommen, ihren Schmerz nicht mehr ertragen zu können und das Ende solcher schrecklichen Existenz zu wünschen.

Am 9. August, zwischen elf Uhr und Mitternacht, vernahm die Königin Generalmarsch vom Stadthause her.

Sie wußte sofort Alles; sie hatte die Rapporte gelesen und die Emissaire vernommen; sie kannte das Complott der Bundesmänner, die geheimen Versammlungen in einer Schenke, die außerordentliche Zusammenberufung der Clubs, der achtundvierzig Sectionen, der Pariser Gemeinde zu einer Generalversammlung; sie wußte, daß Petion, Danton und Manuel im Gemeinderath herrschten und Commissaire ernannt waren, um die Vorstädte aufzuwiegeln. Auch das war ihr nicht unbekannt, daß die Hälfte der Nationalgarde der Jacobinerpartei angehörte, daß man nur auf das Zeichen lauerte und die Männer des 20. Juni sich wieder eingefunden hatten. Die Königin erwartete Alles; der Tag war endlich da, auf den sie sich längst gerüstet hatte.

Marie Antoinette ging jetzt zum Dauphin; er schlief. Ein Flintenschuß knallt auf dem Hofe der Tuilerien.

„Da ist der erste Schuß," ruft sie, „unglücklicher Weise wird es nicht der letzte sein!"

Sie geht zum Könige mit der Prinzessin Elisabeth. Petion kommt.

„Mein Herr," sagt ihm Ludwig XVI., „Sie sind Maire der Hauptstadt, und der Generalmarsch wird überall geschlagen. Will man den 20. Juni wiederholen?"

„Sire," antwortet Petion, „der Generalmarsch wird ohne meinen Willen geschlagen; aber ich gehe augenblicklich nach dem Stadthause und dieser ganze Tumult wird vorüber sein."

Petion wollte gehen.

„Herr Petion," sagte ihm noch die Königin, „die neue Gefahr, die uns bedroht, wurde unter Ihren Augen vorbereitet, wir können nicht daran zweifeln. Sie schulden daher dem Könige den Beweis, daß Sie dem Attentate feind sind. Unterzeichnen Sie also, unterzeichnen Sie als Maire den Befehl an die Pariser Nationalgarde, Gewalt mit Gewalt zurückzuschlagen, und," fügte sie noch hinzu, „bleiben Sie beim Könige."

Petion erröthet, schlägt die Augen vor dem Blick der Königin nieder und unterzeichnet den Befehl. Die Königin hatte so die Ehre des Königs gerettet; er kann nun mindestens mit dem Gesetz in der einen, mit dem Degen in der anderen Hand sterben!

Mit Tagesanbruch benachrichtigte der Generalcommandant der Nationalgarden, Mandat, den König, daß er nach dem Stadthause gerufen sei, um mit den Vertretern der Gemeine sich zu berathen. Die Königin fleht Mandat an, den König nicht zu verlassen; aber Ludwig XVI. selbst befiehlt ihm, der Vorladung der Gemeine zu folgen.

Mandat geht, indem er sagt: „Ich werde nicht wiederkommen!"

Eine Stunde später trug man seinen Kopf auf einer Pike umher!

Ein Decret der Legislative, welches nach dem Schlosse kam, entbot Petion in die Versammlung. Die Königin beschwor den König, ein solches Decret zu cassiren; sie stellte ihm vor, wie ihm, wenn er diese Garantie verliere, nur die Ohnmacht gegen alle Attentate übrig bleibe; — aber Ludwig XVI. gehorchte der gesetzgebenden Versammlung und ließ Petion gehen.

Um vier Uhr verließ die Königin das Zimmer ihres Gemahls und meinte zu ihren Frauen, „daß sie nun Nichts mehr hoffe.“ Gleichwohl gab sie im Stillen ihre Befehle, ließ den Aufmarsch der ergebenen Sectionen beschleunigen und vergaß Nichts, um den Sturm zu beschwören; ja, sie ließ sogar die Büffets in der Dianengallerie durch ihre Leute anrichten. Sie wollte ihrer Umgebung ein ruhiges Antlitz zeigen und es gelang ihr auch; aber ihren Befürchtungen entwand sich doch auch manches Wort.

„Welch ein herrliches Wetter!“ sagte sie zu Herrn von Lorry, indem sie an ein Fenster nach dem Carousselhofe trat; „welch ein schöner Tag wäre dies, wenn der Tumult nicht wäre!“

Um halb sechs Uhr durchschritt die Königin mit dem Könige und den Kindern die Säle und Gallerien, in denen seit dem Abend vorher dreihundert Edelleute, darunter mehrere Greise und manche fast noch Kinder, die Stunde erwarteten, um ihr Blut hinzugeben.

„Es lebe die Königin! Es lebe der König!“

Es war Ein Ruf aus allen diesen Herzen.

Die Königin bestimmte nun ihren Gemahl, in den Garten herab zu gehen und die Reihen der Sectionen der Nationalgarde zu durchschreiten.

„Alles ist verloren!“ rief sie aus, als der König wieder

heraufkam; indessen faßte sie wieder Muth und drückte ihn auch durch Worte aus, als sie einige Grenadiere sich in den Gemächern und mitten in den Reihen des Adels postiren sah. Als nun ein Major der Nationalgarde die Entfernung der bewaffneten Edelleute zu verlangen wagte, entgegnete sie hastig:

„Das sind unsere besten Freunde, unsere besten Stützen. Stellt sie vor die Mündungen der Kanonen und sie werden Euch zeigen, wie man für seinen König stirbt!"

Und sich darauf gegen die herzugekommenen Grenadiere wendend, sagte sie:

„Beunruhigt Euch nicht über diese braven Leute; sie sind Eure Freunde wie die unsrigen; unsere Interessen sind gemeinschaftliche; Alles, was Euch am Theuersten ist, Frauen, Kinder, Eigenthum, — Alles hängt von diesem Tage ab!"

Es war eine große und feierliche Minute der Geschichte. Das Herz schlug diesen Hofleuten vor Ungeduld nach dem Tode. Das Volk wälzte sich heran . . . . Eine Deputation des Departements-Directoriums wurde angekündigt. Der General-Procurator der Gemeine, Roederer, verlangte den König ohne andere Zeugen, als seine Familie, zu sprechen.

„Sire," sagte er, „Eure Majestät hat nicht fünf Minuten mehr zu verlieren; es giebt für Sie keine andere Sicherheit, als in der Nationalversammlung."

In wenigen bewegten Worten zeichnete er nun die Situation, die Unmöglichkeit jeder Vertheidigung, die Unzuverlässigkeit der Nationalgarde und der Soldaten, welche die Kanonen vernagelten. Der Spitzenhändler der Königin und Verwalter des Departements nahm darauf das Wort, um Roederer beizupflichten.

„Schweigen Sie, Herr Gerdret," sagte ihm die Königin; es gebührt Ihnen nicht, hier die Stimme zu erheben, schweigen Sie, mein Herr . . . . lassen Sie den Herrn General-Procurator reden."

Und sich lebhaft gegen Roederer wendend, rief sie:

„Aber, mein Herr, wir besitzen noch Mittel . . . .“

„Madame, ganz Paris rückt an.“

Die Königin jedoch hörte nicht mehr auf Roederer; sie sprach mit dem Könige, sie sprach zum Vater des Dauphin, zum Erben des Thrones Heinrich's IV. und Ludwig's XIV., zum Ehrgefühl Ludwig's XVI., zu seinem Herzen . . . . Der König blieb stumm.

Roederer stellte ihm die Gefahr seiner ganzen Familie vor. Die Königin widersetzte sich vergeblich mit Allem, was sie an Worten und Kräften besaß, Roederer's Ansinnen.

„Hier ist Nichts mehr zu thun,“ murmelte der König; dann seine Stimme erhebend, sagte er:

„Ich will, daß man uns ohne Verzug nach der gesetzgebenden Versammlung führe; ich will es.“

„So werden Sie zuvor, mein Herr, befehlen, daß ich an die Mauern dieses Palastes genagelt werde!“ rief die Königin empört aus. Aber die Frauen ihrer Umgebung, die Fürstin von Tarente, Frau von Lamballe, die Prinzessin Elisabeth beschworen sie mit Thränen in den Augen. Die Königin brachte nun dem Könige auch ihren letzten Willen noch zum Opfer.

„Herr Roederer! Meine Herren,“ sagte sie, sich gegen die Deputation wendend, „bürgen Sie für die Person des Königs und für die meines Sohnes?“

„Madame,“ entgegnete Roederer, „wir bürgen dafür, daß wir an ihrer Seite sterben wollen.“

„Wir kommen wieder!“ rief die Königin, indem sie ihre verzweifelten Frauen zu trösten versuchte, und, begleitet von der Frau von Lamballe und Frau von Tourzel, folgte sie dem Könige.

Während der langsamen Fahrt vom Schlosse bis zur gesetzgebenden Versammlung weinte sie, trocknete ihre Thränen und weinte wieder. Trotz des Spaliers von Schweizersoldaten und

Grenadieren der Nationalgarde umringte sie das Volk und bedrängte sie so sehr, daß ihr Uhr und Börse gestohlen wurden. Gegenüber dem Café der Terrasse angekommen, überschüttete man die Wagen mit Blättern.

„Viel Blätter," sagte der König; „sie fallen in diesem Jahre sehr früh ab!"

Am Fuße der Treppe nach der Terrasse schwangen Männer und Weiber Stöcke und versperrten der königlichen Familie den Weg.

„Nein," schrie die Menge, „sie sollen nicht in die Versammlung treten! Sie sind Schuld an all unserem Unglück; das muß aufhören! Nieder! nieder mit ihnen!"

Endlich gelang es der königlichen Familie durchzukommen. Beim Eintritt in den Corridor der Feuillants, der voller Menschen war, riß ein Mann der Königin den Dauphin fort, den sie an der Hand hielt, und nahm ihn auf seine Arme. Die Königin stieß einen Schrei aus.

„Haben Sie keine Furcht; ich will ihm kein Leid anthun;" und der Mann gab das Kind an den Saalthüren seiner Mutter zurück.

In die Versammlung gekommen, setzte sich die Königin und die königliche Familie auf die Stühle der Minister.

„Ich bin hierhergekommen," sagte der König, der einen Fauteuil zur Linken des Präsidenten eingenommen hatte, „um ein großes Verbrechen zu verhüten."

Die Königin hatte den Dauphin neben sich gesetzt.

„Man trage ihn an die Seite des Präsidenten!" schrie eine Stimme; „er gehört der Nation! die Oesterreicherin ist seiner Liebe unwürdig!"

Ein Huissier nahm das Kind, das vor Schrecken weinte und sich an seiner Mutter festhielt.

Die Constitution indessen verbot der Versammlung, vor dem König zu berathen: die königliche Familie ward daher in

die vergitterte Loge hinter dem Fauteuil des Präsidenten geführt; es war die Loge des „Logographen."*) Ein König, eine Königin, ihre Kinder, ihre Familie, ihre letzten Minister, ihre letzten Diener, wurden so in einen Raum, von zehn Fuß Geviert und der Sonnenhitze ausgesetzt, eingepferchte. Draußen tobte das Freudengeschrei über die Köpfe, die man auf den Piken trug; ein Musketenfeuer dröhnte; dann Kanonenschläge .... In der Versammlung, einige Schritte und vor den Augen der Königin, die so gern als König gefallen wäre, waren Deputationen der Gemeinde, Redner der Vorstädte; man brachte Anträge auf Absetzung ein, blutige Mörder leerten auf dem Bureau ihre Taschen; endlich las Vergniaud das Decret vor:

„Das französische Volk wird aufgefordert, einen Nationalconvent zu bilden ... der Chef der ausübenden Macht ist suspendirt ..."

Am Abend um sieben Uhr gab es im Dunkel ihres dumpfen Gefängnisses, vom Morgen ab kaum durch einige Tropfen Wasser mit Johannisbeeren aufrecht erhalten, in Thränen aufgelöst, in Schweiß gebadet, naß die Kleider und das Sacktuch von Thränen, mit dem Kopf ihres eingeschlafenen Sohnes auf den Knieen, ein unglückliches Weib, das einst Königin von Frankreich gewesen .... Sie verlangte ein Taschentuch: Keiner von Denjenigen, welche sie bis hierher begleitet hatten, konnte ihr eins reichen, das nicht das Blut ihrer letzten Vertheidiger gestillt hätte!

Die Marter dieser Sitzung endigte erst um zwei Uhr Morgens. Die Königin wurde dann in die Zellen des ehemaligen Klosters der Feuillants geführt, die oberhalb der Bureaux der

*) Der „Logographe" war ein sehr tüchtiges, unparteiisches Journal jener Zeit, welches die Berichte der Sitzungen zum Verdruß der Jacobiner sehr getreu wiedergab. Daß man den König in diese Loge sperrte, verhinderte zugleich, daß der „Logographe" über die Sitzung des 10. August berichten konnte. Bald darauf wurde er auch gänzlich unterdrückt.

Anm. d. Uebers.

Versammlung und in Eile möblirt und hergerichtet waren. Beim Licht der Kerzen, die man in Flintenläufe gesteckt hatte, schritt die Königin an den noch blutigen Piken vorbei, mitten durch ein Volk, welches den Refrain brüllte:

Madame Veto avait promis
De faire égorger tout Paris. . . .

Zitternd für ihren erschreckten Sohn, nahm die Königin ihn aus den Händen des Herrn d'Aubier und flüsterte ihm Etwas in's Ohr; und das Kind stieg die Treppe voller Freude hinauf:

„Mama," sagte das arme Wesen, „hat mir versprochen, mich in ihrem Zimmer zu betten, weil ich so artig war vor diesen bösen Menschen."

Als die königliche Familie schlief, schrie man nach dem Tod der Königin, und der Ruf: „Werft uns ihren Kopf herab" drang bis zu den Ohren des Königs. .

Am andern Morgen früh reichte die Königin trostlos einigen ihrer Frauen, die herzukamen, um ihr ihre Dienste anzubieten, die Hand.

„Wir sind verloren," sagte sie zu ihnen, „alle Welt hat an unserem Verderben mitgeholfen."

Als der Dauphin mit Madame in ihr Zimmer trat, sagte sie:

„Arme Kinder! wie grausam, ihnen eine so schöne Erbschaft nicht übergeben zu können und sagen zu müssen: Mit uns ist Alles dahin!"

Dann sprach die Königin von den Tuilerien, fragte nach den Todten, beunruhigte sich über die Personen, die sie liebte, über die Fürstin von Tarente, die Herzogin von Luynes, Frau von Mailly, Frau de la Roche-Aymon und ihre Tochter.

Wäsche, Kleider, Alles fehlte der Königin und den Ihrigen. Sie war genöthigt, für den Dauphin die Kleider des Sohnes der englischen Gesandtin, Gräfin von Sutherland, anzunehmen,

und Herrn d'Aubier die Ehre zu erweisen, eine Rolle von 50 Louisdors von ihm zu borgen.

Am Tage nach dem 10. August und während der beiden folgenden Tage war die Königin gezwungen, dem Schauspiel in der Versammlung beizuwohnen, und die Petitionen mit anzuhören, welche die Köpfe der Schweizer verlangten.

Eines Morgens, als sie wieder nach dem „Logographe" geführt ward, sah sie im Garten Neugierige, deren Kleidung anständig und deren Haltung ruhig war; sie grüßte deshalb. Da rief einer dieser Männer herauf:

„Du brauchst Dir nicht mehr Mühe zu geben, mit dem Kopf graziös zu nicken; Du wirst ihn nicht lange mehr haben!"

Die Versammlung ward endlich der Demüthigung der Besiegten müde. Sie schickte sie in's Gefängniß, und die Königin ward nach dem Temple geführt, mit einem zerrissenen Schuh, so daß ihr Fuß daraus hervorsah.

„Man wird es nicht glauben," meinte sie lächelnd, „daß die Königin von Frankreich keine Schuhe hat!"

VII.

Die Königin im zweiten Stockwerk des kleinen Thurmes des Temple. — Trennung von Frau Lamballe. — Der Gemeindevorsteher vom 10. August, Manuel. — Spionage um die Königin. — Ihre Leiden. — Beschimpfungen. — Ihre Trennung vom Könige. — Die Königin im großen Thurm. — Drouet und die Königin. — Berathungen der Gemeine über die Forderungen der Königin. — Proceß des Königs. — Letzte Zusammenkunft der Königin und des Königs. — Nacht vom 20. zum 21. Januar 1793.

Am 13. August, Abends, wurde der Temple illuminirt und blieb zum Zeichen der Freude während der ganzen Nacht erleuchtet: Die Revolution hatte die Monarchie vernichtet.

Im zweiten Stockwerk des kleinen Thurmes war die Königin, neben ihr Madame royale in dem ehemaligen Gemach des Archivars des Maltheserordens. Frau von Lamballe war in der Nähe der Königin in einer Art Vorzimmer, welches das Zimmer der Königin von demjenigen trennte, in dem sich der Dauphin, Frau von Tourzel und die Dame Saint-Brice befanden. Die lange Nacht, diese erste Nacht im Temple, verfloß nur schnell für die ermüdeten Kinder!

Fünf Tage vergingen. Am 18. August, als gerade die königliche Familie im Zimmer des Königs dinirte, meldeten zwei Municipalofficiere dem Könige, daß in Folge eines Befehls der Gemeinde alle dienstthuenden Personen, welche mit in den Temple gegangen seien, unter sicherem Schutz denselben zu verlassen hätten. Um fünf Uhr kam Manuel in den Temple. Die Königin machte ihm Vorstellungen, und Manuel versprach, den Befehl aufheben zu lassen. Plötzlich, in der Nacht zum 19., kamen zwei Municipalofficiere, um alle diejenigen Personen zu entfernen, die nicht zur Familie Capet gehörten. Hue und Chamilly, die beiden Officiere, gingen aus dem Zimmer des Königs nach dem der Frau von Lamballe: sie fanden die Königin und ihre Kinder, die Prinzessin Elisabeth, Frau von Lamballe, Frau und Fräulein von Tourzel eng miteinander verschlungen und aufgelöst in Thränen.

Eine letzte Umarmung! Erste Thränen der Trennung von der Königin, welche bereits das Mitleid um sie her erregten! Ja, in diesen Kerkermeistern, welche die Revolution unter den Söhnen ihres Glücks und ihres Genius, unter den echtesten und hartherzigsten ausgesucht hatte, regte sich das Mitleid und sie waren bewegt. Sie hatten, als sie ihren Posten übernahmen, Hartherzigkeit geschworen; sie vergaßen ihren Eid, sobald sie die Schwelle des Temple überschritten. Zu der verführerischen Grazie, welche die Königin sonst schon entfaltet hatte, gesellte sich jetzt noch die Würde eines großen Schmerzes, und die

Königin war auch noch in diesem Thurm des Temple seine Königin: sie weinte, und die Kerkermeister wurden wieder Menschen.

Der Generalprocurator der Commune seit dem 10. August, Manuel, dieser Republikaner vor der Republik, der dem König geschrieben hatte: „Sire, ich liebe die Königin nicht;" dieser Feind der Königin, der sich zum Kundgeber der Animositäten der Revolution gegen die Königin in seinem bekannten „Brief an die Königin" gemacht hatte, auch dieser Manuel fürchtete und floh den Blick Marie Antoinettens, als er erfuhr, daß sie von ihrer Freundin Lamballe und von Frau von Tourzel getrennt werden sollte. Er versprach der Königin einen Aufschub dieser Verordnungsvollstreckung: er schämte sich dann freilich dieser Schwäche und erröthete darüber; er hätte gern diese Fessel des Mitleids gebrochen und sie für die alten Cynismen der Revolution abgestreift; er ließ freilich die Gemeine durch sein Gespött über „das von einer königlichen Familie verlangte Zubehör, das man abschaffen müsse," lachen. Ja, trotz des Mitleids, sprach er noch mit der Freude und dem Hochgefühl eines Menschen, der sich mit Stolz am Ziele seiner Rache sieht, über die Thränen der Königin, über die Thränen dieser „hochmüthigen Frau, die Nichts beugen kann;" er erfand, um der Versuchung zu entgehen, zwischen sich und der Königin sogar eine Grobheit, dadurch nämlich, daß er sich äußerte:

„Ich habe unter Anderem der Frau des Königs gesagt, daß ich zur Bedienung Frauen meiner Bekanntschaft geben wollte, worauf sie mir antwortete, daß sie deren nicht nöthig habe und daß sie und ihre Schwester sich gegenseitig aushelfen würden; worauf ich dann wieder entgegnete: Sehr gut, Madame, da Sie von meiner Seite keine Frauen zu Ihrer Bedienung annehmen wollen, so bedienen Sie sich selbst und Sie werden über eine Wahl nicht in Verlegenheit gerathen. . . ."

Es war die letzte Prahlerei Manuel's; er verläumdete sich

dann selbst nicht mehr, sondern widmete sich gänzlich und ungeheuchelt diesen Thränen „der Frau des Königs."

Manuel war einer jener zarten und empfindlichen Naturen, die sich gern den Schwachen, den Unterdrückten und Besiegten hingeben. Es war eine Kindesseele, welche die Revolution trunken von Theorien und Luftschlössern gemacht hatte; einer jener Männer, die fern den Aufregungen der Welt sich für stark halten und exaltiren, sich einen Charakter bilden, ein römisches Herz beilegen und, gänzlich in ihre Träume und Ideen versunken, sich eine mitleidslose Strenge der Grundsätze vornehmen, und mit einer rücksichtslosen Feder die kalte, empfindungslose Gerechtigkeit und Moral predigen. Aber da Alles nur künstlich errichtet war, so bricht es auch über Nacht zusammen, und Charaktere dieser Art sieht man plötzlich wieder in ihre alten Schwächen zurückgefallen; sie sind, sonst so ehern, dann dem Mitleid, dem menschlichen Gefühl, der leichtesten Empfänglichkeit zugänglich und vermögen sich jedem Unglück theilnehmend zuzuwenden.

So auch Manuel: er war nicht mehr der alte. Was Niemand früher geglaubt hätte — er war jetzt der Correspondent der Königin; er ließ, gesenkten Hauptes, über sich die Zornausbrüche und die Empörung der Königin über die Gräuel des Septembers ergehen; er war der edle Mensch, welcher während des Prozesses der Königin allein und in einen Winkel des Verhörszimmers in der Conciergerie gedrückt, sich unendlichem Schmerze überließ und, überdrüßig seines Lebens, es verschmähte, seine Empörung und seine Trauer den Henkern zu verbergen!

Nach der Trennung von ihren Frauen „blieben wir alle Vier ohne Schlaf," wie sich Madame royale, die Tochter Ludwig's XVI., in ihren Memoiren ausdrückt. Aber ach! noch andere Trennungen erwarteten die königliche Familie und diese bildete nur den Anfang dieser Kette.

Die Königin, die keine Frauen mehr zu ihrer Bedienung hatte, verrichtete nun selbst die Dienste, deren sie bedurfte; sie kleidete den Dauphin an, den sie in ihr Zimmer genommen hatte, und war glücklich, als sie, Ende August, durch Clery sich mindestens kämmen lassen konnte.

Aber das bildete nicht die Qual ihres neuen Lebens; diese Entbehrungen machten sie nicht unglücklich; sie waren die geringsten unter so vielen Leiden. Eine andere Qual verbitterte ihr jede Stunde, nämlich, daß mit Hue zusammen die diensthabenden Municipalbeamten in ihr Zimmer kamen und daselbst den ganzen Tag über blieben, um zu spioniren und zu überwachen. Das Weib, die Mutter war nur in den Momenten frei, die sie den acht Stunden raubte, welche man ihr zum Schlafen bestimmte. Während des ganzen Tages dagegen horchte Denys und sahen die Augen der Gemeinde in das Zimmer Marie Antoinettens. Keine Bewegung, kein Wort, kein Blick, keine Liebkosung, die nicht Zeugen und Angeber gehabt hätte! Keine Secunde, in der Marie Antoinette sich angehörte oder ihre Familie genießen konnte — immer und immer diese Menschen, welche sie bis in das Zimmer verfolgten, in das sie sich flüchtete, um ihre Kleider zu wechseln! Das war die Qual dieses Lebens, eine Qual, die sich unaufhörlich erneuerte, ohne je zu enden. Selbst in der Nacht wachten in dem Vorzimmer, in dem sonst Frau von Lamballe geschlafen hatte, die Municipalbeamten und lauschten und spionirten auf die schlafende Königin.

Und doch war die Königin noch nicht verzweifelt; sie glaubte noch immer an Frankreich und an die Vorsehung. Während der schlaflosen Nächte, halb im Fieber, arbeitete ihre Einbildungskraft, und beim geringsten Geräusch flogen ihr Illu=

sionen durch die Phantasie. Sie horchte und wartete, und es schien ihr, als wenn ein so böser Traum plötzlich verschwinden müsse.

Marie Antoinette war auf Nichts vorbereitet; erst später fand sie die Standhaftigkeit ihrer Mitgefangenen, der Prinzessin Elisabeth, die schon seit der Flucht nach Varennes sich auf die Zukunft muthig gefaßt gemacht hatte, indem sie „Gedanken über den Tod" gelesen. Marie Antoinette ward es schwer, sich in ihr Unglück zu finden und, wie die Prinzessin Elisabeth, sich mit der Resignation vertraut zu machen. Sie gehörte mehr menschlichen Schwächen an und mochte die Launen und den Trotz ihres Geschlechts nicht so leicht aufgeben. Da sie empfindlich und wegen der Zartheit ihres Wesens leicht verwundbar war, so mußte sie auch alle Bitterkeit des Martyriums ausgenießen. Weniger Herrin ihres Blutes und ihres Charakters als die Prinzessin Elisabeth, die alle Beleidigungen nur durch dies christliche Wort: „Göttliche Güte!" beantwortete, zitterte die Königin und bebte vor Zorn, und da sie dem Schimpf entgegentrat, mußte sie denselben auch bis auf's Aeußerste erleiden. Selbst körperlich wurde die Königin mehr gepeinigt, denn die heftigen Aufregungen hatten bei ihrem nervösen Temperament die bittersten Leiden zur Folge.

Lange Zeit kam und ging die Hoffnung zu dieser armen Frau, die bald zagend, bald vertrauend, plötzlich ihre Thränen trocknete und dann ebenso schnell dem Kummer anheimfiel; oft kehrte ihre jugendliche Spannkraft zurück, und in einem Anfall dieser Laune taufte sie scherzhafter Weise einen furchtsamen Commissair, der alle ihre Fragen nur mit einem Kopfnicken beantwortete, die Pagode. Aber bald fiel sie wieder in Niedergeschlagenheit zurück. Noch einmal hoffte sie, an dem Tage, an dem Malesherbes sich zum Vertheidiger des Königs anbot, und noch einige Tage nachher konnte sie nicht die Kraft finden, der Qual einer solchen Hoffnung zu entsagen.

Noch gehörte die Königin der Welt; sie war an diese durch ihren Gatten, durch ihren Sohn gebunden, und es bedurfte des Todes ihres Gatten, der Beraubung ihres Sohnes, um Marie Antoinette von der Höhe aller menschlichen Schmerzen zu jenen himmlischen Visionen, zu jenen Inspirationen Gottes zu erheben, welche die Prinzessin Elisabeth antrieben, vor dem Bett der Königin, zur Seite der Commissaire, die sie nicht sah, ohne Gedanken an die Welt, die sie nicht mehr verstand, niederzuknieen!

Die königliche Familie aß am 3. September beim Könige zu Mittag. Die Königin hatte die Verlegenheit und die Schamröthe Manuel's vergessen, die dieser an den Tag gelegt, als sie ihn nach dem Befinden der Frau von Lamballe befragt hatte. Stotternd hatte er darauf erwidert, „daß sie in la Force sei."

Plötzlich vernahm man Lärmen, Trommelwirbel, Wuthgeschrei des Volks. Die königliche Familie stürzte vom Tische fort nach dem Zimmer der Königin. Clery kommt so bleich herbei, daß die Königin ihn frägt:

„Weshalb kamen Sie nicht zu Mittag?"

„Madame, mir ist unwohl."

Die Municipalbeamten sprechen leise in einem Winkel des Zimmers. Draußen mehrt sich der Lärmen; Schmähungen gegen die Königin ertönen und schlagen deutlich an das Ohr Marie Antoinettens. Ein Municipalsoldat und vier Männer des Volks dringen jetzt in's Zimmer: das Volk will, daß die Gefangenen an's Fenster treten. . . .

Die Unglücklichen! Sie thuen es! . . .

Der Municipalbeamte Mennessier stürzt an's Fenster, reißt die Vorhänge vor und stößt die Königin zurück. . . .

Der König frägt, was sich ereigne?

„Nun!" sagt einer der Männer, „da Sie es wissen wollen

... es ist der Kopf der Frau von Lamballe, den man Ihnen zeigen will!"

Der Königin entfährt kein Schrei; sie wird nicht ohnmächtig. Todt vor Schrecken bleibt sie starr, versteinert, unbeweglich gleich einer Statue. Sie hört Nichts mehr vom Volksgebrause; sie sieht ihre Kinder nicht. . . . Während des ganzen Tages hat sie kein Wort, keinen Blick, als wenn hinter den Fenstervorhängen noch immer dieser blutige Kopf mit blonden Haaren wäre!

Das monotone Gefängnißleben fing dann wieder von Neuem an.

Um acht Uhr, nachdem der König bedient war, kam Hue oder Clery zur Königin, die sie, ebenso wie den Dauphin, jedesmal schon aufgestanden fanden. Nachdem darauf die Municipalbeamten eingetreten waren, ging der Dauphin zum König; während dieser oben seinem Sohne lateinischen und geographischen Unterricht ertheilte, unterwies die Königin unten ihre Tochter in der Religion. Sie lehrte sie auch singen und zeichnen, nach Kopfmodellen, welche Herr van Blaremberg geschickt hatte.

Bis Mittag trug die Königin eine Linonhaube und ein weißes Mullkleid; dann wechselte sie dasselbe gegen ein braunes, mit kleinen Blumen geziertes Kleid — der einzige Schmuck, den sie bis zum Tode des Königs anlegte.

Um zwei Uhr aß man zusammen beim Könige; wenn dann zuweilen der König versuchte, sich nach dem Diner in sein Zimmer zu begeben, um zu lesen und zu arbeiten, so hielt ihn die Königin zu einer Partie Trictrac oder Karten zurück. Aber selbst das Spiel mahnte oft und drohte für die Zukunft, und wie manches Mal verließ es die Königin zitternd und von Ahnungen gequält! So eines Tags, wo sie beim Piquet den König bis auf die beiden letzten Karten, zwei Aß, gebracht hatte, von deren Wahl nun der Matsch abhing. Der König

zögerte, dann warf er die gute Karte fort. Thränen kamen in die Augen der Königin; der König verstand und antwortete seiner Gemahlin mit einem Lächeln der Resignation.

War der König nicht da, so nähte die Königin mit der Prinzessin Elisabeth. Anfangs beschäftigte sie sich auch mit einer großen Stickerei; wie sie denn überhaupt auch früher in allen Stunden, die nicht für die königlichen Repräsentationen und Etiketten bestimmt waren, sich mit weiblichen Arbeiten befaßt, Möbeln verziert, Teppiche und Stickereien gemacht hatte.

Kam der König wieder, so las die Königin etwas vor. Aber welches Buch, das ihr nicht immer wieder neue Wunden schlug und den jähen Schmerz ungeahnter Anspielungen und Vergleiche hervorrief? Die Königin las vornehmlich Theaterstücke; doch, welche Erinnerungen beschworen auch diese herauf! die alte Jugendlust, die Freude ihrer schönen Jahre, der Theatersaal, ihre ganze Jugend lebte dabei auf! Und diese Marter der Erinnerung begegnete ihr überall. Unter den wenigen Musikstücken, die man auf dem schlechten Klavier gelassen hatte, auf dem sie ihrer Tochter Unterricht ertheilte, war auch eine Piece, betitelt: „Die Königin von Frankreich."

„Wie haben sich die Zeiten verändert!" murmelte die Königin, indem sie es durchblätterte.

Um acht Uhr aß der Dauphin im Zimmer der Prinzessin Elisabeth zu Abend und die Königin wohnte der Mahlzeit bei. Wenn sich dann die Beamten etwas entfernten und das Kind nicht hören konnten, ließ sie es ein kurzes Gebet hersagen. Dann ging der Dauphin zu Bett und die Mutter oder Madame Elisabeth, diese zweite Mutter, wachten bei ihm abwechselnd. Um neun Uhr servirte Clery das Souper beim Könige und brachte derjenigen der beiden Prinzessinnen, die beim Dauphin blieben, zu essen. Dann ging der König an das Bett seines Sohnes, drückte einige Minuten später die Hand seiner Gattin und die seiner Schwester, küßte die Tochter und ent=

fernte sich dann. Die Prinzessinnen legten sich darauf zu Bett und die Königin hatte wieder einen Tag verlebt.

So verging Tag auf Tag, gestern wie morgen, morgen wie gestern. Außer einem Gebet für Frau von Lamballe, welches die Königin noch dem Gebete ihres Sohnes zusetzte, veränderte der September Nichts in diesem Leben. Die Zeit änderte nur Eins: die Königin verließ nämlich die Stickerei, um auszubessern, denn die Wäsche der königlichen Familie war schadhaft geworden. Der Dauphin schlief auf durchlöcherten Betttüchern und die Königin arbeitete in der Nacht mit der Prinzessin Elisabeth an einem der beiden Anzüge des Königs, während derselbe schlief, oder auch an ihrem Oberrock, diesem Oberrock von der Farbe ihrer schönen Haare — „Farbe der Haare der Königin" genannt.

In der ersten Zeit ging auch die Königin in den Garten hinab und ließ ihre Kinder in der Allee der Maronenbäume spielen. Aber die beiden Kerkermeister, Risbey und Rocher, welcher Letztere die königliche Familie am 10. August von den Tuilerien an bis zur Nationalversammlung insultirte, hatten ihr auf der Treppe den Rauch ihrer Pfeifen in's Gesicht geblasen, und unten im Garten hatten die Nationalgarden quer über den aus der Wache hergeholten Stühlen gelegen und gelacht und gehöhnt, während ihrer Promenade sie beschimpft und beleidigt. In dem Garten, in dem Santerre und die Commissaire die königliche Familie herumführten, blieben die Soldaten sitzen und grüßten nicht. Die Kanoniere tanzten um sie herum und verfolgten sie mit dem Ça ira und den Revolutionsgesängen. Die Arbeiter, welche im Garten waren, rühmten sich ganz laut, daß sie mit ihrem Handwerkszeug der Königin den Kopf abschlagen würden. . . .

Ging die Königin wieder in ihr Zimmer hinauf, sangen die Marseiller nach der Arie, mit der einst ihr Sohn eingewiegt wurde:

„Madame à sa tour monte,
Ne sait quand descendra. . . .“

Die Königin ging nun während mehrerer Tage nicht in den Garten hinab; aber die Kinder hatten der Luft nöthig und wollten laufen und spielen. Sie wurden unwohl und krank; so waffnete die Königin sich mit ihrem Muttermuth, durchschritt die gemeinen Reden und betrat wieder den Garten.

So oben wie unten, überall ward die Königin beschimpft und bedroht. Hatte der Garten seine Menschen, so der Thurm seine Mauern: mit Kohle hatte man überall angemalt:

„Madame Veto la dansera!“

Selbst das Echo brachte hierher die Schmähung und das Gespött gemeiner Pamphlete, die Niederträchtigkeiten Bousse-mard's, die „königliche Wirthschaft in Unordnung,“ die „Versuchung Antoinettens und ihres Schweines“. . . . Erweisen wir diesem Koth nicht die Ehre, ihn wieder aufzurühren.

Noch über alle alle diese Beschimpfungen der Königin ging aber eine Gemeinheit, die kein Volk zu keiner Zeit je gegen die Scham einer Frau begangen hat: es gab für die Prinzessinnen keinen anderen Ort, ihre Bedürfnisse zu befriedigen, als den die Beamten und die Soldaten besuchten!

Achtzehn Tage nach dem 3. September neues Getobe auf den Straßen. Die Gefangenen zitterten in der Erinnerung des kurz zuvor Erlebten. Aber diesmal war es kein Kopf auf einer Pike allein: es war die Republik.

Während der Municipalbeamte Lubin unter dem Thurme mit Stentorstimme die Aufhebung des Königthums proclamirte, beobachteten Hebert und Destournelles, welche die Wache im Zimmer der Königin hatten, die Stirn, von der eine Krone fiel: sie konnten Nichts darauf lesen. Die Königin ahmte die Gleichgültigkeit des Königs nach, der die Augen nicht von dem Buche erhob, in dem er las.

Was nun noch? König? Königin? Es giebt keinen König,

es giebt keine Königin, es giebt keine königliche Familie mehr im Temple: es giebt nur einen Ludwig Capet, nur noch eine Marie Antoinette. Madame Elisabeth ist Elisabeth; Madame royale ist Marie Therese; der Dauphin ist Ludwig Karl. Als endlich die den Gefangenen bewilligte Wäsche in den Temple kam, nahm die Republik die Königin an der Hand und zwang sie, die Krone daraus fortzubringen, welche sich bisher über den Namenszügen eingestickt befanden.

Nichts besaßen sie mehr, keine andere Krone als die ihres Heilandes, die Dornenkrone! doch, um sie zu tragen, wurden sie nun Eine Familie, nur Ein Herz. Sie verlebten den Tag mitsammen, litten Einer mit dem Andern; die Schwester lebte im Bruder, der Gatte in der Gattin, die Mutter in ihren Kindern. Das war ihre Kraft und was ihnen Geduld verlieh, diese Innigkeit und Gemeinsamkeit, diese tägliche Mittheilung ihres gegenseitigen Muthes und geistigen Lebens. Was that's, wenn die Spionage um sie herum lauerte? Sie sahen sich — das war in solcher Lage so gut, als wenn sie sprachen.

Im Anfange ihrer Gefangenschaft hatte einmal ein vorübergehender Ausrufer ein Decret ausgeschrien, wonach man verlangte, daß der König von seiner Familie getrennt werden sollte. Bei diesem Ruf des Colporteurs war die Königin in eine Angst und Aufregung gerathen, von der sie sich kaum wieder zu erholen vermochte.

Damals war es nur eine Drohung gewesen; am 29. September war es Befehl. Die Gemeine hatte beschlossen:

„Ludwig und Marie Antoinette sollten getrennt werden. Jeder Gefangene sollte ein besonderes Verließ erhalten."

Und so führten denn eines Abends die Beamten den König nach dem großen Thurm des Temple, der an den kleinen stieß.

Am nächsten Morgen um zehn Uhr kam Clery mit den Municipalbeamten zur Königin. Diese weinte und ebenso ihre

Kinder und Madame Elisabeth, die bei ihr waren. Die Königin stürzte auf Clery zu und richtete tausend Fragen an ihn über den König. Sie ging auf die Municipalbeamten und flehte sie mit von Thränen unterbrochener Stimme an „mindestens ein paar Stunden des Tages mit dem Könige zusammen sein zu dürfen, nur während des Essens ...."

Sie beschwört sie darum mit Thränen, mit Schluchzen, mit so ergreifendem, leidenschaftlichem Jammer, daß ein Beamter gerührt sagt:

„Nun gut, Sie sollen heute zusammen essen, morgen ...."

So sehr war sie verzweifelt und hinreißend, daß selbst Simon glaubte, er müßte weinen und daß er ziemlich laut murmelte:

„Ich glaube gar, daß diese Teufelsweiber mich weinen machen!"

Während der folgenden Tage war die Gemeine in der That so nachgiebig, die Königin mit dem König zusammen speisen zu lassen, unter der Bedingung, daß sie kein Wort so leise sprechen dürften, daß es von den Beamten nicht gehört werden könnte.

Drei Wochen lang wartete die Königin auf den Trost, in den großen Thurm, welchen ihr Gemahl bewohnte, zu kommen. Sie schmeichelte sich, dann weniger von ihm getrennt zu sein, und ihn in seiner Abwesenheit doch nur einige Fuß entfernt zu wissen; — sie kannte die Qual noch nicht, demjenigen, den man liebt, fern zu sein, wenn man ihm nahe ist.

Am 26. October endlich brachten die Beamten die Frauen nach dem großen Thurm. Die Königin stieg die Treppe eines der Thürmchen hinauf, ging vor der Wache im ersten Geschoß und an der Thür des Zimmers, in dem ihr Gatte wohnte vorüber. Sie mußte durch sieben Pforten und befand sich in der dritten Etage; hier öffnete sich eine eichene Thür, dann eine eiserne: es war hier ihr neues Gefängniß, dreißig Fuß Geviert, in vier Piecen durch Breterverschläge getheilt; zuerst ein Vorzimmer

dessen Tapeten die großquadrigen, dunklen Mauern eines Burgverließes vorstellten; links ein Zimmer für ihre Wächter, die Tison's; rechts das Zimmer der Prinzessin Elisabeth, und vor der Königin ihr eigenes Gemach. Durch das vergitterte und mit einer Haube maskirte Fenster drang ein trübes Licht, kein Sonnenstrahl auf den mit kleinen Quadern gepflasterten Boden und auf die grünen Tapeten mit weißem Grund. Ein Bett mit Säulen und eine zweischläfrige Lagerstätte stoßen zu Häupten an den Breterverschlag. Eine Commode von Acajouholz steht dem Bett gegenüber; ein Canapee ist in der Fensterbrüstung, und über dem Kamin befindet sich ein Spiegel von fünfundvierzig Zoll Höhe und eine Pendule: diese Pendule, welche die Zeit der Wittwe Ludwig's XVI. abmessen sollte und die Fortuna mit dem Glücksrade darstellte!

An demselben Tage, an dem sie den großen Thurm bezog, wurde der Königin ihr Sohn während der Nacht genommen. Er schlief von nun an beim Könige. Die Königin hatte fortan keine Familiensorgen mehr, keine jener theuren Lasten, ein kleines Wesen anzukleiden und schlafen zu bringen: keine diesen geliebten Beschäftigungen mehr, die sie zerstreuten und sie von ihrem Gram abzogen. Die Königin sollte nicht mehr während ihrer schlaflosen Nächte den sanft schlummernden Knaben neben sich haben, nicht mehr sein sanftes Lächeln über holde Kindesträume, welches die Mütter vergessen läßt, daß sie nicht schlafen ....

Die Königin lebte in dieser neuen Wohnung mehr als sonst von den Ihrigen getrennt. Auch der Lärm der Straße war ihr ferner, und in der Stille der Nacht vernahm sie nicht mehr das Lied vom „armen Jacob", welches ihre Freunde sonst unter vor dem Temple sangen. Die kurzen Promenaden im Garten machten ihr keine Freude mehr, nicht mehr jenes stille Vergnügen, vielleicht einer geliebten Gestalt zu begegnen, die sie nicht mehr wiederzusehen glaubte, einer ergebenen Person, die

sie in den Gräueln des September untergegangen wähnte. Jetzt war kein einziges Fenster mehr rings um den Temple offen: der Schrecken schien alle Häuser vermauert zu haben.

Die Königin hatte unter dem unaufhörlichsten und lächerlichsten Argwohn zu leiden; man entzog ihr Tinte, Feder und Papier; man sah in den Zeichenvorlagen die Portraits der verbündeten Souveraine; in der Lectüre der Geschichte Frankreichs, die sie ihren Kindern gab, eine Aufreizung zum Haß gegen die Nation. Die Beschimpfungen erreichten sie nicht mehr; jetzt erniedrigte man sie durch Verfolgungen und Inquisitionen. Die Unwissenheit, das Mißtrauen, die Dummheit verwundeten zu jeder Stunde des Tages diesen großen Geist, der nur erstaunte, von so großer Niedrigkeit verwundet zu werden. Sie hielt die Kränkungen und die Vertraulichkeiten von Steinschneidern und Schuhflickern aus, welche zum ersten Male in der Geschichte zur Rolle von Quälgeistern einer Königin erhoben waren. Die Municipalbeamten waren nicht mehr da; aber sie wußte, daß sie trotzdem überwacht wurde und zwar von den Tison's, welche unter der Maske des Mitleids und der Theilnahme die Angeber machten, und von der Gemeine am 15. October speciell neben die Königin placirt wurden, um ihr Vertrauen zu erschleichen und es dann zu verrathen.

Am ersten November war die Familie beim Könige zusammen, als Drouet, der Postmeister von Saint-Man-Hould eintrat und sich neben die Königin setzte. Eine Bewegung des Schreckens entfuhr der Königin . . . Drouet kam mit noch zwei anderen Mitgliedern des Convents, Chabot und Duprat, um die königliche Familie nach ihrem Befinden zu befragen und zu hören, ob ihr Nichts fehle. Als sie gehen wollten, kehrte Drouet noch einmal um und fragte die Königin zweimal und mit sehr bewegter Stimme, ob sie irgend eine Beschwerde geltend zu machen habe. Die Königin warf ihm statt aller Ant-

wort einen kalten Blick zu und setzte sich stumm mit ihrer Tochter auf das Canapee.

Drouet wartete; dann grüßte er. Als er fort war, sagte die Königin zu Madame Elisabeth:

„Warum, meine Schwester, mag der Mann von Varennes wohl hergekommen sein? Sollte vielleicht morgen der Todestag sein?"

Der Todestag! Trauriger Tag, an dem Marie Antoinette geboren! Unheilvolles Prognostikon, welches in ihre fröhlichsten Gedanken, in ihre schönste Jugendzeit so viel Unruhe brachte!

Gegen Mitte November erkrankte der König und nach ihm auch der Dauphin. Die Mutter konnte es nicht erreichen, daß das Bett ihres Sohnes während der Krankheit Ludwig's XVI. in ihr Zimmer gebracht wurde. Sie begehrte, mindestens die Nacht bei ihrem kranken Sohne zubringen zu dürfen; man schlug ihr dies Verlangen ab. Eine heuchlerische Barbarei begann nun auch zwischen die Krankheit der Gefangenen und die Berufung eines Arztes, zwischen die Verordnung der Arzneimittel und deren Gebrauch, zwischen Forderung und Bewilligung der Bedürfnisse des Lebens und der Gesundheit eine Menge Formalien anzuwenden, durch Randbemerkungen, Ausstellungen, durch die Noten Tison's an den Rath des Temple, durch die Berathungen desselben, die Entscheidungen des Generalraths der Gemeine, und deren Beschlüsse und Decrete, neue Qualen und Unerträglichkeiten zu schaffen. Alle Bedürfnisse der Königin, jede Kleinigkeit, jedes Bekleidungsstück, jeder Trank und alle Speisen, das Wasser von Ville-d'Avray, das einzige, welches ihr Magen vertragen konnte, selbst das Zarteste für eine Frauentoilette mußte diese Controle passiren, ja selbst der Körper der Königin wurde Untersuchungen unterworfen, und die Gemeine weigerte sich, ihr gegen die Kälte eine Steppdecke zu bewilligen.

Im Anfange des December's nahm die Niedergeschlagenheit der Königin zu; sie wurde nachdenklich, unruhig und zitterte. Sie litt unter ihren Ahnungen und unter den geheimen Be-

fürchtungen vor der Zukunft; der Schatten eines großen Unglücks war vor ihren Augen. Um sie war Alles von drohendem Charakter, selbst das Antlitz Clery's, noch mehr die Unverschämtheit und Lustigkeit der Commissaire; die strengere Ueberwachung; das Verbot an Turgy, Chretien und Marchand, mit dem Kammerdiener des Königs zu verkehren; endlich die Verdoppelung der Aufsichtsbeamten Seitens des neuen Gemeinraths, des Erben der Gemeineverwaltung vom 10. August.

Am 7. December, während des Frühstücks, benachrichtigte der König die Königin durch einige leise, der Aufmerksamkeit der Commissaire entgangene Worte, daß er am Dienstag nach dem Convent geführt werden solle, daß dann sein Proceß beginne und er einen Advokaten habe. Clery war es gewesen, welcher den Moment, während er seinen Herrn auskleidete, wahrgenommen hatte, um ihm heimlich diese Neuigkeiten in's Ohr zu raunen. Und, als wenn die Republick schon vorher der Familie des Königs den Ausgang seines Processes ankündigen wollte, nahm eine Deputation der Gemeine, gleich, nachdem der Königin von ihrem Gemahl diese schreckliche Mittheilung gemacht worden, den Gefangenen „jede Art schneidender Instrumente oder anderer Waffen zur Vertheidigung oder zum Angriff, im Allgemeinen Alles, was man den anderen Criminalgefangenen entzieht,“ weg. So wurde Alles weggenommen, wodurch man sich dem Henker hätte entziehen können, Alles, selbst die Scheeren der Königin — und die Königin zerbiß fortan, wenn sie nähte, den Faden mit ihren Zähnen . . . .

Giebt's denn Worte, um die Todesangst der Königin während des Processes des Königs zu beschreiben? Wie im Convent, so mahnt auch im Thurme Alles an den Tod. Der Tod! Die Königin liest's auf den Gesichtern; sie liest's von den Mauern ab. Der Tod! ruft das Echo; daran mahnt jedes Stück Papier und ihn verlangen die revolutionairen Journale, die man auf der Commode der Königin aus Vergeßlichkeit hatte

liegen lassen. Kein Trost! Keine Hoffnung, keine Täuschung bleibt ihr! Alles hat man ihr genommen! Seitdem der König aus dem Convent zurückgeführt worden, hatte sie ihn nicht mehr gesehen; und damit keine Pein den Leiden und Martern Marie Antoinettens fehle, geht die Krankheit ihres Sohnes auch auf ihre Tochter über, und in ihrem Herzen als Frau zerbricht das Herz der Mutter!

Es gab jetzt Tage, an denen die Königin kein Wort sprach, an denen sie nur ihre Kinder mit einem mitleidigen Blick betrachtete, vor dem diese angstvoll zusammenbebten; es gab jetzt Nächte, in denen sie keinen Schlummer fand und sich nicht niederlegte, um über ihre Verzweiflung zu brüten. Es fanden sich auch Männer, um diesen Schmerz zu erhöhen, und während dieser Tage hatte die Königin von den Grobheiten eines Mercereau, während dieser Nächte von den Liedern eines Jacob Roux zu leiden.

Und nun die Qual, die Gedanken eines so theuren Angeklagten nicht zu kennen, ihnen nicht folgen zu dürfen; Nichts von der Anklage, den Debatten und Zwischenfällen zu wissen, Nichts, als was ihr die vom Fenster des Königs heraufgezogenen Papiere, oder die verabredete Art und Weise, die Wäsche des Dauphin zu falten, sagten!

Zuweilen ermannte sich die zusammengebrochene, zitternde Königin zu einem Zornausbruch, aus dem alle Majestät ihrer Leiden herausblitzte. Die Seele und das Blut Maria Theresia's machten sich geltend, und mit einem Feuerblick, der alle Augen niederwarf, entflammt von einem erhabenen Zorn, der große Herzen erfaßt, die durch's Geschick bis auf's Aeußerste gebracht sind, befragte sie die Beamten über das Gesetz, über den Code, der gestatte, den Mann von der Frau zu reißen, und befahl, daß man sie zu Ludwig XVI. führe!

Der Convent hatte dem Könige während seines Processes verweigert, seine Familie zu sehen; er wagte es nicht, dem Verurtheilten am Vorabend seines Todes dieses Verlangen abzuschlagen.

Im Speisesaal des Königs sollte die letzte Unterredung stattfinden; der Justizminister hatte es so bestimmt. Der Saal war leer, die Tafel servirt, die Stühle standen an den Wänden; auf einem Tische stand eine Caraffe und ein Glas — Ludwig XVI. hatte an Alles gedacht: die Königin konnte ja ohnmächtig werden.

Um acht Uhr öffnet sich die Thür.

Die Königin mit ihrem Sohn an der Hand, ihre Tochter mit der Prinzessin Elisabeth stürzen sich in die Arme des Königs. Die Königin will ihren Gemahl in sein Zimmer ziehen.

„Nein, sagt der König, ich darf Euch nur hier sehen."

Man geht in den Speisesaal. Die Beamten sind auf ihrem Posten hinter den Glasthüren und dem Verschlag; sie können Nichts hören: aber sie können diesen Schmerz beobachten, dieses erhabenste Schauspiel vielleicht, welches Gott den Menschen auferlegt hat.

Schluchzen waren die ersten Worte . . . . Die Königin sitzt zur Linken des Königs, Madame Elisabeth zu seiner Rechten; Madame royale ihm fast gegenüber; der Dauphin steht zwischen seinen Beinen.

Der König spricht. Nach jedem Satz desselben brechen die Königin, Madame Elisabeth und die Kinder in Schluchzen aus. Nach einigen Minuten spricht der König von Neuem, und auch die Thränen folgen wieder . . . Alle beugen sich nieder. Der König segnet seine Frau, seine Schwester und seine Kinder . . . . Die kleine Hand des Dauphins hebt sich empor: der König läßt seinen Sohn schwören, Denen zu verzeihen, die seinen Vater zum Tode brachten . . . . Dann kein Wort

mehr . . . . Nichts, als ein Schluchzen dieser ganzen Familie . . . . .

Eine Viertelstunde später — es war zehn ein Viertel Uhr — erhebt sich der König. Mit einer Hand erfaßt die Königin seinen Arm, mit der anderen nimmt sie den Dauphin an der Hand. Die Prinzessin Elisabeth und Madame royale hängen sich an den König, und so macht man, eng an einander gekettet, einige Schritte. An der Thür weinen die Frauen von Neuem und seufzen.

„Ich versichere Euch, sagt der König, daß ich Euch morgen um acht Uhr sehen werde."

„Warum nicht um sieben Uhr?" fragte die Königin angstvoll.

„Nun, ja, um sieben Uhr denn . . . Adieu!"

Sie küssen sich und können nicht aufhören damit . . . .

„Adieu!" Und der König reißt sich aus den Armen der Königin. „Adieu!"

Auf der Treppe wird des Königs Tochter unwohl; die Königin unterstützt sie; dann dreht sie sich plötzlich gegen die Beamten und ruft mit furchtbarer Stimme:

„Ihr seid Alle Verbrecher!"

Während der Nacht vom 20. zum 21. Januar, während der ganzen Nacht hörte Madame royale ihre Mutter, die sich gar nicht entkleidet hatte, auf ihrem Bette vor Schmerz und Frost zittern. Marie Antoinette seufzte unaufhörlich nach der Stunde um sieben, die ihr zur letzten Umarmung versprochen worden war. Ein Lärm schreckt sie empor; aber es ist nicht der Lärm des erwachenden Paris. Die Thür öffnet sich . . . . es ist nur ein Buch, welches man für die Messe des Königs holt... Welche lange, qualvolle Zeit! Welche Minuten! Welche Ewigkeit, diese Stunde, bis zum Trompetengeschmetter . . . Der König war fort.

Im dritten Stockwerk des Thurmes, da weinen nun drei

Frauen und beten, während ein armes Kind, ihren Armen entronnen und naß von ihren Thränen, zu den Commissairen ruft:

„Laßt mich gehen! Ich will das Volk bitten, daß es meinen Papa König nicht sterben lasse!"

Einige Stunden später belehrten Artilleriesalven Marie Antoinette, daß ihre Kinder keinen Vater mehr haben ....

VIII.

Marie Antoinette im Temple. — Ihr Seelenzustand. — Ihre Anhänger in und um den Temple: Turgy, Clery, die Commissaire des Temple. — Herr von Jarjayes. — Toulan. — Plan zur Entführung der Königin. — Billets derselben. — Der Baron von Batz. Seine Unternehmung im Temple. — Marie Antoinette von ihrem Sohne getrennt.

Unter dem Datum des nach der Hinrichtung Ludwig's XVI. folgenden Tages steht in den Registern des Temple Folgendes:

„Marie Antoinette verlangt für sich und ihre Familie einen vollständigen Traueranzug der einfachsten Art."

Ein Trauerkleid! Wird es ihr die Revolution wohl bewilligen? Man berathschlagte, und am 23. Januar wagte die Gemeinde zu beschließen, daß dem Verlangen Marie Antoinettens Genüge geschehe: die Trauer um den Gatten, den Vater, den Bruder ward also der Wittwe, den Kindern und der Schwester gestattet.

Die Wittwe trug von nun an die Trauerkleider, die sie der Generosität der Republik schuldete. Ihr Haupt war mit einer gewöhnlichen Haube bekleidet, wie sie das Volk trägt; der Flor fiel von beiden Seiten auf ihre Schultern und bis auf das große weiße Halstuch, welches über ihrem Halse durch eine gewöhnliche Nadel gekreuzt war. Ueber ihrem schwarzen Kleide

trug sie dann noch einen kleinen schwarzen, weißeingefaßten Shawl.

Um ihre Stirn, längs den Schläfen, lagen, aus der Haube hervorquellend, die Flechten ihres blonden, mit Grau untermischten und schon weiß werdenden Haares. Ihre Stirn war noch stolz, und auch ihre Augenbrauen hatten noch immer den königlichen Schwung. Die Thränen aber hatten ihre Augen geröthet und sie entzündet; ihr Blick war ohne das einstige Feuer, matt und unbeweglich. Das Blau ihrer Augen hatte nicht mehr den holden Schmelz und das Feuer von sonst, es war gläsern, kalt, fast starr. Die schöne Adlerlinie ihrer Nase war jetzt eine hagere, trockene und scharfe Kante geworden und man hätte glauben können, die Todesangst habe diese Nasenflügel abgezehrt, die einst in frischer Fülle auf- und niederwogten. Die Lippen blühten nicht mehr und das Lächeln hatte für immer diesen welken, faltigen, eingefallenen Mund verloren. Leben und Blut war aus diesem Körper gewichen, und wer sie jetzt sah, diese einstige Königin von Frankreich, der hätte gemeint, einer jener großen und bleichen Figuren zu begegnen, die der Kasteiung sich weihen; einer jener Heiligen von Port-royal, deren strenge und zerknirschte Erscheinungen uns der Pinsel des Jansenisten Philipp von Champagne überliefert hat.

Das Unglück hatte das Gemüth der Königin wie ihr Antlitz mitgenommen. Keine Freude, kein Frohsinn, Nichts beschäftigte sie, als sie selbst. Alles war in ihr erloschen, Alles zur Ruhe gegangen, trostlos oder eingebettet in eine stumme Sanftmüthigkeit. Von dieser Fürstin, von diesem Weibe — Nichts als die Wittwe war davon geblieben. Die Kränkungen berührten sie nicht mehr, die Beschimpfungen gingen an ihr unbemerkt vorüber, die Quälereien bemitleidete sie. Für sie war nun die Zukunft ohne Schrecken; sie kannte ihr Geschick; Marie Antoinette ging dem Tode wie einer Heimath und einer Wiedervereinigung entgegen, ruhig und mit frommem Sehnen.

Sie betete, sie betete unaufhörlich und vertiefte sich in Gebetbücher wie „der Tag des Christen"; sie lag in Andacht vor dem blutenden und von Dolchen durchstochenen Herzen der heiligen Jungfrau: sie gehörte schon nicht mehr der Erde an: ihre Seele erhob sich, löste sich jeden Tag mehr vom Irdischen ab und schien ihre Fittiche zu versuchen.

Doch Gott wollte, daß Marie Antoinette noch einmal durch die Hoffnung in Versuchung geführt wurde, als wollte er auch ihr zeigen, daß die Mütter niemals bereit sind zu sterben.

Während die Königin sich in ihrem Gefängniß einzig ihrem Schmerze überließ, und auch nicht einmal mehr in den Garten hinabgehen wollte, um nicht an der Thür vorüber zu gehen, aus der Ludwig XVI. getreten, wachten edelmüthige Anhänger um das Gefängniß der Königin.

Es waren Frauen, die sich nicht scheuten, Correspondenzen nach dem Temple hin zu unterhalten; die Rettungspläne für die königliche Familie zu schmieden; bei sich zu jeder Tages- oder Nachtzeit die Treuen und Muthigen zu empfangen und die von ihrem Vorhaben nicht abgingen, trotz der Bitten und Befehle aus dem Temple. Es waren Frauen, wie die Marquise von Serent, die, als sie die Comité's verhörten, antwortete, „daß es als Ehrendame einer gefangenen Fürstin ihre Pflicht sei, über Alles zu wachen, was ihr nützlich sein könne, und daß nur der Tod allein sie verhindern würde, diese ihre heiligen Pflichten zu erfüllen."

Auch Männer gab es, die auf eine Gelegenheit lauerten; die Alles zu unternehmen entschlossen, bereit zum Sterben waren. Ein Edelmann des Dauphin, Herr von Jarjayes, war einer von diesen. Durch den König zum Marschall ernannt, 1791 mit der Leitung des Kriegsdepôts beauftragt, bald darauf ohne Amt, war er nicht ausgewandert, um im Dienste des Hofes zu bleiben. Seine Frau war Dame bei der Königin

gewesen, und nach der Rückkehr von Varennes war es ihr gelungen, bei der Königin zu bleiben. Herr von Jarjayes, der dadurch leicht täglichen Zutritt im Schlosse hatte, wurde von der Königin mit Aufträgen nach Innen wie nach Außen hin beehrt, und unterhandelte bald mit Monsieur, bald ging er nach Piemont, bald brachte er Briefe der Königin an Barnave. Am 10. August hatte er auch die königliche Familie in die Loge des „Logographen" begleitet. Nach dem Tode des Königs sann er auf eine Befreiung der Königin aus dem Temple.

Selbst im Gefängnisse drin gab es der Königin ergebene Anhänger. Ein Officier des früheren Hofes, ein Mann, der die Königin schon in den Octobertagen gerettet, indem er ihr die geheime Thür nach den kleinen Zimmern geöffnet hatte, Turgy, fand einige Tage nach dem 10. August die Gitter des Temple offen und hatte sich mit eigener Autorität und mit glücklicher Kühnheit für den Dienst der königlichen Familie angestellt. Er war der Erste, der den Gefangenen des Temple, wenn auch nicht alle Neuigkeiten des Tages, doch Einiges davon mittheilte. Durch Chretien und Marchand unterstützt, die ebenfalls den Dienst im Temple versahen und wie er im Geheimen um ihre Köpfe spielten, besaß Turgy eine merkwürdige Geschicklichkeit, beschriebene Zettel unter einen Treppenabsatz zu legen, oder in einen dunklen Gang, oder gar um den Pfropfen der Caraffe mit Mandelmilch, welche die Beamten zuvor untersucht hatten, oder er steckte sie der Königin in einem Citronat oder anderem Confect zu. Auf demselben Wege erfolgte dann die Antwort der Königin oder der Prinzessin Elisabeth, die er darauf nach Außen wieder den Betreffenden mittheilte. Auch hatte er mit den Gefangenen eine Correspondenz durch Zeichen und Gesten verabredet, und er unterrichtete die königliche Familie durch eine Bewegung seiner Finger, durch die Haltung des Kopfes oder Zusammenfaltung der Serviette von den Schlachten, vom Marsch der Armee, von allen Vorfällen in

Oesterreich, England, Sardinien und im Convent. Indessen war es nicht zu vermeiden, daß eine derartige Mimik viel Mißverständnisse hervorrief. Turgy aber wußte für Alles Rath und erfand nun durch Zwirn= oder Baumwollenknäuel, die im Ofenrohre oder im Spucknapfe verborgen wurden, neue Zeichen. Er war auch damit beauftragt, die Einkäufe zu machen, und konnte deshalb zwei bis drei Mal wöchentlich ausgehen; dann traf er mit Hue und der Marquise von Serent zusammen und wurde dadurch der Vermittler der Correspondenz zwischen dem Thurm und der Außenwelt, in seinem Eifer nicht wenig durch das Lob des Königs, das dieser ihm noch am 21. Januar ertheilte, angespornt; dabei war er gleichgültig gegen alle Denunciationen.

Aber Turgy that dies, weil er ein treuer Diener seines Herrn auch im Unglücke war. Es gab indessen auch Solche, die der Revolution dienten und doch der königlichen Familie sich nützlich zu machen suchten.

Das gereicht diesen Zeiten allein zur Ehre, daß die Männer der Revolution sich oft durch das Mitleid verführen ließen! Das versöhnt noch mit der abscheulichen Geschichte, die um die Königin, in dem härtesten der Gefängnisse, unter den erbarmungslosesten Schrecken spielte, daß durch die Achtung allein den Gefangenen Wohlthaten erwiesen wurden und die Wächter sich den tödtlichen Gefahren des Mitleids aussetzten. Denn es geschah oft, daß die Männer, denen die Revolution auferlegt hatte, blind, taub und stumm bei Strafe des Todes zu sein, diesem Tode trotzten, sobald sie mit dem Unglück vertraut gemacht waren. Die sonst Schimpfreden im Munde führten und den Hut auf dem Kopfe behielten, die schwiegen, entblößten ihr Haupt und verbeugten sich vor den Thränen Marie Antoinettens, vor den Thränen einer Königin! dazu gehörte Manuel, dazu Clery, der am 26. October seine Vergangenheit abschwor und sich ganz und gar dem Könige und der Königin opferte; dazu gehörten eine Menge von Commissairen, die,

plötzlich gerührt, durch ihre Mienen, ihre Haltung, ihre Reden, durch Liebkosungen der Kinder ihr Mitleid für den Kummer der Königin an den Tag legten.

„Mama", rief freudig der Dauphin, als er einen derjenigen Männer wieder erkannte, der ihn freundlich behandelt hatte, „das ist ein solcher Mann!"

Und die Königin war nun sicher, achtundvierzig Stunden Achtung, Mitleid, vielleicht die seltene Schmeichelei zu genießen, daß man sich vor den Königen ohne Krone mehr als vor denen auf dem Throne verneigt. Da kam z. B. ein Commissair, der zu dem Dauphin, der Luneville auf der Karte von Asien suchte, sagte, daß dies eine Stadt sei, „über die seine Vorfahren geherrscht haben;" oder Leboeuf war da, der ihm die „Abenteuer Telemachs" gab; oder Moille, der es nicht duldete, daß man vor der königlichen Familie den Hut aufbehielt; oder Lepitre, der der Königin ihr zu Ehren gedichteten Romanzen und „den Freund der Gesetze"*) gab; oder der Krämer Dangé, der den Dauphin küßte, indem er ihn auf dem flachen Dache des Thurmes spazieren führte; oder der Administrator der Pariser Polizei, Jobert, oder der Maurermeister Vincent, oder der Architect Bugneau, oder Michonis, oder endlich einer von denjenigen Commissairen, die ihre Pflicht verriethen, um nicht die Menschlichkeit aufzugeben.

Der Commissair, welcher, betroffen von dem Reiz der Königin bei seinem ersten Dienst bei ihr, seine Entlassung nahm, um nur nicht wieder in den Temple zu kommen, der wußte wohl, wie leicht man vom Mitleid zum Interesse, vom Interesse zur Hingebung gelangt. Bald fanden sich auch wieder Commissaire, wie Mannel, die ihr Interesse unklug und unvorsichtig bekundeten; auch wohl solche, welche sich entschlossen

*) Ein royalistisch gesinntes Drama von Laya, welches am 2. Januar 1793 aufgeführt wurde. Anm. d. Uebers.

zeigten, an der Rettung der königlichen Familie mitzuhelfen und zur Devise das Motto genommen zu haben schienen, welches die Königin einmal für den Ring eines Commissair gegeben hatte: Poco ama ch' il morir teme.

Am 2. Februar 1793 stellte sich Herrn von Jarjayes ein Mann vor, der eine geheime Unterredung mit ihm verlangte. Stimme, Anzug, Manieren — Alles roch nach der Revolution. Jarjayes betrachtete ihn unruhig, als sich plötzlich der Mann zu seinen Füßen warf. Was er wollte, war die Nachsicht und das Vertrauen Jarjayes'; was er bot, war seine Reue; was er suchte, war die Hülfe Jarjayes', um die Gefangenen aus dem Temple zu befreien.

Jarjayes mißtraute und lehnte jede Hülfe ab. Nun zog der Mann aus seiner Tasche ein Stück Papier, und Jarjayes las folgende Worte auf acht kleinen Zeilen durch die Hand der Königin:

„Sie können Vertrauen in den Mann setzen, der zu Ihnen über mich sprechen wird, indem er Ihnen dies Billet giebt. Seine Absichten sind mir bekannt; seit fünf Monaten ist er sich gleich geblieben. Trauen Sie der Frau*) nicht zu sehr, die hier mit uns eingeschlossen ist: ich traue weder ihr noch ihrem Manne."

Dieser Mann, der dieses Billet brachte, war Toulan.

Es kommen in Revolutionen öfter Individuen dazu, aus der Größe der Ereignisse die Kühnheit ihrer Pläne zu schöpfen. Die Größe der Gefahr, die Thorheit der Unternehmung, die Unwahrscheinlichkeit des Erfolgs, gerade dies reizt und stachelt sie an, Abenteuer zu suchen und Gefahren entgegenzugehen, die mehr der Einbildung als dem Leben, mehr dem Roman als der Geschichte angehören.

Toulan war gegen das Jahr 1761 in Toulouse geboren,

*) Die Tison.

hatte sich dann 1787 in Paris als Buch- und Musikalienhändler niedergelassen, wurde am 10. August zum Mitgliede des Gemeinderaths ernannt und gehörte der sogenannten provisorischen Municipalität an, bis er zum Chef des Bureau's für die Verwaltung der Emigrantengüter ernannt wurde. Toulan, „dieser kleine junge Mann", war eines jener Herzen ohne Furcht und Zittern, die lange den Tod narren, indem sie mit ihm spielen; er war ein gascogner Kopf, heißblütig, erfinderisch; Nichts entmuthigte ihn und unerschöpflich war er in Hülfsmitteln, in Verschlagenheiten und Schlauheiten. Die Natur hatte ihm außerdem einen lustigen, gewinnenden, offenen Sinn gegeben, so frisch und sprudelnd, daß er jeden Argwohn entwaffnete, indem er ihm in's Gesicht lachte; er war ein großer Schauspieler, der seine früheren Gesinnungen mitten in den Comité's und Revolutionsräthen bewahrte, und der meisterhaft die Langesinnten mit dem derben, rauhen Witz des Sansculottismus anzufahren verstand. Er war kaltblütig und beherrschte sich vollkommen; er wußte seine Lebhaftigkeit und seinen hitzigen Charakter der Art zu mäßigen, daß er stets zu Allem bereit, doch nicht beargwöhnt war, und mit Geduld seine Aufregungen bekämpfte; kurz und gut, er besaß alle Eigenschaften, mit denen man ein Complott zum glücklichen Ausgange bringen kann.

Aber er war mehr als ein geschickter und kühner Verschwörer: er war einer jener braven und echten Getreuen, bei denen gern und stolz das Andenken der Menschen weilt; ihn beseelte eine über allen Versuchungen stehende Anhänglichkeit, unbezahlbar, nicht lauernd auf Lohn, selbst ohne Sehnsucht nach einstiger Anerkennung, nur durch Ein Wort zu belohnen, durch den Namen eines „Treuen", den die Gefangenen des Temple ihm verliehen hatten. In der Erkenntlichkeit der Königin für Toulan lag auch eine Verwunderung, ein Respect, wenn man so sagen darf; denn wie anders waren alle ihre Anhänger

bisher gewesen, in der Nationalgarde sowohl, wie in der Nationalversammlung: sie hatten Alle bei der Civilliste gebettelt! Jetzt erst erkannte sie, wie viel weniger groß ein Mann von Genie ist, der sich verkauft, als ein Mann von Herz, der sich opfert!

Toulan hatte sich vorgenommen, die Gefangenen des Temple zu befreien; er glaubte es möglich machen zu können und theilte Jarjayes seinen Plan mit. Die Königin hatte Toulan den Wunsch bezeigt, die Andenken zu besitzen, welche ihr Ludwig XVI. vermacht hatte und die vom Rath des Temple aus Clery's Händen genommen und unter Siegel gelegt waren. Es war dies der Trauring, ein Siegel und ein Bündel Haare. Kaum war dieser Wunsch ausgedrückt worden, als Toulan der Königin schon die Haare brachte, ebenso den Trauring mit der Inschrift: M. A. A. 19 aprilis 1770, und das Siegel, welches zur Seite des französischen Wappens den Kopf des Dauphin mit einem Helme darstellte. Toulan hatte die Siegel gebrochen, Gegenstände ähnlicher Art dafür untergeschoben und dann die Siegel wieder aufgelegt. Nie war ein Wunsch der Königin von Frankreich, der Unmögliches verlangte, so schnell und glücklich erfüllt worden. Diese Reliquien sollten später durch befreundete Hände in den Besitz von Monsieur und des Grafen von Artois kommen, mit den zwei folgenden Billets der Königin, das eine an Monsieur, das andere an den Grafen von Artois:

„Da wir ein treues Wesen haben, auf das wir rechnen können, so benutze ich dies, um meinem Bruder und Freund dieses Gut anzuvertrauen, das nur in seine Hände selbst zu geben ist. Der Ueberbringer wird Ihnen sagen, durch welches Wunder wir zu diesen kostbaren Dingen gekommen sind; ich selbst behalte mir vor, Ihnen einst den Namen Desjenigen zu nennen, der uns so nützlich war. Die Unmöglichkeit, in der wir uns befanden, Nachrichten von uns zukommen zu lassen, und

die Fülle unseres Unglücks hat uns nur noch mehr die Grausamkeit unserer Trennung empfinden lassen. Möge sie nicht lange dauern. Ich küsse Sie und liebe Sie, wie Sie wissen, von ganzem Herzen."

„M. A."

„Da sich endlich ein Mittel gefunden, unserem Bruder eines der wenigen Andenken anzuvertrauen, die uns von dem Wesen, das wir liebten und beweinen, geblieben sind, hoffe ich, daß es Ihnen angenehm sein wird, Etwas zu besitzen, was von ihm kommt. Behalten Sie es als Zeichen der zartesten Freundschaft, mit der ich von ganzem Herzen küsse."

„M. A."

Als Herr von Jarjayes das Billet der Königin gelesen, fragte er, um sich Gewißheit zu verschaffen, Toulan, ob er es möglich machen könne, ihn in den Temple zu bringen, um einen Augenblick die Königin zu sprechen. Toulan meinte, daß dies sehr schwierig, aber nicht unmöglich sei, und brachte bald nachher folgendes Billet der Königin an Jarjayes:

„Wenn Sie nun entschlossen sind, hierher zu kommen, so ist es besser, daß dies bald geschehe; aber um Gottes Willen nehmen Sie sich in Acht, erkannt zu werden, besonders von der Frau, die hier mit uns eingeschlossen ist."

Jarjayes wurde nun verkleidet durch Toulan in den Temple gebracht. Er sah die Königin und sprach mit ihr. Die Königin meinte, daß er die Pläne Toulan's prüfen möchte; dann, indem sie sich vergaß und nur der Anderen gedachte, bat sie Jarjayes, ihr Nachrichten von allen Denen zukommen zu lassen, die ihr treu geblieben seien. Kaum war Jarjayes wieder fort, als die Königin, noch zitternd vor Aufregung und Furcht, ihm schrieb:

„Nehmen Sie sich vor Madame Archi in Acht; sie scheint

mir sehr vertraut mit dem Manne und der Frau zu sein, von denen ich Ihnen im vorigen Billet gesprochen.

„Trachten Sie darnach, Madame . . . . tte zu sehen; man wird Ihnen sagen, weshalb. Wie geht's Ihrer Frau; sie hat ein zu gutes Herz, um nicht sehr krank zu sein."

Einige Tage später erhielt Jarjayes folgenden Brief von der Königin.

„Ihr Billet war mir angenehm, ich setzte keinen Zweifel in den Mann, aber ich war unglücklich darüber, daß man schlecht von ihm denken konnte. Prüfen Sie genau die Pläne, die man Ihnen vorlegen wird: prüfen Sie sie genau mit Ihrer Klugheit und Vorsicht. Wir geben uns mit allem Vertrauen hin. Mein Gott, wie glücklich würde ich sein, wenn ich Sie zu der Zahl Derjenigen zählen dürfte, die uns nützlich sein können. Sie werden die neue Persönlichkeit sehen; ihr Aeußeres nimmt nicht ein, aber es ist ihr nothwendig und sie muß es haben. T . . (oulan) wird Ihnen sagen, was zu thun ist. Suchen Sie mit ihm zusammenzukommen und sich mit ihm zu verständigen, ehe er wieder hierher kommt. Geht's nicht, so gehen Sie zu Herrn Delaborde in meinem Namen, wenn es Ihnen nicht gefährlich erscheint; Sie wissen, daß er Geld für mich hat."

Die neue Persönlichkeit, von der die Königin sprach, war ein Commissair, den Toulan mit Geld gewinnen wollte. Herr von Jarjayes, der das Geheimniß nicht verbreiten wollte, wandte sich nicht an Delaborde und bot der Königin aus eigenen Mitteln die Summe an.

„In der That," antwortete die Königin Jarjayes, „ich glaube, daß es unmöglich ist, in diesem Augenblick sich mit Delaborde zu verständigen. Alle liefen dabei Gefahr. So ist es denn besser, daß Sie allein die ganze Angelegenheit in der Hand behalten, wenn Sie es können. Ich dachte nur an ihn, um Ihnen eine für Sie so große Summe zu ersparen."

Der Commissair wurde bestochen und war gewonnen.

„T .... hat mir diesen Morgen gesagt, daß Sie mit dem Comm .... fertig geworden sind. Wie kostbar ist mir ein Freund wie Sie!"

So schrieb die Königin, die sich der Täuschung überließ; aber, als fürchtete sie undankbar zu sein, schrieb sie sogleich an Jarjayes:

„Ich wäre glücklich, wenn Sie auch für T .... etwas thun könnten. Er erweist uns zuviel Dienste, um ihm nicht dankbar zu sein."

Aber Toulan wollte Nichts annehmen, Nichts als eine goldene Dose, deren sich die Königin bedient hatte: diese unselige Dose sollte ihn später in's Verderben bringen. Seine Frau zeigte sie und brachte ihren Mann auf's Schaffot, das vorher schon die Königin bestiegen hatte.

Toulan's Plan war folgender:

Man hatte Mannskleider für die Königin und die Prinzessin Elisabeth angeschafft und dieselben nach und nach unter dem Mantel und in den Taschen eingeschleppt. Zwei Mäntel sollten dazu dienen, auch über den Wuchs und den Gang der Gefangenen zu täuschen. Dann besaß man noch Schärpen und Eintrittskarten, wie sie die Commissaire hatten. Madame royale und der Dauphin sollten folgendermaßen gerettet werden: Ein Laternenanzünder pflegte alle Tage um fünf und ein halb Uhr in den Temple zu kommen, begleitet von zwei Kindern, die ihm halfen die Laternen im Thurme anzuzünden; um sieben Uhr ging er wieder fort. Ein diesen Kindern ähnlicher Anzug, eine alte Perrücke, grobe Schuhe, ein schmutziges Beinkleid, ein schlechter Hut sollten den Dauphin und seine Schwester unkenntlich machen, die man in dem an das Zimmer der Königin stoßenden Thürmchen, wohin Tison und seine Frau niemals kamen, umkleiden wollte. Gegen drei viertel sieben Uhr

sollten dann die Tison's durch spanischen Tabak, den Toulan mit Opium versehen wollte, in einen achtstündigen Schlaf fallen; während die Königin, als Mann verkleidet, der durch den Anblick ihrer Schärpe sicher gemachten Schildwache ihre Karte von Weitem zeigen, mit Lepitre den Temple verlassen und sich nach der Rue de la Corderie begeben sollte, wo sie Jarjayes erwarten würde. Dann einige Minuten nach sieben Uhr, wenn die Schildwachen im Thurme abgelöst wären, wollte ein Toulan ergebener Mann, Namens Ricard, als Laternenanzünder verkleidet und mit der Blechbüchse in der Hand, an der Thür des Gefängnisses erscheinen, klopfen und den Dauphin wie Madame royale durch Toulan in Empfang nehmen, der ihn laut darüber schelten sollte, nicht selbst die Laternen besorgt zu haben. Die Kinder würden dann zu ihrer Mutter gebracht worden sein, während die Prinzessin Elisabeth, ebenso wie die Königin verkleidet, zuletzt mit Toulan sich entfernt hätte.

Die Flüchtlinge hätten so mindestens fünf Stunden vor sich gehabt. Die Königin würde am Morgen verlangt haben, daß man ihr das Souper, anstatt wie sonst um neun Uhr, erst um halb zehn Uhr servire; man würde dann geklopft und wieder geklopft und die Schildwache befragt haben, die, um neun Uhr auf Posten gekommen, natürlich Nichts gewußt hätte. Man wäre darauf in den Rathssaal herabgestiegen und mit zwei anderen Commissairen heraufgekommen, hätte von Neuem geklopft, die früheren Schildwachen gerufen und endlich nach einem Schlosser geschickt. Ehe nun dieser die beiden zugeriegelten Thüren, eine von Eichenholz mit großen Nägeln, die andere von Eisen, aufgebrochen hätte; ehe die Commissaire die Zimmer und die Thürmchen untersucht, Tison und seine Frau geweckt hätten; ehe dann das Protokoll aufgenommen und vom Gemeinderath geprüft worden und die Polizei, der Maire, die Comités des Convents Maßregeln beschlossen hätten, wäre die

königliche Familie mit ihren Pässen längst verschwunden gewesen.

Nur über einen einzigen Punkt dieses Planes fanden Bedenken statt. Toulan hatte nämlich für die Flucht eine mit sechs Pferden bespannte Berline vorgeschlagen, der er voraus reiten wollte; die Königin dagegen bestand auf drei Cabriolets; in dem einen sollte der Dauphin, Jarjayes und sie sitzen; im andern die Prinzessin Elisabeth mit Toulan; im dritten der andere Commissaire mit Madame Royale. Die Königin dachte dabei an Varennes; sie fürchtete die Neugierde der Leute, die Indiscretion der Postillone; während drei leichte Wagen nur je ein Pferd erheischten, die man wahrscheinlicher Weise ohne die Hülfe der Post zu wechseln vermochte. Auch konnte man sich im Nothfalle mit zwei Wagen behelfen.

Die Ansicht der Königin überwog. Wohin aber wollte man fliehen? Bis Ende Februar war man darüber noch nicht einig. Zuerst dachte man an die Vendee, die bereits in Aufruhr war; aber sie lag zu entfernt; so zog man den Weg nach der Normandie vor, von wo man leicht das Meer und England erreichen konnte.

Neue Schwierigkeiten bei der Ertheilung der Pässe und das Gerücht von der Schließung der Barrieren verhinderten jeden Versuch zur Flucht in den ersten Tagen des März. Dann, so treu auch das Geheimniß bewahrt worden, Etwas hatte doch davon verlautet und Toulan wurde trotz seiner Kaltblütigkeit verlegen, als ihm um diese Zeit eine Strickerin, mit der er scherzte, die Worte in's Gesicht sagte:

„Du bist ein Verräther und wirst auch noch guillotinirt."

So enthob ein schlecht verhehlter Argwohn des Gemeinderaths Toulan und Lepitre der Wache im Temple bis zum 18. März. Nun aber wurden die letzten Maßregeln getroffen und die Ausführung des Plans auf den nächsten Wachtag Toulan's festgesetzt. Am 26. März, als man im Gemeinderath die Com-

missaire für den Temple ernannte, bestieg der Tapetenfabrikant Arthur die Tribune und denuncirte Toulan und Lepitre, „daß sie mit den Gefangenen des Temple Gespräche in leiser Rede unterhielten und damit Marie Antoinette in Freudigkeit versetzten.“ Toulan antwortete augenblicklich und rechtfertigte sich durch Späße. Hebert, ohne die Denunciation zu unterstützen, verlangte darauf, daß Lepitre und Toulan von der Liste der Commissaire gestrichen würden.

So kam Ostern heran, und die beiden Commissaire ahnten schwerlich, daß sie das Fest im Gefängniß verleben würden. Toulan und Lepitre ließen sich von einem ihrer Collegen zum Wachdienst im Temple vorschlagen und ihre Namen waren auch schon aufgeschrieben, als Lechenard sie wieder strich. Ein neues Gemeindecomité ward zu gleicher Zeit gebildet, aber Toulan und Lepitre wurden auch hierbei ausgeschlossen. Trotzdem verlor Toulan nicht den Muth, als ein unerwarteter Schlag seinen ganzen Plan bedrohte.

Man hatte nämlich, wie schon gesagt, neben den Gefangenen, in ihrer Wohnung und hinter einer Glasthür, ein Paar Spione einquartiert, Tison und seine Frau. Diese Leute machten sich damit zu schaffen, daß sie die Königin und die Prinzessin Elisabeth belauerten und Beider Vertrauen durch List und Bezeigung heuchlerischen Mitleids und falscher Theilnahme zu erschleichen suchten, um sie dann zu verrathen und in's Verderben zu bringen. Aber auch in ihnen sprach eine Stimme des Herzens; sie hatten eine Tochter und liebten sie. Damit hatte sie die Behörde in der Hand, und indem der Gemeinderath ihnen bald die Tochter zeigte, bald sie ihnen wieder fortnahm, trieb er sie zu den rastlosesten Anstrengungen, der Gemeinde Resultate ihrer Spionage mitzutheilen. So erklärten sie denn, um nur ihre Tochter wiederzusehen, am 20. April ohne jegliche Aufforderung hin, „daß die Wittwe und die Schwester des letzten Tyrannen einige Municipalofficiere gewonnen

hätten, daß sie durch diese von allen Ereignissen unterrichtet wären und Zeitungen erhielten, und auch durch sie Briefwechsel unterhielten.“ Und dabei zeigte die Frau Tison mit triumphirender Miene den Wachstropfen, den die Prinzessin Elisabeth aus Unachtsamkeit auf den Leuchter hatte fallen lassen, als sie einen Brief an den Abbé Edgeworth versiegelt.

Trotzdem war noch Nichts verloren. Die neuen Commissaire, welche die Verdächtigen ersetzten, waren Toulan ergeben; Follope warf die Denunciation der Frau Tison gegen Turgy in's Feuer, und es war noch immer möglich, daß Toulan von Außen her handelte. Doch was ereignete sich nun? Von welchen neuen Maßregeln der Ueberwachung wurde der Dauphin und Madame umgeben? Brachte der Laternenanzünder vielleicht nicht mehr die beiden Kinder mit in den Temple, die von der Vorsehung wie zum Heile der Kinder der Königin bestimmt zu sein schienen? — — Keiner der Zeugen jener Zeit sagt es uns, nur eine einzige Thatsache stand fest: die Königin kann noch fliehen, aber ihre Kinder können ihr nicht mehr folgen.

Damals schrieb die Königin an Herrn von Jarjayes ihr letztes Billet:

„Wir hatten einen schönen Traum, das war Alles; aber wir haben doch viel gewonnen, da wir bei dieser Gelegenheit einen neuen Beweis Ihrer ungeschmälerten Hingebung erhalten haben. Mein Vertrauen zu Ihnen ist ohne Grenzen; Sie werden bei mir in allen Verhältnissen Charakter und Muth finden; aber das Interesse, das mich allein leitet, ist das meines Sohnes, und so glücklich ich wäre, könnte ich von hier fort sein, so kann ich mich doch nicht von meinem Sohne trennen. Uebrigens erkenne ich wohl Ihre Hingebung in alle Dem an, was Sie mir gestern gesagt haben; glauben Sie nur, ich fühle die gute Gesinnung Ihrer Rathschläge für mein eigenes Interesse recht gut und auch, daß diese Gelegenheit nicht wiederkehren

wird; aber ich könnte Nichts genießen, müßte ich meine Kinder hier lassen, und bei dieser Idee gebe ich selbst jedes Bedauern auf.“

Großes Herz, das so schnell und mit so wenig Kampf sich von einer Hoffnung lossagt, wenn sie nicht auch für ihre Kinder leuchtet! Von einer römischen Mutter könnte man keinen anderen Brief haben! — Und wieviel Anmuth in diesem letzten Zuruf, in diesem letzten Liede mütterlicher Sorglichkeit! der Heroismus ist hier sanft wie eine Liebkosung; das Opfer preßt nur ein Lächeln ab!

Trotz alle Dem opferte sich Toulan und bot das Letzte auf. Nach der Denunciation der Tison floh er nicht wie Lepitre, Moille und Brunot, sondern er trotzte der Anklage, er trotzte Hebert und forderte mit einer großartigen Frechheit, daß man sofort seine Sachen versiegele. Ein Haftsbefehl wurde gegen ihn erlassen, er kümmerte sich nicht darum. Man arretirte ihn; er bat Diejenigen, die ihn zu verhaften kamen, ihn in seine Wohnung zu führen, um einige Kleidungsstücke mitzunehmen und dabei gleich seine Sachen zu versiegeln. Unterwegs begegnete ihm sein Freund Riccard und er bat ihn, mitzukommen, um einige ihm gehörige Papiere, die auf seinem Bureau lägen, an sich zu nehmen. Riccard verstand Toulan.

In Toulan's Wohnung entspann sich nun eine heftige Discussion wegen der Papiere zwischen Riccard und den Commissairen. Toulan, der in ein Nebenzimmer gegangen war, um sich die Hände zu waschen, stürzte plötzlich eine Wasserflasche um, und während dieses Geräusches und des Lärmens, den der zornige Riccard jetzt mehr denn je losließ, entging es den Commissairen, daß sich eine geheime Thür leise öffnete: Toulan war frei, aber er floh doch nicht aus Paris; vielmehr miethete er sich in einem an den Temple stoßenden Hause ein Zimmer, in dem er seine häufigen Zusammenkünfte mit Turgy hatte und von wo aus er Nachrichten an die Gefangenen gelangen ließ. Noch als die

Königin in der Conciergerie war, machte er der Prinzessin Elisabeth durch Hornsignale seine Mittheilungen und zwar so laut, daß sie genöthigt war, ihn zur Klugheit zu mahnen.

Die Königin würdigte diesen Mann gebührend, als sie, um ihm zu danken für Alles, was er versucht und noch versuchen würde, nichts Besseres fand, als ihn in ihr Mutterglück einzuweihen: „Sagen Sie Fidèle," schrieb sie nämlich, „daß ich meinen Sohn alle Tage sehe."

Um nun noch die Königin zu retten, gab es nur Gott und den Baron von Batz.

Batz war Royalist, lebte in Paris, agitirte in ganz Frankreich und kämpfte gegen die Revolution. Ganz gleich, ob denuncirt, verfolgt, umzingelt — er war bald in der Vendee, bald in Lyon, Bordeaux, Toulon oder Marseille, und Robespierre erbleichte, wenn er seinen Namen hörte. Es war ein Proteus, Catilina und Casanova in einer Person zum Schrecken der Tyrannei. Kopf und Hand schmiedeten Intriguen, der Arm focht und kämpfte — ein Diplomat und Abenteurer. Batz war überall, und wo er nicht war, drohte er doch. Er hatte seine Agenten in den Sectionen, unter den Gemeindebeamten, bei den Behörden, in den Gefängnissen, an den Seehäfen und in den Grenzstädten; er war bald hier, bald dort, heute wie ein Schatten, morgen wie ein Blitz, und die Gesetze wie Spinnegewebe zerreißend; er war da, trotz aller Maßregeln dagegen, trotz Aufpasser und geschlossener Thore, mit falschen Pässen, falschen Aufenthaltskarten und Bürgerscheinen. Er tauchte auf und verschwand plötzlich in der Menge, die bei seinem Anblick betroffen ward. Er ging durch die Straßen, in die Gefängnisse, in die Café's, zu den Orgien der Conventsmitglieder; säete hier Worte, dort Gold, ermuthigte die Getreuen, kaufte die Käuflichen, warb die Unschlüssigen; kaufte ganze Bureaux, ein Departement von Paris, die Polizei und handelte mit der Revolution; dabei war er ungreifbar, unfaßbar, entschlüpfte den

Händen, entsprang mitten auf dem Boulevard einem großen bewaffneten Volkshaufen; bald wie durch Wunder, bald durch Freunde gerettet, die, vertraut mit allen seinen Plänen, lieber sterben, als ihn verrathen wollten.

Dieser Mann machte sogar dem Terrorismus Furcht. Man höre z. B. folgenden Brief des Ueberwachungsausschusses des Convents an den öffentlichen Ankläger:

„Der Ausschuß schärft Dir ein, alle Anstrengungen zu verdoppeln, um den schändlichen Batz zu entdecken. Versäume in Deinen Verhören keinen Umstand, schene keine Geldversprechungen und dergleichen, verlange von uns die Freiheit jedes Verhafteten, der sich verpflichtet, ihn zu entdecken oder ihn todt oder lebend einzufangen. Der Ausschuß wiederholt, daß er außer dem Gesetz steht, daß auf seinen Kopf ein Preis gesetzt ist und sein Signalement sich überall befindet, so daß er nicht entwischen kann. Er muß entdeckt werden, und keine Gnade für Diejenigen, die ihn anzeigen konnten, ohne es gethan zu haben, das heißt also, daß wir um jeden Preis diesen Verbrecher haben wollen.“

In der That setzte man 300,000 Francs auf den Kopf des Herrn von Batz; man empfahl dem öffentlichen Ankläger, in den gerichtlichen Verhandlungen gegen seine Mitschuldigen alle Details der großartigen Pläne des Batz zu unterdrücken, darüber nur das Nothwendige zu äußern, ohne die angewandten Mittel anzugeben; so sehr fürchtete man das Ruchbarwerden, daß ein Mann gegen die Revolution gekämpft und sie in Gefahr gebracht habe.

Gleichwohl hatte in den ersten Zeiten der Revolution Nichts einen solchen Mann in diesem Landhauptmann von Albret erkennen lassen. Er war durch den Adel seiner Provinz als Deputirter in die Generalstaaten eingetreten und hatte sich nur durch seine Kenntnisse im Finanzwesen, durch seine Opposition gegen die Creirung der Assignaten und seine wichtigen

Berichte über die Staatsschulden als Präsident der Section des Liquidations-Ausschusses bemerklich gemacht. Am 12. und 15. September 1791 protestirte er gegen die Handlungsweise der Nationalversammlung; dann verlor sich seine Spur.

„Rückkehr und treffliches Benehmen des Herrn von Batz, dem ich wieder 512,000 Francs schulde;" dieser Satz in dem Tagebuche Ludwig's XVI. unterm 1. Juli 1792 belehrt uns dann, daß die Aufopferung des Vermögens und Lebens des Baron von Batz für die königliche Sache begonnen habe. Nach dem 10. August ging Batz zu den Prinzen nach Coblenz. Der Proceß des Königs rief ihn wieder nach Paris; er konnte den König nicht aus dem Temple befreien; aber am 21. Januar war er es, der sich mit drei Ergebenen auf den Zug des Verurtheilten stürzte und schrie:

„Hierher, wer den König retten will!"

Untröstlich darüber, daß er nicht das Glück gehabt, seinen kühnen Vorsatz auszuführen und Ludwig XVI. gerettet zu haben, wie einst sein Vorfahr Heinrich IV., weihte Batz von nun sein Herz und seine Gedanken der königlichen Familie.

Herr von Batz, der ein großes Vermögen besaß und zu Anhängern die edelsten Namen Frankreichs hatte; mit dieser kleinen Armee der Rochefort, Saint-Maurice, Marsan, Montmorency, Pons, Sombreuil und seinem anderen Selbst, seinem Adjutanten, dem Marquis von Guiche, der sich so glücklich und kühn unter dem Namen von Sevignon verbarg; Batz mit dem Muth aus der Unterstützung der Rousset, der Devaux, Cortey und Michonis, unternahm nun nach Toulan das Werk der Befreiung.

Cortey, Krämer in der Rue de la Loi, bei dem der Baron von Batz gewöhnlich wohnte, war Capitain der bewaffneten Macht der Section Lepelletier. Er hatte sich, ohne Zweifel auf den Rath und für die Pläne von Batz, zum vertrauten Freunde Chretien's gemacht, der Geschworner beim Revolutions-

Tribunal war und Cortey in die kleine Zahl derjenigen Officiere hinübergenommen hatte, denen man die Wache im Thurme anvertraute, wenn ihre Compagnie Theil am Dienst im Temple nahm. Der Municipalbeamte war schon vorher erwählt worden; es war Michonis, der, glücklicher als Toulan, den Denunciationen entgangen war. Das Zusammenfallen einer Wache von Michonis und Cortey war die Basis des Batz'schen Planes, dessen Erfolg durch die Mitwirkung einiger dreißig Mann der Section gesichert schien, über deren Sympathien und Muth kein Zweifel obwaltete.

Der Tag kam endlich, an dem Cortey und Michonis zusammen den Dienst im Temple hatten. Batz war dadurch in's Gefängniß gekommen, daß er mitten in der Compagnie Cortey's marschirte. Die Posten wurden nun so vertheilt, daß die ergebenen dreißig Mann die Wachen auf der Treppe und am Thurm übernahmen, oder die Patrouillen von Mitternacht bis um zwei Uhr Morgens. Michonis hatte die Wache in der Wohnung der Königin. Von Mitternacht bis um zwei Uhr, während dieser Stunden, in welchen alle wichtigen Posten von den Leuten des Baron Batz besetzt waren, sollten die Fürstinnen, in lange Ueberröcke eingehüllt und inmitten einer Patrouille, die den Dauphin zu entführen hatte, unter der Leitung Cortey's, der als Commandant des Thurmes allein das große Thor während der Nacht öffnen konnte, aus dem Temple entfliehen.

Es war elf Uhr. Der Augenblick nahte. Der Tapferste zitterte, als Simon plötzlich athemlos und beunruhigt herbeikam und zu Cortey, den er kannte, sagte:

„Wenn ich Dich nicht hier sähe, wäre ich nicht ruhig."

Diese Worte genügten Batz; es schoß ihm plötzlich durch den Kopf, Simon zu tödten und die Befreiung mit offener Gewalt zu erzwingen. Aber der Lärm einer Feuerwaffe hätte eine allgemeine Gefahr heraufbeschworen, denn man war des Postens im Thurm und auf der Treppe jetzt nicht sicher, und mißglückte

der Streich — was wäre dann aus der königlichen Familie geworden? Michonis übertrug nun mit einer unverrückbaren Ruhe Simon seinen Dienst und machte Anstalten, nach dem Gemeinderath zu gehen, der ihn hatte rufen lassen. Schon vorher war Batz unter dem Vorwand, Lärm auf der Straße gehört zu haben, an der Spitze einer Patrouille aus dem Temple gegangen, mit dem Entschluß, seinen Plan ein ander Mal auszuführen.

So hatte diesmal Simon die Königin für die Revolution trotz Batz erhalten; die Tison vorher desgleichen trotz Toulan. Aber diese hatte bereits durch die Hand Gottes mit sichtlichem und schrecklichem Zeichen ihre Vergeltung dafür bekommen.

Eines Tages sprach die Tison ganz allein mit sich selbst, worüber die Tochter Marie Antoinettens lachte; ihre Mutter sah sie freundlich darauf an, denn sie war glücklich, das Lachen ihrer Tochter zu vernehmen. Armes Kind! Es lachte über eine Wahnsinnige! Schon längere Zeit nämlich hatte die Tison gekränkelt und war nicht mehr ausgegangen. Die Krankheit, welche plötzlich den Dauphin überfallen, hatte sie beunruhigt, und wie ein Vorwurf gequält. Nun war sie verrückt. Ganz laut sprach sie von ihren bösen Thaten und ihren Angebereien vom Schaffot, Gefängniß und von der Königin. Sie klagte sich selbst an und schmähte sich. Sie glaubte diejenigen todt, die sie denuncirt hatte. Alle Tage erwartete sie die von ihr angeklagten Beamten, und da sie diese nicht wiederkommen sah, legte sie sich unter Thränen nieder. Schreckliche Träume quälten sie in der Nacht, und durch ihr Geschrei, welches ihr die wildbewegte Phantasie entriß, weckte sie die Gefangenen auf. Tagtäglich stürzte sie vor der Königin auf die Kniee und ba= und beschwor sie:

„Ich bin eine Unglückliche . . . . . Ich bitte Verzeihung von Ew. Majestät . . . Ich bin die Ursache Ihres Todes!“

Sie kannte ihre eigene Tochter nicht mehr! Schreckliche Zuckungen überfielen sie, so daß sie kaum acht Männer zu halten

und in ein anderes Zimmer zu bringen vermochten. Zwei Tage nachher transportirte man sie nach dem Hôtel-Dieu, wo sie starb, in der letzten Stunde noch von Gewissensbissen gefoltert!

Die Königin hatte der Reuigen verziehen und ihr Trost und Hülfe gespendet. Sie hatte dieser Frau vergeben, welche in der Nacht zum 21. Januar, als sie die Königin und die Prinzessin Elisabeth weinen hörte, mit nackten Füßen hereingekommen war, um sich an den Thränen zu weiden!

Als diese Unglückliche fort war, fragte die Königin in einem Billet an Turgy: „W i r d s i e a u c h g u t v e r p f l e g t?"

Die Fluchtprojecte und Versuche, Batz, der frei war und lebte, die Erkundigungen des Sicherheitsausschusses, die Gerüchte und Befürchtungen im Volke, die Prophezeihungen des Mirabilis liber, der Restauration der Lilienkrone und des Untergangs der Söhne von Brutus durch den jungen Gefangenen;" das Interesse, welches die Gironde für den königlichen Märtyrer an den Tag legte und dem sie in ihren Reden glänzenden Ausdruck verliehen — das Alles hatte den Convent außer sich gebracht.

So sollten nun alle Leiden der Königin durch einen höchsten Schmerz gekrönt werden. In diesem Herzen, das nur Eine Wunde war, fand die Republik noch eine Stelle für eine neue Verwundung und schwerer als alle anderen.

Am 3. Juli um zehn Uhr Abends traten die Beamten bei der Königin ein. Marie Antoinette, die Prinzessin Elisabeth, Madame hatten sich beim Geräusch der Thüren erhoben; auch der Dauphin erwachte. Die Beamten theilten der Königin den Beschluß des Ausschusses für das öffentliche Wohl, den der Convent genehmigt hatte, mit:

„Der Ausschuß für das öffentliche Wohl befiehlt, daß Capet's Sohn von seiner Mutter getrennt werde."

Die Königin war nach dem Bett ihres Sohnes gestürzt, der aufschrie und sich in die Arme der Mutter warf. Sie legt

sich über ihn und deckt ihn mit ihrem ganzen Körper; sie wendet sich gegen die Hände, die nach ihm langen, und die Beamten sehen, daß diese Mutter ihren Sohn nicht lassen will. Sie drohen, Gewalt zu brauchen und die Wachen zu rufen . .

„So tödtet mich doch erst!" rief die Königin.

Eine Stunde, eine ganze Stunde dauerte dieser Kampf der Thränen und Drohungen, des Zornes und der Abwehr zwischen diesen Männern, die Sturm auf diese Mutter laufen, und diesem Weibe, das sie abhält, ihr den Sohn zu entreißen. Endlich drohen die Beamten, müde ihrer Schmach, daß sie das Kind tödten würden: — bei diesem Worte ist das Bett frei. Die Prinzessin Elisabeth und Madame kleiden das Kind an — der Königin war dazu keine Kraft mehr geblieben! Dann, bedeckt mit den Thränen und Küssen seiner Mutter, seiner Tante und Schwester, folgt der arme, in Thränen zerfließende Kleine den Beamten: er kommt von seiner Mutter zu Simon!

Das bewilligte man wenigstens der Königin, daß sie in Ruhe weinen durfte. Es waren keine Beamten mehr um sie. Die Gefangenen blieben Tag und Nacht hinter den Riegeln; nur drei Mal des Tages brachten die Wachen das Essen und untersuchten die Gitterstäbe der Fenster. Die Prinzessin Elisabeth und Madame machten die Betten und bedienten die Königin, die so niedergedrückt war, daß sie sich bedienen ließ.

Die Königin lebte nur einige Stunden am Tage: es waren die Stunden, während deren sie ihrem Sohne auflauerte, wenn er die Wendeltreppe, die nach dem obersten Geschoß führte, bestieg. Bald hatte sie noch eine bessere Gelegenheit entdeckt, nämlich eine kleine Spalte in dem Verschlag der Plattform des Thurmes, auf welcher das Kind spazieren geführt wurde. Zeit und Welt waren nur noch für die Königin um dieser Spalte und um dieses Augenblicks wegen da, in dem sie ihren „Kleinen" sehen konnte.

Zuweilen brachten ihr die Commissaire Nachrichten von

ihrem armen Kinde; oftmals Tison; denn er hatte die Gewissensbisse seiner Frau geerbt und suchte durch Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten das Frühere wieder gut zu machen; auch hatte die Königin Alles vergessen, was er ihr Böses zugefügt, wenn er kam und ihr mittheilte, daß ihr Sohn gesund sei und mit dem Ball spiele . . . . Ach! bald bat die Prinzessin Elisabeth Tison und die Beamten, Nichts mehr von dem der Königin zu erzählen, was sie von dem Martyrium und der Erziehung ihres Sohnes hörten:

„Meine Mutter, schrieb Madame später, wußte und ahnte davon genug . . . .“

IX.

Marie Antoinette in der Conciergerie. — Der Kerkermeister Richard. — Revolutionaire Ungeduld. — Vergebliche Anstrengungen für Beweisstücke gegen die Königin. — Hoffnungen der Royalisten. — Chevalier von Rougeville. — Der Kerkermeister Bault. — Rede Billaud-Varennes. — Brief von Fouquier-Tinville.

Am 2. August 1793 schlief die Königin in der Conciergerie.

In der letzten Zeit war sie im Temple nur noch geschmäht und gekränkt worden. In dem Maße, als sie sich dem Revolutions-Tribunal näherte, wurden die Beleidigungen gegen sie gröber und wüthender, und bald hatten sie die Grenzen der gemeinsten Rohheit erreicht. Der Beamte Bernard zog der Tochter der Königin den Stuhl fort, indem er sagte:

„Ich habe nie gesehen, daß man Gefangenen Tische und Stühle gab; Stroh ist gut genug für Euch.“

Ein Dichter, der noch das Kleid des Hofes trug und dessen Wohlthaten genoß, Dorat-Cubières, befahl, der Königin einen Hornkamm zu kaufen: „Buchsbaum wäre zu gut!“ Die

letzten Besuche, die sie im Temple empfing, geschahen nur, um sie zu beleidigen.

Am 1. August, um zwei Uhr Morgens, riß man die drei Frauen aus dem Schlaf und theilte Marie Antoinette das Decret des Convents mit!

„Marie Antoinette wird vor einen außerordentlichen Gerichtshof gestellt und soll auf der Stelle nach der Conciergerie gebracht werden.“

Die Königin beschäftigte sich schweigend damit, ihre Kleider in ein Bündel zusammen zu packen. Die Prinzessin Elisabeth und Madame flehten um die Gnade, ihr folgen zu dürfen; aber vergeblich. Die Königin kleidete sich im Beisein der Beamten an, die ihre Taschen zu untersuchen begehrten; die Königin ließ es sich gefallen. Man nahm ihr Alles weg, Alles, was ihr von Denen geblieben, zu denen sie im Himmel betete, Alles, was ihr von Denen geblieben, die sie auf der Erde geliebt: ein Päckchen Haare von ihrem Gatten und ihren Kindern; die kleine Schreibtafel, auf der sie ihren Sohn rechnen lehrte; eine Brieftasche, in der sich die Adresse des Arztes ihrer Kinder und Portraits der Prinzessinnen von Hessen und Mecklenburg, der Freundinnen ihrer Kindheit, ein Bildniß der Frau von Lamballe, ein Gebet an das heilige Herz von Jesus und eins an die Unbefleckte Empfängniß befanden. Nichts ließ man ihr, als ein Taschentuch und ein Flacon für den Fall, daß ihr unwohl würde. Dann küßte die Königin ihre Tochter, ermahnte sie zur Standhaftigkeit und zur Folgsamkeit gegen ihre Tante, die sie als ihre zweite Mutter betrachten solle und prägte ihr noch einmal ein, daß sie Allen verzeihen möge, die ihren Eltern Unrecht gethan.

Die kleine Prinzessin war stumm vor Rührung und Schrecken. Die Königin warf sich dann in die Arme der Prinzessin Elisabeth und anempfahl ihr ihre Kinder. Die Schwester Ludwig's XVI. hielt sie umschlungen und murmelte ihr einige

Worte in's Ohr. Dann ging die Königin, ohne noch einmal den Kopf zu wenden oder einen letzten Blick auf ihre Schwester oder ihre Tochter zu richten, so sehr fürchtete sie, daß sie ihre Festigkeit verließe.

Sie war fort; an den Mauern ihres Gefängnisses ließ sie folgende Inschrift zurück, welche den Wuchs ihrer beiden Kinder normirte:

27. März 1793, vier Fuß zehn Zoll drei Linien.
Drei Fuß zwei Zoll.

Als die Königin aus dem Thurm ging, ohne sich zu bücken, stieß sie sich den Kopf an der Thür. Man fragte sie, ob sie sich weh gethan?

„O nein! sagte sie, mir kann jetzt Nichts mehr weh thun!"

Municipalbeamte, darunter auch Michonis, begleiteten Marie Antoinette vom Temple nach der Conciergerie. Dort angekommen, ließ man die Königin die Nacht in dem Zimmer des Kerkermeisters Richard zubringen.

Am folgenden Tage umging der mitleidige Richard, den die stumme Genehmigung und die heimliche Unterstützung einiger Municipalofficiere dazu aufmunterte, den Befehl Fouquier's, und die Königin wurde nicht in ein Cachot, sondern in ein Zimmer gebracht, dessen beide Fenster nach dem Hof der Frauen hinausgingen. Dies war ein ziemlich großes, mit viereckigen Fliesen gepflastertes Gemach, der frühere Versammlungssaal, in den die Beamten der obersten Gerichtshöfe vor der Revolution an gewissen Tagen des Jahres kamen, um die Wünsche der Gefangenen entgegenzunehmen. Als wenn die Dinge um die Königin herum Seele und Worte besäßen, waren die Mauern mit alten Tapeten bekleidet, die Lilien darstellten. Ein Breterverschlag, in dessen Mitte sich eine große Oeffnung befand, theilte das Gemach in seiner ganzen Breite in zwei fast gleich große Piecen, die jede durch ein nach dem Hofe hinausgehendes Fenster erleuchtet wurden. Die hintere Abtheilung wurde

das Aufenthaltszimmer der Königin; die andere, nach welcher die Thür führte, wurde für die beiden Gensdarmen bestimmt, die dort Tag und Nacht wachten und nur durch eine quer vor die Oeffnung gestellte Tapetenwand von der Königin getrennt waren.

Das ganze Mobiliar des Zimmers Marie Antoinettens bestand aus einer Holzbettstelle, rechts vom Eingang und dem Fenster gegenüber; ferner aus einem Strohstuhl in der Brüstung des Fensters, auf dem die Königin fast den ganzen Tag verbrachte, um in den Hof und die Menschen darauf kommen und gehen zu sehen, oder während der laut geführten Unterhaltungen der Gefangenen unter ihrem Fenster flüchtig die Nachrichten zu erhalten, die man ihr zuwarf.

In der Conciergerie, in der Nähe Fouquier's, dem Henker verfallen, wurde die Königin trotzdem nicht mit elenden und schändlichen Quälereien verschont. Die Königin hatte ihre Wäsche im Temple lassen müssen; Michonis schrieb daher, am 19. August, an die Municipalbeamten, die den Dienst im Temple hatten:

„Bürger Collegen, Marie Antoinette beauftragt mich, ihr vier Hemden und ein Paar nicht numerirte Schuhe, deren sie sehr nöthig hat, zu besorgen." Diese vier Hemden, welche Michonis verlangt hatte und die bald auf drei reducirt wurden, bewilligte man der Königin nur von zehn zu zehn Tagen. Die Königin hatte nur zwei Kleider, die sie einen um den anderen Tag anzog — ein armseliges schwarzes Kleid, ein armseliges weißes, beide halb verfault durch die Nässe in ihrem Zimmer.... Genug davon, es könnten die Worte fehlen.

Lange Tage, lange Nächte, Wochen und Monden verflossen zwischen dem Eintritt der Königin in die Conciergerie und ihrem Proceß. Schmerzliche Pein der Königin, die außerhalb des Lebens und dem Tode verfallen, doch noch keine Ruhe in diesem Tode fand! Sie betete. Sie las. Sie hielt ihren

Muth aufrecht und beschäftigte ihre Phantasie. Sie bat zu Gott, daß es zu Ende gehen möchte, und las Bücher, um sich mit Geduld zu waffnen. Aber welche Bücher, deren Erzählung nicht armselig, deren Inhalt nicht weit hinter dem Roman ihrer Erlebnisse zurückbliebe? Welche Lectüre könnte mit allen Schauern nur einen Augenblick die Königin von Frankreich in der Conciergerie zerstreuen? „Die schauderhaftesten Abenteuer!“ — so verlangte Marie Antoinette wörtlich, als sie durch Richard Bücher von Montjoye begehrte, und Nichts war im Stande, ihr einige Zerstreuung zu verschaffen, als die Geschichte von Cook, seine Reisen und Schiffbrüche, die Schrecken des Unbekannten, die Trauerspiele der Unendlichkeit, die wüthenden Kämpfe zwischen Meer und Mensch.

Inzwischen wurden die Revolutionaire ungeduldig, und man verlangte nach der „großen Freude des Vater Duchesne,*) die österreichische Wölfin endlich abgeschlachtet zu sehen.“ Aber man hatte gut anklagen; es war unmöglich, ein schriftliches Beweisstück gegen die Königin anzuschaffen. Lange vor dem 10. August hatte die Königin, vorsichtiger als ihr Gemahl, jedesmal vor dem Zubettgehen alle die Papiere verbrannt, die ihre Freunde compromittiren konnten. Die einzigen Schriftstücke, welche sie zu compromittiren vermochten, waren vernichtet worden oder verloren gegangen in Folge der Aufhebung des Tribunals vom 17. August, welches den Proceß gegen Affry und Cazotte führen sollte. Alle Träume Marat's genügten daher nicht, Beweise zu schaffen. Héron, der Spion des Allgemeinen Sicherheits-Ausschusses, versprach nun, die Angeklagte durch schriftliche Beweise zu erdrücken. Der Ausschuß wartete und hoffte; Héron brachte endlich nicht mehr als folgende Denunciation:

---

*) Le père Duchesne hieß Hebert's Journal.

Anm. d. Uebers.

„Ich erkläre, daß Vaudreuil, Groß-Falkenier des ehemaligen Königs, 1784 und 1785 für fünf Hundert achtzig Tausend Francs Wechsel auf Pascaud zog, als er an der Bank spielte, die die Königin im Schlosse von Versailles hielt. Dieser Pascaud und die Königin, ebenso wie Vaudreuil, haben mitgewirkt bei dem Plan zum allgemeinen Bankerott, zu welchem Plane auch die Massacre der Bürger des Hauses Réveillon gehörte.“

Nach Empfang dieser Denunciation wurde sie sogleich dem Bürger Laignelot übergeben, der „mit der Leitung der Anklage der ehemaligen Königin beauftragt“ war. Laignelot konnte damit, trotz seines Wunsches, Nichts anfangen, und nun brachte Héron in einem Aufsatz eine Menge von ihm erfundener Scheußlichkeiten bei, die er Marat vorlegte. Marat jedoch, obwohl in solcher Hinsicht sehr nachsichtig, fand die Arbeit Héron's so unsinnig, daß er diesem gar nicht verhehlte, der Ausschuß würde sie in's Feuer werfen. Trotzdem erbot er sich, den Aufsatz zu corrigiren und in eine andere Form zu bringen, und so umgearbeitet durch Marat, wurde er durch Héron dem Allgemeinen Sicherheits-Ausschuß übergeben. Der Ausschuß vermuthete, daß so positiven Beschuldigungen Actenstücke zu Grunde liegen müßten, und befahl auf der Stelle, „daß der Bürger Héron sofort dem Bürger Bayle, einem seiner Mitglieder, alle die Actenstücke übergebe, die zur Abfassung seines Memoire gedient haben.“ Da Héron seine Anklagen erfunden hatte, so besaß er auch keine Documente, und der Ausschuß sah sich daher genöthigt, Héron's und Marat's Memoire abzuweisen, anderwärts zu suchen und noch ferner zu warten, trotz des Geschreies und der Wuth, welche sich über die Langsamkeit äußerte. „Man macht um zwei Uhr Mittag, sagte man, um die Tiegerin von Oesterreich zu verurtheilen; man verlangt Beweise dazu, während, wenn ihr gerecht gethan würde, sie wie Pastetenfleisch gehackt werden müßte.“

Während alle Welt an ihrem Tode arbeitete, fühlte sich

die Königin wieder wohler, denn die frühere Grausamkeit ihrer Quälerei war verschwunden. Der Bürger und die Bürgerin Richard, brave Leute, die den Befehlen Fouquier's so viel sie konnten das Unmenschliche und Scheußliche benahmen, umgaben sie mit Aufmerksamkeiten und Zuvorkommenheiten, die wohl dazu beitrugen, die Königin zu trösten. Durch ihre Anstrengungen erhielt die Königin ein gutes Bett; sie brachten ihr Gerichte, die ihr nicht widerlich waren und wohlschmeckten; sie versuchten ihr kleine Ueberraschungen und Vergnügungen zu bereiten und durchstrichen die Märkte, die Hallen und die Umgegend, nur um ihr ein Gemüse, das sie gern aß, eine Frucht, genug Etwas, was sie liebte, anzuschaffen; dabei gestanden sie oft ein, für wen sie kauften, um besser bedient zu werden, und fanden oft Handelsleute, wie z. B. die Obsthändlerin in der Halle, die bei jener Mittheilung ihre ganze Bude umkehrte und ihre schönste Melone an Richard für seine Gefangene gab. Selbst die Gensdarmen konnten das Mitleid nicht zurückhalten; der eine von ihnen begab sich des Rauchens, als er eines Morgens, nachdem er die ganze Nacht seine Pfeife nicht aus dem Munde gelassen, die Königin mit gerötheten Augen erblickte und sie sich sanft über großen Kopfschmerz beschwerte, ohne ihm jedoch Vorwürfe zu machen. Andere waren so barmherzig, daß sie der Königin den Schmerz ersparen wollten, den sie im Temple über die Nachrichten von ihrem Sohn erleiden mußte, und sie sagten zu den Commissairen: „Besonders hütet euch wohl, zu ihr von ihren Kindern zu sprechen!"

Diese Ruhe der Königin, dieses Mitleid ihrer Wächter stachelten die Anhänger draußen nicht wenig an und ermuthigten sie zu neuen Hoffnungen. Die Fürstin Labomiska schrieb um diese Zeit an Madame Dubarry:

„Die Königin ist noch in der Conciergerie; es ist falsch, daß man daran denkt, sie wieder in den Temple zu bringen; indessen bin ich doch über ihr Schicksal beruhigter." Die Mil=

lion, welche die Gräfin Janson für die Rettung der Königin bot, brachte die Unbestechlichkeit des Kapuziners Chabot in Versuchung. Den Emissairen, welche der Graf von Mercy von Brüssel aus mit Geld an Danton geschickt hatte, erwiderte dieser stolz, daß der Tod der Königin von Frankreich niemals seine Absicht gewesen, und daß er bereit sei, sich ihrer ohne jedes persönliche Interesse anzunehmen. Batz schlich um die Conciergerie. Ein Officier der Grenadiere der Töchter von St. Thomas, der während des ganzen 20. Juni neben der Königin gewesen war und am 10. August mit zu den Getreuen gehörte, ein tollkühner Mensch, der durch Schrecken und Gold den Septembergräueln entflohen und ein ander Mal auf ähnliche Weise dem Gefängnisse nach dem 31. Mai entronnen war, einer jener leidenschaftlichen Partisanen, die Frankreich niemals fehlen werden, der Chevalier von Rougeville, hatte mit Michonis, der Batz in den Temple geleitet hatte, bei Gelegenheit mehrerer Begegnisse bei Fontaine, einem Holzhändler, und bei der Frau Dutilleul in Vaugirard mündliche Verabredungen getroffen, in Folge deren ihn Michonis in die Conciergerie führte. Michonis, um den Gensdarmen die Erregung der Königin zu verbergen, sprach plötzlich mit ihr von ihren Kindern, die er im Temple gesehen habe. Hinter ihm machte Rougeville der Königin Zeichen, die diese jedoch nicht zu verstehen schien; er trat deshalb auf sie zu und raunte ihr in's Ohr, daß sie die Nelke aufheben möge, die er beim Ofen fallen gelassen. Sie hob sie auf; Rougeville fragte die Königin:

„Fehlt Ihnen der Muth?"

„Er fehlt mir nie!" antwortete die Königin.

Michonis und Rougeville gingen wieder fort und die Königin las nun das in der Nelke verborgene Billet.

„Es enthielt", erklärte später die Königin, nur leere Phrasen; als: „Was wollen Sie machen? Was denken Sie zu thun? Ich war im Gefängniß, ich habe mich durch ein Wun-

der gerettet. Ich werde Freitag wiederkommen . . . Auch wurde mir Geld angeboten."

Als die Königin das Billet in Stücke zerrissen hatte, versuchte sie darauf zu antworten, indem sie mit einer Nadel auf Papier kratzte:

„Ich bin immer unter Augen, ich spreche nicht, noch schreibe ich."

Ein Gensdarm überraschte sie hierbei, nahm das Papier weg und gab es der Bürgerin Richard. Aus deren Händen kam es in die von Michonis; aber das Complot war verrathen und Rougeville konnte nicht wiederkommen.

Leider schlug Alles fehl! Danton's Zeit war vorüber; Chabot fürchtete sich vor der Bestechung und gab die Gräfin Janson an. Batz gelang es nicht, der Königin einen Ueberrock zukommen zu lassen, unter dessen Verkleidung sie die Conciergerie in dem Augenblick der Ablösung der Posten hätte verlassen können. Noch ein Plan zur Rettung wurde gemacht; aber zu seiner Ausführung mußten die beiden wachhabenden Gensdarmen getödtet werden; darein jedoch wollte die Königin nicht willigen; ihr Leben war ihr um solchen Preis zu theuer.

Richard war abgesetzt worden; aber durch die Anstrengungen Daugé's, des Polizeiverwalters, der in Uebereinstimmung mit Hüe und Clery handelte, fand Marie Antoinette in dem Kerkermeister Bault einen zweiten Richard mit gleicher Sorglichkeit wieder; die einzige Sache, auf die sie viel gab, auf Trinkwasser, wurde ihr auch jetzt noch klar und rein in einer sauberen Tasse verabreicht. Eine alte Stickerei, die Bault an die Wand nagelte, schützte sie einigermaßen gegen die Nässe. Bault übernahm es auch, Fouquier die Bitte der Königin um ein leinenes Betttuch vorzutragen:

„Du verdienst unter die Guillotine gebracht zu werden!" war Fouquier's Antwort.

Aber Bault's erfinderischer Geist ersetzte das Betttuch durch

eine Matratze von feinster Leinwand; auch entzog er sie dem Qualm, dem Gelächter und den Flüchen der Gensdarmen, indem er seine Verantwortlichkeit zum Vorwand nahm, um den Schlüssel aus der Thür des Gefängnisses zu ziehen und die beiden Gensdarmen an die äußere Thür zu postiren.

Die Königin hatte die Idee, ihren Kindern ein letztes Andenken zu vermachen. Sie hatte aber keine Nadel; doch eine Mutter kann, was sie will: sie riß einige Faden aus der Stickerei an der Mauer, flocht sie mit zwei Zahnstochern zu einer Art Strumpfband, und als Bault eintrat, ließ sie diese Arbeit zu Boden fallen. Bault hob sie auf: er hatte verstanden.

Indessen mehrte sich die Ungeduld des Volkes über die Verzögerung des Processes gegen die Königin. Die Clubs, die Sectionen, die Behörden und die Departements stachelten tagtäglich den Ausschuß für das öffentliche Wohl auf, der ganz beschämt darüber war, daß man ihn zum Blutvergießen aufmuntern mußte. Aus dem Lager von Belehema bezeigte der Volksvertreter Garrau, der eine Mission bei der Pyrenäen-Armee hatte, dem Convent seine Entrüstung darüber, daß Marie Antoinette noch lebe, und bei Gelegenheit einer ähnlichen Todforderung Marie Antoinettens, die in derselben Sitzung vom 5. September durch die Section der Universität gestellt worden war, sagte der Deputirte Drouet:

„Nun gut! So laßt uns Mörder sein, wenn's sein muß!"

Der Ausschuß für das öffentliche Wohl hatte indessen solcher Aufreizungen gar nicht nöthig. Die Reihe von Befreiungsversuchungen für die Mutter Ludwig's XVII.; diese ewigen Complotts, diese decimirte Partei, die noch Heroen lieferte, das Alles ließ nicht ohne einen gewissen Schrecken. Man ging zornig die lange Liste der Spione, der Beamten und Henker durch, welche bereits von den Opfern oder deren Leidensgefährten erkauft worden waren, und murmelte erröthend einige große

revolutionaire Namen, die bereits heimlich ihr Mitleid zu erkennen gegeben und für Milde gestimmt hatten. Konnte man die Conciergerie besser als den Temple überwachen? War man sicher, unerschütterliche Wächter und Beamte zu finden? War man nicht gewiß, so argwöhnte man doch geheime Correspondenzen zwischen der Conciergerie und der Außenwelt, und der Ausschuß zitterte jeden Tag, daß ihm die Bestechung oder die Treue diese große Beute entführe. Das mußte aufhören; man mußte auf die letzten Siege Oesterreichs damit antworten, daß man, nach dem Ausdrucke Saint-Just's, „die Infamie und das Schaffot in diese Familie bringe."

Am 3. October bestieg Billaud-Varennes die Tribüne. Es bleibe, sagte er, noch ein feierliches Decret übrig: „Die Frau Capet ist nicht bestraft; es ist endlich Zeit, daß der Convent das Schwert des Gesetzes auf dieses schuldige Haupt hernieder fallen lasse. Bereits hat das Uebelwollen in Folge Eures Stillschweigens das Gerücht verbreitet, daß Marie Antoinette heimlich vor dem Revolutions-Tribunal gestanden und als unschuldig befunden wieder nach dem Temple zurückgebracht sei, als wenn es möglich wäre, daß eine mit dem Blute des französischen Volks bedeckte Frau durch ein Volks-Tribunal, durch ein Revolutions-Tribunal für unschuldig befunden werden könne! Ich verlange, daß der Convent ausdrücklich decretire, daß sich das Revolutions-Tribunal unverzüglich mit dem Proceß und Gericht der Frau Capet beschäftigen werde."

Billaud's „lebhaft applaudirter" Vorschlag wurde einstimmig zum Decret erhoben, und Fouquier erhielt Ordre zu dessen Ausführung. Aber das Gewissen, ja das Gewissen eines Fouquier selbst bebte vor einem solchen Proceß ohne jegliches Beweisstück zurück; er schrieb am 5. October an den Präsidenten des Convents:

Paris, am 5. October 1793, Jahr II der Einen
und untheilbaren Republik.

„Bürger Präsident,

„ich habe die Ehre, den Convent davon zu benachrichtigen, daß das Decret, welches er am 3. d. M. erlassen, und wonach das Revolutions-Tribunal sich ohne Verzug und ohne Unterbrechung mit dem Proceß der Wittwe Capet beschäftigen soll, mir gestern Abend zugekommen ist; aber bis zu diesem Tage habe ich noch keine Beweisstücke gegen Marie Antoinette erhalten, so daß, wie lebhaft das Tribunal auch wünscht, das Decret des Convents zu vollziehen, es sich in der Unmöglichkeit befindet, dessen Erledigung zu bewirken, ehe ihm nicht Beweisstücke übergeben sind."

Fouquier unternahm gleichwohl den Proceß ohne solche Beweisstücke; doch nein! auf Grund der scheußlichen Aussagen, welche Hebert am 4. und am 7. October im Temple einem Kinde gegen dessen Mutter abgepreßt hatte!

X.

Erstes Verhör Marie Antoinettens. — Chauveau-Lagarde und Tronçon-Ducoudray, ihre Vertheidiger. — Die Königin vor dem außerordentlichen Criminalgericht. — Anklageacte. — Die Zeugen, die Beweise, die Fragen des Präsidenten, die Antworten der Königin. — Antwort der Königin auf Hebert's Anklage. — Körperliche Erschöpfung Marie Antoinettens. — Schluß der Verhandlung. — Der Proceß der Königin durch den „Vater Duchesne" beurtheilt. — Marie Antoinette verurtheilt und in die Conciergerie zurückgebracht.

Plötzlich wurde Marie Antoinette nach dem Justiz-Palast geführt und verhört. Es war ein geheimes Verhör; nur Herman, der Präsident des außerordentlichen Criminalgerichts, Fouquier, der öffentliche Ankläger, und der Gerichtsschreiber Fabricius waren dabei zugegen. Trotzdem entschlüpfte der Kö-

nigin bei diesem plötzlichen Verhör nichts ihrer Unwürdiges noch etwas für Andere Compromittirendes. Auf's Unbestimmte angegriffen, ohne Beirath, verfing sie sich weder, noch gestand sie Etwas zu, und von diesem ganzen Verhör blieb den Richtern nur die Wuth und die Scham, sie nicht überrumpelt und nicht eingeschüchtert zu haben.

Vergeblich hatten sie aus ihrem Verhör das Echo der Albernheiten eines kindisch gewordenen Volks gemacht; umsonst hatten sie ihre Anklagen aus den Fabeln und dem Geklatsch der Marktweiber geschöpft; umsonst ihre Fragen über die lächerlichsten Dinge an sie gerichtet, über die Milliarden, welche Marie Antoinette dem Kaiser von Oesterreich geschickt haben sollte, über ihr Benehmen am 10. August u. s. w.! Es hatte Nichts weiter bewirkt, als edle Antworten eines von ihnen mit Fragen gepeinigten Opfers.

Herman und Fouquier klagten Marie Antoinette an, „Louis Capet die Kunst großer Heuchelei gelehrt zu haben, mit welcher er so lange das gute französische Volk getäuscht."

Darauf antwortete Marie Antoinette:

„Ja, das Volk ist getäuscht worden, es ist grausam getäuscht worden, aber weder durch meinen Gatten, noch durch mich."

Herman und Fouquier klagten sie auch an, danach getrachtet zu haben, „über die Leichen der Patrioten wieder den Thron zu besteigen."

Marie Antoinette entgegnete:

„Ich habe nie Anderes als Frankreichs Glück gewünscht! Es möge glücklich sein! Es möge es sein, und ich wäre zufrieden."

Indessen mußte dieses erste Verhör doch für die öffentliche Verhandlung, für die eigentliche Anklage, für die Verurtheilung, eine Thatsache, einen Beweis oder mindestens ein Wort hergeben. Herman und Fouquier versuchten daher aus dieser Frau nicht eine den Acten nach strafbare, sondern eine den Absichten nach schuldige zu machen; die zwar keine Verschwörung

gemacht, aber sie gewünscht hätte; kurz und gut, deren Gedanken und Gefühle strafbar seien.

Herman und Fouquier fragten diese Königin:

„Glaubt Ihr, daß die Könige für das Glück der Völker nothwendig sind?"

Die Königin antwortete darauf, „daß Einer allein darüber nicht entscheiden könne."

Sie fragten ferner:

„Ihr bedauert ohne Zweifel, daß Euer Sohn einen Thron verloren hat."

Die Königin entgegnete, „daß sie nie Etwas für ihren Sohn bedauern werde, sobald sein Vaterland glücklich sei."

Dann fragte man sie noch, wie die Pharisäer einst Christus fragten: „was sie über die Siege der republikanischen Waffen denke?"

Darauf antwortete die Königin, „daß das Glück Frankreichs immer der höchste und erste aller ihrer Wünsche sei."

Nach Beendigung des Verhörs dachten Herman und Fouquier mit Bangen an das Decret des Convents. Sie wagten es nicht, diesen Stimmen, diesen Wünschen zu gehorchen, die sich in den Journalen äußerten und von der Gerechtigkeit verlangten, die Henker nicht länger warten zu lassen, sondern gleich dem römischen Verfahren, bei dem es ohne Weiteres vom Capitol nach dem tarpejischen Felsen ging, den Tod der Königin zu vollziehen; man rief den Fluch auf die ihr gestellten Vertheidiger herab, damit die Agonie „der Mörder des Volks" weder Abhülfe, noch Mitleid, noch Andauer erhalte. . . . Herman und Fouquier fragten die Königin noch, ob sie einen Beirath habe, und auf die Antwort, „daß sie keinen habe und auch keinen kenne," bezeichneten ihr die beiden Richter als ihre Beiräthe und Vertheidiger die Bürger Chauveau-Lagarde und Tronçon-Ducoudray.

Bereits am nächsten Tage fand die öffentliche Verhandlung

statt. Eine ungeheure Menschenmenge drängte sich herzu und die Hallenweiber füllten die Tribünen.

Vadier, Amar, Vouland und Moses Bayle sind hinter Fouquier-Tinville.

Die Königin ist in Trauer; sie sitzt und erscheint ruhig und aufmerksam. Zuweilen, als vergäße sie die Gegenwart und wiege sich in ihren Gedanken, läßt sie die Finger über die Armlehne des Fauteuils wie über ein Piano gleiten. Ihr Blick — das Einzige, was sie vom Throne mit sich genommen — läßt die Frauen des Volks sagen:

„Siehst Du, wie stolz er ist!"

Die Königin hat erklärt, „Marie Antoinette von Lothringen-Oesterreich zu heißen, fast 38 Jahre alt und Wittwe des Königs von Frankreich zu sein, geboren in Wien und bei Gelegenheit ihrer Verhaftung im Sitzungssaal der Nationalversammlung gewesen zu sein."

Der Gerichtsschreiber verliest die Anklageacte:

„Antoine Quentin Fouquier, öffentlicher Ankläger beim Revolutions-Tribunal zu Paris, durch Decret des National-Convents vom 10. März 1793, im zweiten Jahr der Republik, errichtet und ohne Berufung auf den Cassations-Gerichtshof, kraft der ihm durch Artikel II eines anderen Decrets des Convents vom 5. April übertragenen Vollmacht, wonach der öffentliche Ankläger des genannten Tribunals das Recht erhalten hat, auf Grund von Denunciationen der bestehenden Autoritäten oder von Bürgern verhaften, verfolgen und richten zu lassen,

„erklärt, daß

„in Folge eines Decrets des Convents vom 1. August, Marie Antoinette, Wittwe Louis Capet's, dem Revolutions-Tribunal als angeklagt, gegen Frankreich sich verschworen zu haben, überwiesen worden ist; daß, durch ein anderes Decret des Convents vom 3. October, beschlossen wurde, daß das Revolutions-Tribunal sich unverzüglich und ohne Unterbrechung

der Verhandlung damit beschäftige; daß der öffentliche Ankläger die Acten, die Wittwe Capet betreffend, am 19. und 20. des ersten Monats des Jahres II, gewöhnlich 11. und 12. October genannt, erhalten hat; daß sogleich durch einen der Richter des Tribunals zum Verhör der Wittwe Capet geschritten wurde und daraus erhellte,

„daß nach Art der Messalinen Brunehild, Fredegunde und Medicis, die man früher auch Königinnen von Frankreich nannte, und deren Namen, für immer gebrandmarkt, nie aus den Jahrbüchern der Geschichte gestrichen werden, Marie Antoinette, Wittwe Louis Capet's, während ihres Aufenthalts in Frankreich nur die Landplage und der Blutigel der Franzosen gewesen ist; daß sie selbst noch kurz vor der glücklichen Revolution, die dem französischen Volke seine Souverainetät wiedergegeben, politische Verbindungen mit dem als König von Böhmen und Ungarn qualificirten Mann unterhalten hat und diese Verbindungen dem Interesse Frankreichs feindlich waren; daß, nicht zufrieden, in Verein mit den Brüdern Louis Capet's und dem niederträchtigen, abscheulichen Calonne, damals Minister der Finanzen, die Finanzen Frankreichs (Frucht der Arbeit des Volks) in einer schrecklichen Weise verschwendet zu haben, um ungehörigen Vergnügungen nachzugehen und die Agenten dieser verbrecherischen Verbindungen zu bezahlen, es auch feststeht, daß sie zu verschiedenen Malen dem Kaiser Millionen übersandt hat, die ihm dazu dienten und noch dazu dienen, Krieg gegen die Republik zu führen, und sie durch diese ungeheuren Verschwendungen den Nationalschatz erschöpfte;

„ferner, daß seit der Revolution die Wittwe Capet nicht einen Augenblick aufhörte, Verbindungen und verbrecherische, Frankreich benachtheiligende Correspondenzen mit den fremden Mächten und im Innern der Republik durch ihr ergebene Agenten zu unterhalten, die sie durch den ehemaligen Schatzmeister der ehemaligen Civilliste besoldete oder besolden ließ;

„daß sie zu verschiedenen Zeiten alle Mittel aufgeboten hat, die sie für ihre treulosen Absichten geeignet fand, um eine Contrerevolution zu veranlassen:

„erstens, indem sie unter dem Vorwand einer nothwendigen Vereinigung der ehemaligen Garde du Corps und der Officiere und Soldaten des Regiments Flandern eine Mahlzeit beider Corps am 1. October 1789 veranstaltete, die in eine wahre Orgie ausartete, wie sie es gewünscht hatte, und während welcher die Agenten der Wittwe Capet, die ihre contrerevolutionairen Absichten getreulich unterstützen, die meisten der Gäste dahin brachten, in dem Uebermaß ihrer Trunkenheit Lieder zu singen, welche die größte Hingebung an den Thron und die entschiedenste Abneigung gegen das Volk ausdrückten, sowie die weiße Cocarde aufzustecken und die Nationalcocarde mit Füßen zu treten; ferner, daß sie durch ihre Gegenwart alle diese contrerevolutionairen Excesse billigte, besonders indem sie die Frauen ihrer Begleitung ermunterte, weiße Cocarden an die Soldaten zu vertheilen, und endlich, daß sie am 4. October ihre unverhohlene Freude über alle diese Ereignisse während der Orgie an den Tag legte;

„zweitens, indem sie übereinstimmend mit Louis Capet contrerevolutionaire Schriften drucken und eifrig in dem ganzen Gebiete der Republik vertheilen ließ, selbst solche, welche von den Verschwörern jenseit des Rheines herrührten oder in deren Namen veröffentlicht wurden, als: Petition an die Emigranten, Antwort der Emigranten, die Emigranten an das Volk, die kürzesten Thorheiten sind die besten, das Journal zu zwei Liards, die Ordnung, der Marsch und Einzug der Emigranten; — indem sie ferner die Treulosigkeit und Heuchelei so weit trieb, Werke drucken und mit demselben Eifer vertheilen zu lassen, in denen sie in sehr wenig vortheilhafter Weise geschildert war, aber so, wie sie es nur zu sehr in jener Zeit verdiente, und dies deshalb, um den fremden Mächten die Ueberzeugung

aufzudringen, daß sie von den Franzosen gemißhandelt werde und dadurch noch mehr gegen Frankreich aufzureizen; ferner, indem sie, um schneller ihre contrerevolutionairen Pläne auszuführen, durch ihre Agenten eine Hungersnoth in Paris und Umgegend in den ersten Tagen des October 1789 bewirkte, die zu einem neuen Aufstande führte, in Folge dessen eine zahllose Menge Bürger und Bürgerinnen sich am 5. October nach Versailles begaben; diese Thatsache wird ohne jeden Zweifel durch den Ueberfluß festgestellt, der am Tage nach der Ankunft der Wittwe Capet in Paris und in ihrer Familie geherrscht hat;

„ferner, hat sich ergeben, daß gleich nach ihrer Ankunft in Paris die Witwe Capet, geübt in allerhand Intriguen, Clubs in ihrer Wohnung gebildet hat; daß diese Clubs, bestehend aus allen Contrerevolutionairen und Intriguanten der National- und der legislativen Versammlung, sich in der Nacht versammelten; daß man sich in denselben damit beschäftigte, die Menschenrechte wieder aufzuheben, sowie die bereits erlassenen Decrete, welche die Basis der Constitution bilden sollten; daß man in diesen Zusammenkünften über die Mittel berathschlagte, um die Revision der dem Volke günstigen Gesetze herbeizuführen, und die Flucht Louis Capet's, der Wittwe Capet und der ganzen Familie unter angenommenen Namen im Monat Juni 1791 verabredete; daß die Wittwe Capet, wie sie auch in ihrem Verhör einräumte, Alles allein veranstaltet und für diese Flucht vorbereitet und die Thüren derjenigen Zimmer geöffnet und geschlossen hat, durch welche die Flüchtlinge gingen, daß unabhängig von dem Geständniß der Wittwe Capet in dieser Hinsicht, es nach den Erklärungen von Louis Karl Capet und der Tochter Capet feststeht, daß Lafayette, in jeder Hinsicht der Günstling der Wittwe Capet, und Bailly, damals Maire von Paris, im Augenblicke dieser Flucht anwesend waren und sie mit all ihren Mitteln begünstigten; daß die Wittwe Capet gleich nach ihrer Rückkehr von Varennes diese Zusammenkünfte von Neuem ver-

mittelt, ihnen selbst präsidirt und in Einverständniß mit ihrem Favoriten Lafayette die Tuilerien geschlossen hat, so daß man dadurch die Bürger verhinderte, frei in den Höfen des ehemaligen Schlosses der Tuilerien ein- und auszugehen, da nur mit Karten versehene Personen daselbst eintreten konnten; daß diese Einschließung, die der Verräther Lafayette emphatisch als eine den Flüchtlingen von Varennes auferlegte Strafe darzustellen wußte, nur eine in diesen geheimnißvollen und heimlichen Zusammenkünften geschmiedete List war, um die Bürger der Mittel zu berauben, zu entdecken, was man in diesem infamen Schloß gegen die Freiheit anzettelte; daß in diesen selben Zusammenkünften die schreckliche Massacre beschlossen ward, die am 17. Juli 1791 an den eifrigsten Patrioten auf dem Marsfelde verübt wurde, und ebenso die Schlächterei, welche vorher in Nancy und noch an verschiedenen anderen Orten der Republik stattgefunden hatte; daß alle diese Unternehmungen, wodurch das Blut einer ungeheuren Anzahl von Patrioten vergossen ward, deshalb veranstaltet waren, um früher und sicherer die Revision der auf Grund der Menschenrechte erlassenen Decrete zu bewirken, welche den ehrgeizigen und contrerevolutionairen Absichten Louis Capet's und Marie Antoinettens entgegen waren;

„daß ferner, nachdem die Constitution von 1791 einmal angenommen war, die Wittwe Capet danach strebte, sie unmerklich durch allerhand Künste, die sie und ihre Agenten in verschiedenen Theilen der Republik aufboten, zu vernichten; daß alle diese Schritte nur geschahen, um die Freiheit zu unterdrücken und die Franzosen wieder unter das Joch der Tyrannei zu bringen, unter welchem sie soviel Jahrhunderte lang geschmachtet haben; daß deshalb die Wittwe Capet danach trachtete, in diesen geheimen Zusammenkünften, die man längst und mit Recht als das österreichische Cabinet bezeichnete, alle die Gesetze zu umgehen, die die gesetzgebende Versammlung beschloß, und sie es auch war, die Louis Capet bestimmte, sein Veto dem

berühmten und heilsamen Decret entgegen zu setzen, welches die Versammlung gegen die ehemaligen Prinzen, Louis Capet's Brüder, gegen die Ausgewanderten und gegen die Horde eidbrüchiger und fanatischer in ganz Frankreich verbreiteter Priester erlassen — dies Veto, welches eine der Hauptursachen all der Uebel bildete, die Frankreich erleiden mußte.

„Ferner hat sich ergeben, daß es die Wittwe Capet gewesen, welche all die schlechten Minister und die Männer für die Stellen in der Armee und bei den Behörden ernannt hat, die von der ganzen Nation als Verschwörer gegen die Freiheit gekannt waren; daß durch ihre Umtriebe und die ihrer Agenten sie ebenso schlau als geschickt es bewirkte, daß die neue Garde Louis Capet's aus alten Officieren gebildet ward, welche ihre Corps verlassen hatten, als sie den Eid auf die Verfassung leisten sollten, ferner aus meineidigen Priestern und Fremden, genug, aus lauter dem größten Theil der Nation verhaßten Menschen, die werth waren, in der Armee von Coblenz zu dienen, wohin wirklich auch eine große Anzahl nach ihrer Abdankung gegangen ist;

„daß es die Wittwe Capet gewesen, die, in Verein mit der freiheitmörderischen Partei, die damals die gesetzgebende Versammlung und später auch noch eine Zeit lang den Convent dominirte, den Krieg an den König von Böhmen und Ungarn, ihren Bruder, erklärte, durch welche Umtriebe und Frankreich für immer verderbliche Intriguen, der erste Rückzug der Franzosen aus dem belgischen Gebiete bewirkt ward;

„daß es die Wittwe Capet gewesen, die den fremden Mächten den Kriegs- und Angriffsplan, der im Kriegsrath aufgestellt worden, zukommen ließ, durch welchen doppelten Verrath die Feinde stets vorher von allen Bewegungen unterrichtet waren, die von den republikanischen Armeen geschahen; woraus folgt, daß die Wittwe Capet Ursache der Niederlagen ist, welche die französischen Armeen verschiedene Male erlitten;

„daß die Wittwe Capet mit ihren treulosen Agenten die schreckliche Verschwörung angestiftet und ausgeheckt hat, welche am 10. August ausbrach und die nur an den muthigen und unglaublichen Anstrengungen der Patrioten scheiterte; daß sie zu diesem Zwecke in ihrer Wohnung, in den Tuilerien, bis zu den Kellern herab, die Schweizer aufstellte, welche nach dem Ausdruck der Decrete nicht mehr die Garde Louis Capet's bilden sollten; daß sie dieselbe vom 9. bis zum 10. früh, wo die schreckliche Verschwörung ausbrechen sollte, in einem Zustande von Trunkenheit erhielt, und zu gleichem Zwecke auch seit dem 9. eine Menge, als Dolchritter qualificirte Individuen versammelte, welche bereits an derselben Stelle am 23. Februar 1791 und dann am 20. Juni 1792 figurirt hatten;

„ferner, daß die Wittwe Capet, die ohne Zweifel fürchtete, daß die Verschwörung nicht all den Erfolg haben werde, den sie sich versprochen, am Abend des 9. August gegen neun und ein halb Uhr in dem Saale war, in dem die Schweizer und andere ihr Ergebene an Patronen arbeiteten, und während der Zeit, wo sie zur Anfertigung der Patronen ermunterte und noch mehr aufzureizen suchte, selbst Patronen nahm und in die Kugeln biß ... (die Worte fehlen, um eine solche Scheußlichkeit gebührend zu bezeichnen); daß sie Louis Capet gedrängt und bestürmt hat, gegen fünf ein halb Uhr Morgens in die Tuilerien zu kommen, die Revue über die wirklichen Schweizer und andere Verbrecher, die sich als solche verkleidet hatten, abzunehmen, und ihm nach seiner Rückkehr ein Pistol mit den Worten gab: „Jetzt ist der Moment, wo Sie sich zeigen können!" und als er sich weigerte, ihn einen Feigling nannte; daß, obgleich die Wittwe Capet in ihrem Verhör fest versichert hat, keinen Befehl ertheilt zu haben, um auf das Volk zu schießen, doch ihre beobachtete Haltung am Sonntag den 9. August im Schweizersaale, die Zusammenkünfte, welche in der Nacht gehalten wurden und denen sie beiwohnte, die Scene mit dem

Pistol und ihre Aufforderung an Louis Capet, ihr plötzliches Verlassen der Tuilerien und die Flintenschüsse, die noch in dem Augenblicke fielen, als sie in den Sitzungssaal der gesetzgebenden Versammlung trat — alle diese Umstände zusammen doch keinen Zweifel darüber gestatten, daß es in der Zusammenkunft, die während der Nacht stattfand, verabredet worden war, auf das Volk zu schießen, und daß Louis Capet und Marie Antoinette, Letztere als Leiterin der ganzen Verschwörung, selbst Befehl zum Dreinschießen gegeben haben;

„ferner hat sich herausgestellt, daß Frankreich den Intriguen und treulosen Umtrieben der Wittwe Capet, sowie denen der bereits erwähnten freiheitmörderischen Faction und aller Feinde der Republik, jenen inneren Krieg verdankt, der es schon so lange verwüstet und dessen Ende zum Glück nicht ferner ist, als das seiner Urheber;

„daß zu allen Zeiten die Wittwe Capet es war, die durch ihren Einfluß, den sie sich auf den Geist Louis Capet's verschafft hatte, ihn die feine und gefährliche Kunst der Heuchelei gelehrt hatte, und sie ihn in öffentlichen Documenten gerade das Gegentheil von Dem versprechen ließ, was er dachte und im Verein mit ihr im Geheimen anzettelte, um die den Franzosen so theure Freiheit, die sie sich zu bewahren wissen werden, zu vernichten und wiederzuerlangen, was sie „die Fülle der königlichen Prärogative" nannten;

„daß endlich die Wittwe Capet, unmoralisch in jeder Hinsicht und eine neue Agrippina, so vertraut und eingeschult in alle Verbrechen ist, daß sie ihre Eigenschaft als Mutter und die durch die Gesetze der Natur vorgeschriebene Grenze vergaß und sich nicht entblödete . . . .
. . . .
. . . ."

Nach Vorlesung dieser Anklageacte forderte der Präsident die Angeklagte auf, aufmerksam zuzuhören.

Nun begannen die Zeugenaussagen, oder es folgte vielmehr eine Geschichte der Revolution, welche aus dem Munde eines Lecointre und Hebert, eines Silly und Terrasson, eines Gointre und Garnerin, der Königin alle Verbrechen, alles Blut, den Bankerott, die Massacres, den Krieg, die Hungersnoth, die Verräthereien, Verwüstungen, Hinopferung von Gatten und Vätern, die Niederlagen, die Desertionen, Complotte, alle Schmach und alles Unglück, alle Trauer — kurz und gut die ganze Revolution zuschrieb. Zwei Tage lang rollte man derart die letzte Zeit vor der Königin auf, und suchte zu beweisen, daß sie an all dem Unglücke Schuld sei, daß ihr Mißgeschick, die Stationen ihrer Leiden — wie die Octobertage, Varennes, das Veto, der 10 August, der Temple — nur Resultate ihrer Verbrechen gewesen seien.

Doch suche man in dieser Fluth von Declamationen und Ungeheuerlichkeiten keine Thatsache, suche man keinen Beweis. Die beiden Wechsel von 80,000 Francs mit der Unterschrift Marie Antoinettens, die Tisset bei Septeuil gesehen haben will und die, wie Tisset sagt, vom 10. August datirt waren; diese beiden Wechsel, von denen einer nach Olivier Garnerin über 80,000 Francs auf die Polignacs lauten sollte; dieselben beiden Wechsel, die wieder nach Valazé's Aussage eine Quittung von 15,000 Francs waren — wo sind sie? Man legt sie nicht vor! der Brief Marie Antoinettens, den Didier Jourdeuil bei Affry gesehen zu haben versichert und der lauten sollte: „Kann man auf Ihre Schweizer rechnen? Werden sie sich gut halten, wenn es so weit ist?“ — wo ist er! Man legt ihn nicht vor! Und so mit Allem.

Geht also, ihr Zeugen der Wahrheit und des Muths! Geht, ihr Edelmänner, die ihr euch vor dem Märtyrerthum und eurem Banner neigt! Geht, ihr edlen Seelen, Söhne von 89, denen 93 keine Feigheit nachsagen kann! Was thut's, Latour du Pin, daß Du die Königin begrüßest wie einst in Versailles,

und sie mit Gefahr Deines Lebens gegen die Beschuldigung der Gräuel von Nancy vertheidigst? Was nützt Dein kräftig Wort und Deine furchtlose Erklärung, Bailly, daß „die in der Anklageschrift enthaltenen Thatsachen vollständig falsch sind?" Und Du, Manuel, dessen Zeugniß anfangs die Königin fürchtete, was nützt Dein Stillschweigen? Wozu dient's, d'Estaing, daß Du diese Königin nicht anklagst, über die Du Dich angeblich zu beklagen hast? . . . Es handelt sich ja nicht um die Unschuld der Königin und auf euch hört ja das Tribunal nicht! Diese Ohren sind nur den Aussagen offen, welche die Königin des Aufkaufs der Lebensmittel oder sogar der Mitbetheiligung an einer Fabrik falscher Assignaten bezüchtigen; einer Aussage wie der der ehemaligen Kammerfrau der Königin, zu der Herr von Coigny in Versailles bei Gelegenheit mehrerer durch die Königin ihrem Bruder für den Türkenkrieg übersandten Summen gesagt haben sollte: „Er kostet uns schon mehr als zwei hundert Millionen und damit ist's noch nicht genug!" Beifälliges Murmeln der Zuhörer begrüßte die Aussage: daß einmal die Königin, als sie der Herzog von Orleans ermorden wollte, untersucht wurde und man zwei Pistolen bei ihr fand, weshalb ihr Gatte sie zu vierzehn Tagen Arrest verurtheilte. Gleiches Murmeln ermuthigte auch Labenette, diesen Affen Marat's, ernstlich zu bestätigen, daß die Königin zu verschiedenen Malen Männer gedungen habe, um Marat zu ermorden!

Und nun die Fragen, die man der Königin vorlegte! z. B.: „Ob sie nicht die Hälfte der Volksvertreter habe umbringen lassen wollen? Ob sie nicht ein ander Mal mit Artois zusammen die Versammlung in die Luft zu sprengen trachtete?"

Die Königin war bewunderungswürdig in ihrer Geduld und Kaltblütigkeit; sie zwang ihre Hoheit zur Demuth; sie unterdrückte mit Energie ihre Entrüstung; sie antwortete auf die Verläumdung mit einer Sylbe der Verneinung, auf die Albernheit mit Stillschweigen, auf das Gemeine mit Majestät. Die

Königin rechtfertigte sich nur, um Andere zu rechtfertigen, und während dieser langen Debatten entschlüpfte ihr kein einziges Wort, welches einen ihrer Anhänger hätte in Gefahr bringen oder das Gewissen ihrer Richter hätte beruhigen können.

Als sie der Präsident fragte: „Ob sie die drei Regimenter besucht habe, welche sich in Versailles befanden, um die königlichen Vorrechte zu vertheidigen? sagte die Königin:

„Ich habe darauf Nichts zu antworten.“

Als sie der Präsident beschuldigte, ungeheure Summen für Klein-Trianon Frankreich entzogen zu haben, — für dies Klein-Trianon, deren Verwaltungskosten Saulavie selbst auf nicht mehr als 72,000 Francs jährlich im Jahre 1788 veranschlagte — antwortete Marie Antoinette, indem sie nicht mehr zu dem Gericht, sondern zu ganz Frankreich sprach:

„Es ist möglich, daß Klein-Trianon ungeheure Summen gekostet hat, vielleicht mehr, als ich gewünscht habe; man wurde nach und nach in Ausgaben gestürzt; übrigens wünsche ich mehr als ein Anderer, daß man erfahre, was dort geschehen ist.“

Als sie der Präsident anklagte, ihre Beziehungen zur Frau von la Motte geläugnet zu haben, antwortete Marie Antoinette:

„Mein Vorsatz ist es nicht, zu läugnen; ich habe die Wahrheit gesagt und werde dabei bleiben.“

Der Präsident getraute sich nicht die schamlosen Anklagen zu berühren, welche Hebert sich am 7. October im Thurm des Temple verschafft hatte. Ein Geschworner jedoch zog sie herbei.

„Bürger Präsident, sagte er, ich ersuche Euch, der Angeklagten bemerklich zu machen, daß sie noch nicht auf die Thatsachen geantwortet hat, von denen der Bürger Hebert sprach und die ihr Verhältniß mit ihrem Sohne behandeln.“

„Wenn ich noch nicht geantwortet habe,“ entgegnete die Königin, „so geschah es, weil sich die Natur sträubte, auf eine solche einer Mutter vorgelegte Frage zu antworten.“

Und indem sie sich dann gegen die Mütter wandte, welche auf den Tribünen waren:

„Ich berufe mich auf alle, welche hier anwesend sind!“

Unsterbliche Zukunft! Gedenke des Elenden, der dem Herzen Marie Antoinettens diese Worte abpreßte, vor denen die Menschen sich beugen werden! Gedenke dieses Mannes, den Robespierre tadelte und der gräulicher war als die Septembergräuel! Gedenke, daß Hebert der Unschuld eines jungen Mädchens, ihren Thränen und ihrer Scham Gewalt anzuthun versuchte, um sie zu lehren, ihre Mutter zu entehren! Gedenke, daß, indem seine Hand die eines achtjährigen Kindes führte, er dasselbe Scheußlichkeiten seiner Mutter unterzeichnen ließ, über die Messalien sich empört gefühlt hätte! Dir sei Hebert überlassen! Sein Name sei ein Schreckbild und werde für immer verabscheut!

Die Sitzungen des Tribunals begannen um neun Uhr Morgens und schlossen erst spät in der Nacht. Welche übermenschliche Anstrengung, daß die Königin, krank, abgemattet, ohne Nahrung, ohne Ruhe, sich beherrschen und aufrecht erhalten, sich keinen Augenblick vergessen und zu jeder Zeit ihre entschwundenen Kräfte aufbieten soll, um ihr Gesicht und ihre Natur zu beherrschen! Das Volk verlangte dabei alle Augenblicke, daß sie sich von ihrem Tabouret erhebe, um sie besser sehen zu können.

„Wird das Volk denn meiner Ermattung nicht bald satt?“ murmelte die Königin erschöpft.

Einmal, halb ohnmächtig und ihrer Anstrengung erliegend, entschlüpfte es ihren Lippen wie eine Klage:

„Ich habe Durst!“

Diejenigen, die neben ihr standen, sahen sich an; aber Keiner wagte der Wittwe Capet zu trinken zu geben! Ein Gensdarm hatte zuletzt das Mitleid, ihr ein Glas Wasser zu holen,

und den Muth, es ihr zu überreichen. Die Königin ging jedesmal erschöpft, vernichtet aus dem Tribunal. Als sie in einer Nacht wieder ihr Gefängniß betrat, sagte sie im Hofe der Conciergerie:

„Ich gehe nicht mehr dahin, ich kann nicht mehr, ich vermag nicht mehr zu laufen!" Und ohne den Arm des Gensdarmen hätte sie nicht die drei steinernen Stufen herabsteigen können, welche vom Corridor nach ihrem Zimmer führten. Trotzdem hatte sie am folgenden Tage in der Sitzung wieder ihre moralische und physische Energie, neue Kräfte und neue Standhaftigkeit für neue Martern gefunden.

Die Königin stand ihren Anklägern allein gegenüber; sie hatte nur sich zum Rath und zum Vertheidiger. Die ihr ex officio gestellten Vertheidiger waren erst am Sonntag, den 13. October, um Mitternacht davon in Kenntniß gesetzt worden. Von Montag früh bis zum Mittwoch Abend hatten sie mit ihr nur drei kurze Unterredungen von einer Viertelstunde gehabt, wobei sie überdies verspottet, behorcht und durch drei oder vier Personen überwacht wurden, die der Königin keine Vertheidigung, ja nicht einmal eine Antwort erlaubten. Dann kam noch hinzu, daß die Königin anfangs kein Vertrauen zu den ihr vom Gericht gestellten Beiräthen fassen konnte, bis sie sich endlich in ihrem eigenen Interesse und in Folge der herzlichen Worte der Advokaten dazu verstand. Bestürmt durch sie im Namen ihrer Kinder, einen Aufschub zu begehren, damit sie Zeit hätten, sich zu ihrer Vertheidigung vorzubereiten, gab ihnen die Königin endlich nach und entschloß sich, an den Präsidenten des Convents folgendes Gesuch zu richten:

„Bürger Präsident, die Bürger Trouçon und Chauveau, die das Tribunal mir zu Vertheidigern gegeben, machen mich aufmerksam, daß sie erst heute von ihrer Bestimmung in Kenntniß gesetzt wurden; ich soll morgen vor Gericht erscheinen und es ist ihnen unmöglich, sich in so kurzer Zeit mit den Proceß-

acten vertraut zu machen, ja sie selbst nur zu lesen. Ich schulde meinen Kindern, kein nothwendiges Mittel für die gänzliche Rechtfertigung ihrer Mutter außer Acht zu lassen. Meine Vertheidiger verlangen drei Tage Aufschub, ich hoffe, daß der Convent ihn bewilligen wird.

„Marie Antoinette.“

Der Aufschub ward nicht bewilligt . . . . .

Am Mittwoch, den 15. October, um Mitternacht, sagte der Präsident des Tribunals jedoch zu den Vertheidigern:

„In einer Viertelstunde werden die Debatten zu Ende sein; bereitet Euch zur Vertheidigung der Angeklagten vor.“

Eine Viertelstunde, um ihre Vertheidigung vorzubereiten! . . . .

Chauveau-Lagarde übernimmt es, die Königin gegen die Anklage des Einverständnisses mit den auswärtigen Feinden zu vertheidigen; Tronçon-Ducoudray gegen die Anklage des Einverständnisses mit den Feinden im Inlande.

Das Verhör ist zu Ende.

Die Königin antwortet dem Präsidenten, der sie fragte, ob sie noch Etwas für ihre Vertheidigung anzuführen habe?:

„Gestern kannte ich die Zeugen nicht; ich wußte nicht, was sie gegen mich aussagen würden. Nun! Keiner hat eine positive Thatsache beigebracht. Ich schließe mit der Bemerkung, daß ich nur die Frau Ludwig's XVI. war und mich ganz nach seinem Willen richtete.“

Die Debatten wurden geschlossen.

Fouquier-Tinville nahm das Wort und wiederholte seine Anklageschrift. Indessen wagte er die Anklage Hebert's nicht wieder mit vorzubringen.

Die Vertheidiger sprechen darauf, und Chauveau-Lagarde wagte im Eingang seiner Rede den Proceß der Königin zu verurtheilen:

„Ich sehe in dieser verwickelten Angelegenheit, sagte er, nur eine Sache; es handelt sich nämlich nicht darum, Antworten zu geben, sondern nur Einwürfe zu erheben."

Nach Beendigung der Vertheidigung sprach der Präsident Herman, was die revolutionaire Justiz ein Resumé nannte. Er beschwor gegen Marie Antoinette die Manen aller Gestorbenen herauf, legte ihr alle angeführten Dinge ohne Beweise zur Last und schloß mit der Erklärung, „daß es das ganze französische Volk sei, welches Marie Antoinette anklage."

Herman hatte sich nicht Alles zu sagen getraut. Ein Anderer sollte den Proceß besser und roher resumiren. Denn man muß nicht die Pointe dieses Processes und der Revolution in der Anklageacte, oder in der gerichtlichen Verhandlung, oder in dem Resumé des außerordentlichen Criminalgerichtshofes suchen, sondern in derjenigen Nummer des „Vater Duchesne", welche Hebert während der Abstimmung über den Tod der Königin veröffentlichte:

„Ich nehme an, ... daß sie nicht all der Verbrechen schuldig ist, aber war sie nicht Königin? dieses Verbrechen genügt, um sie umzubringen; denn . . . . was ist ein König oder eine Königin? Giebt's denn in der Welt etwas Unlaustereres und Verbrecherischeres? Herrschen, ist das nicht der tödtlichste Feind für die Menschheit? Diese Contrerevolutionaire, die wir wie tolle Hunde todtschlagen, sind nur unsere Feinde zum Zeitvertreib; aber die Könige und ihre Race sind geboren, um uns zu schaden: indem sie geboren werden, sind sie zum Verbrechen bestimmt, wie eine Pflanze, die uns vergiftet. Eine Autorität, die mächtig genug ist, um einen König zu entthronen, begeht ein Verbrechen gegen die Menschheit, wenn sie nicht den Moment wahrnimmt, um ihn auszurotten, ihn und seine verf..... Familie. Was würde man von einem Dummkopf sagen, der auf dem Felde arbeitet und ein Schlangennest findet, wenn er sich begnügte, nur dem Vater das Haupt zu zertreten und Mit-

leid mit dem übrigen Gezücht hätte? Wenn er sagen würde: Es ist schade, eine arme Mutter mitten in ihren Kindern zu tödten, die so klein und so niedlich sind! Ich werde dies hübsche Nest mit nach Hause nehmen, um meine kleinen Meerkatzen damit zu belustigen? Beginge er nicht aus Dummheit ein sehr großes Verbrechen? . . . Keine Gnade! Sobald uns Kaiser, Könige, Königinnen, Kaiserinnen, unter die Hände fallen, so befreien wir davon die Erde!"

Die den Geschworenen vorgelegten Fragen waren:

„1. Steht es fest, daß es Umtriebe und Einverständnisse mit den fremden Mächten und anderen auswärtigen Feinden der Republik gegeben hat, welche Umtriebe und Einverständnisse dahin zielten, ihnen Geldhülfe zu verschaffen, den Eintritt in's französische Gebiet zu öffnen und hier die Erfolge ihrer Waffen zu erleichtern?

„2. Ist Marie Antoinette von Oesterreich, Wittwe Louis Capet's, überführt, an diesen Umtrieben Theil genommen und Einverständnisse mit unterhalten zu haben?

„3. Ist es wahr, daß ein Complot und eine Verschwörung bestanden hat, die zum Zwecke gehabt, den Bürgerkrieg im Innern der Republik anzufachen?

„4. Ist Marie Antoinette von Oesterreich, Wittwe Louis Capet's, überführt, an diesem Complot und an dieser Verschwörung sich betheiligt zu haben?"

Die Geschworenen beriethen sich eine Stunde. Sie traten in den Gerichtssaal mit der Bejahung aller ihnen vorgelegten Fragen wieder ein.

Nach einer Rede des Präsidenten an das Volk, in der er diesem jedes Zeichen des Beifalls untersagte, ward Marie Antoinette wieder hereingeführt.

Man las ihr die Erklärung der Jury vor.

Fouquier erhob sich nun und beantragte die Todesstrafe gegen die Angeklagte, gemäß des Artikels 1 der ersten Abthei-

lung des Titels I, des zweiten Theils des Strafcodex und gemäß Artikel 2 der ersten Abtheilung des Titels I des zweiten Theils desselben Codex.

Der Präsident fragte die Angeklagte darauf, ob sie noch Etwas über die von dem Ankläger angerufenen Gesetze auszusetzen habe.

Marie Antoinette sagt Nein mit einem Zeichen ihres Kopfes.

Der Präsident sammelte nun die Stimmen seiner Collegen, „und, nach der einstimmigen Erklärung des Gerichtshofs, verurtheilte er, auf den Antrag des öffentlichen Anklägers hin und gemäß der von diesem angezogenen Gesetze, die Marie Antoinette, genannt Lothringen-Oesterreich, Wittwe Louis Capet's, zur Strafe des Todes; erklärte, gemäß des Gesetzes vom 10. März, ihre Güter, wenn sie deren im Gebiete des französischen Territoriums besitze, verfallen und confiscirt zu Gunsten der Republik, und befahl, daß nach dem Antrage des öffentlichen Anklägers, dieses Urtheil auf dem Revolutions-Platze vollzogen und in allen Theilen der Republik bekannt gemacht werde.“

Die Königin blieb unbeweglich. Sie stieg von ihrer Bank mit erhobener Stirn herab und öffnete selbst das Gitter.

Es war vier Uhr Morgens, als man sie nach der Conciergerie zurückführte.

XI.

Letzter Brief der Königin an die Prinzessin Elisabeth. — Der Prediger Girard. — Sanson. — Paris am 16. October 1793. — Die Königin auf dem Karren. — Der Zug von der Conciergerie nach dem Revolutionsplatz. — Bericht des Todtengräbers Joly. — Der Tod Marie Antoinettens und das menschliche Gewissen.

Die Königin ward nicht wieder in ihr Zimmer geführt, sondern in das Cabinet der Verurtheilten, welches in einem Theile der Gerichtskanzelei lag. Gleich nach ihrer Ankunft daselbst, bat sie Bault, ihr Schreibmaterialien zu geben, und nun schrieb sie ihr Lebewohl an die Prinzessin Elisabeth, an ihre Kinder, an ihr Leben — dies königliche Testament einer christlichen Königin, die sich auf den Tod, auf Gott, auf die Zukunft vorbereitete. Und wenn Thränen das Papier benetzten, so waren es nicht die Thränen einer Frau, sondern einer Mutter über das arme Kind, welches durch Hebert gezwungen worden war, gegen die Ehre der eigenen Mutter und gegen die Ehre der Prinzessin Elisabeth, der anderen Mutter, zu zeugen! Was für ein Ton, in dem Marie Antoinette die Prinzessin Elisabeth bittet, zu vergeben und dem Kinde zugethan zu bleiben, welches sie zum Erröthen gebracht hatte! Wie groß auch die Qualen der Menschen in den letzten Stunden vor der Hinrichtung sein mögen, — was sind sie gegen diese letzten Gedanken einer Mutter?

Die Königin schrieb:

„16. October, 4½ Uhr Morgens."

„An Sie, meine Schwester, schreibe ich nun zum letzten Male: ich bin verurtheilt, nicht zu einem schimpflichen Tode, denn dieser ist nur für Verbrecher, aber zur Vereinigung mit Ihrem Bruder; unschuldig wie er, hoffe auch ich in der letzten Stunde die Festigkeit zu zeigen, die er bewiesen hat. Ich bin

ruhig, wie man es bei vorwurfsfreiem Bewußtsein ist; nur bedaure ich tief, meine Kinder verlassen zu müssen. Sie wissen, die ich nur für sie und Sie, meine gute, liebe Schwester, lebte, daß Sie aus Freundschaft Alles opferten, um bei uns zu bleiben . . . Ich habe während des Plaidoyers meines Processes erfahren, daß man auch Sie von meiner Tochter trennen wird. Ach, das arme Kind! ich wage ihm nicht zu schreiben, denn es würde ja meinen Brief nicht empfangen! Ich weiß nicht einmal, ob Sie diesen erhalten. Nehmen Sie für Beide meinen Segen. Ich hoffe, daß sie einst, wenn sie größer sind, sich wieder mit Ihnen vereinigen und ungeschmälert Ihre Liebe genießen werden. Mögen sie sich Beide stets erinnern, was ich ihnen eingeprägt habe: daß die Grundsätze und strenge Erfüllung ihrer Pflichten die erste Basis ihres Lebens bilden, daß ihre Liebe und ihr gegenseitiges Vertrauen ihrem Glücke nothwendig seien; daß meine Tochter, in dem Alter, in dem sie steht, sich bestrebe, ihren Bruder durch ihren Rath zu unterstützen, und ihm mit alle Dem beistehen möge, was ihr Freundschaft und Liebe für ihn eingeben. Mein Sohn seinerseits möge für seine Schwester alle Sorge aufrichtiger Anhänglichkeit tragen, und Beide sollen gedenken, daß, in welcher Lage sie sich auch befinden mögen, nur ihre Eintracht sie glücklich macht. Mögen sie an uns ein Beispiel nehmen; denn wieviel Trost schöpften wir in unserem Unglück aus unserer Freundschaft, und im Glück genießt man doppelt, wenn man es mit Jemandem theilen kann. Wo kann man aber bessere und sorgendere Freunde finden, als in der eigenen Familie? Möge mein Sohn niemals die letzten Worte seines Vaters vergessen, die ich ihm ausdrücklich wiederhole: daß er nie danach trachte, unseren Tod zu rächen.

„Ich habe nun auch mit Ihnen wegen einer für mich peinlichen Angelegenheit zu sprechen. Ich weiß, wieviel Verdruß Ihnen dies Kind gemacht — verzeihen Sie ihm, meine theure

Schwester, denken Sie an sein Alter und wie leicht es ist, einem Kinde Aussagen abzupressen, ohne daß es weiß, was es spricht. Es wird ein Tag kommen, das hoffe ich, wo es nur zu gut den Preis all Ihrer Liebe und Ihrer Sorgen um Beide schätzen wird . . . Nun bleibt mir noch, Ihnen meine letzten Gedanken anzuvertrauen; ich wollte sie bereits beim Beginn des Processes niederschreiben, aber abgesehen davon, daß man mich nicht schreiben ließ, war der Gang desselben so schnell, daß ich wirklich nicht Zeit dazu hatte.

„Ich sterbe, wie meine Vorfahren, in der römisch-katholischen, apostolischen Kirche, in der ich erzogen ward und zu der ich mich immer bekannte. Da ich keinen geistigen Trost mehr erwarten kann und auch nicht weiß, ob hier noch Prediger dieser Religion leben, und der Ort, wo ich bin, sie auch, sollten sie sich finden, zu vielen Gefahren aussetzen würde, so bitte ich selbst Gott aufrichtig um Vergebung aller meiner Sünden, die ich während meines Lebens begangen habe. Ich hoffe, daß er in seiner Güte mein letztes Gebet erhören wird, ebenso wie alle die, die ich seit langer Zeit schon an ihn richte, um meine Seele in Gnaden und Erbarmen aufzunehmen. Ich bitte Alle, die ich kannte, um Verzeihung und Sie besonders, meine liebe Schwester, für all das Unrecht, welches ich, ohne es zu wollen, Ihnen zugefügt haben könnte. Auch vergebe ich allen meinen Feinden das Böse, das sie mir zugefügt. Ich sage hier meinen Tanten und allen meinen Brüdern und Schwestern Lebewohl. Ich hatte Freunde: der Gedanke, für immer von ihnen getrennt zu sein und an ihr Ungemach, ist eine der größten Bekümmernisse, die ich sterbend mit fortnehme; mögen sie wenigstens erfahren, daß ich bis zu meinem letzten Augenblick an sie gedacht habe. Adieu, meine gute, liebe Schwester! Wenn Sie diesen Brief nur erhalten! Denken Sie immer an mich, ich küsse Sie von ganzem Herzen, ebenso wie meine armen Kinder: mein Gott! wie schmerzlich, sie für immer verlassen zu müssen! Adieu,

Adieu, ich will mich nur noch mit meinem ewigen Heil beschäftigen. Da ich nicht frei in meinen Handlungen bin, so wird man mir vielleicht einen Priester zuführen; aber ich versichere hier, daß ich ihm nicht ein Wort sagen und ihn wie ein vollständig fremdes Wesen behandeln werde."

Die Königin gab diesen Brief an Bault, der noch am selben Tage zu seiner Frau sagte:

„Deine arme Königin hat geschrieben; sie hat mir einen Brief gegeben; aber ich konnte ihn nicht an seine Adresse gelangen lassen, sondern mußte ihn Fouquier bringen."

Die Königin dachte darauf an das Ereigniß der nächsten Stunden. Sie fürchtete, daß ihr durch Ermüdung und durch Krankheit erschöpfter Körper möglicherweise erliegen könnte; um sich zu kräftigen, verlangte sie Etwas zu essen: man brachte ihr ein Huhn, von dem sie einen Flügel aß. Dann forderte sie ein Hemd: die Frau des Gefangenwärters gab ihr eins. Bekleidet legte sie sich darauf auf ihr Bett, umhüllte sich die Füße mit einer Decke und schlief ein.

Sie schlief .... Jemand trat bei ihr ein ....

„Hier, „sagte man zu ihr," ein Prediger von Paris, der Sie frägt, ob Sie beichten wollen."

„Ein Prediger von Paris, murmelte leise die Königin, da giebt's schwerlich welche ...."

Der Prediger nahte sich und sagte der Königin, daß er sich Girard nenne, Prediger an Saint-Landry in der Cité sei und ihr die Tröstungen der Religion bringe.

Die Königin hatte Gott allein gebeichtet; sie dankte dem vereidigten Prediger, ohne ihn jedoch fortzuschicken. Dann erhob sie sich von ihrem Bett, durchschritt ihr Zimmer, um sich zu erwärmen und klagte über eiskalte Füße. Girard rieth ihr, das Kopfkissen auf die Füße zu legen: die Königin that es.

„Wollen Sie, daß ich Sie begleite?" fragte der Geistliche.

„Wie Sie wollen," antwortete die Königin.

Um sieben Uhr kam Sanson.

„Sie kommen sehr früh, mein Herr, meinte die Königin, können Sie nicht noch warten?

„Nein, Madame, ich habe Befehl zu kommen."

Die Königin war längst fertig, denn sie hatte sich selbst die Haare abgeschnitten.

Dann trank sie eine Tasse Chocolade, die man aus dem unweit der Conciergerie gelegenen Café geholt hatte, und aß eins jener kleinen Brödchen, die man damals Mignonette nannte und so klein waren, daß der Gensdarm Léger, aus Furcht, daß Nichts übrig bleiben würde, nicht davon zur Prüfung kostete.

Gegen elf Uhr wurde die Königin in die Kanzelei durch ein Spalier von Gensdarmen geführt, das von dem Zimmer an, in dem sie bisher geschlafen, bis nach der Thür der Kanzelei ging; man band ihr die Hände auf den Rücken.

In Paris schlug bereits um fünf Uhr Morgens die Trommel; in allen Sectionen wirbelte der Generalmarsch. Um sieben Uhr waren dreißig tausend Menschen auf den Beinen; Kanonen standen an allen Brücken, Plätzen und Kreuzwegen. Um zehn Uhr wurde die Circulation aller Wagen in den Straßen vom Justizpalaste ab bis nach dem Revolutionsplatze untersagt, und Patrouillen durchstreiften Paris.

Dreihundert tausend Menschen hatten gar nicht geschlafen; die übrigen waren beim Generalmarsch erwacht. Der Hof der Conciergerie, die Seitengassen, der große Perron des Parlaments, Straßen, Fenster, Brustwehren, Gitter, Balkone, Dächer — Alles war vom Volke besetzt, das auf sein Schauspiel harrte.

Elf Uhr schlug's von den Thürmen auf diese schweigende Menschenmenge herab . . .

Alle Köpfe, alle Augen drehten sich nun nach der Seite, von wo der Karren kommen mußte — ein elendes Ding mit schmutzigen Rädern, ein Bret, als Sitz, ohne Stroh, noch Heu auf dem Boden, mit einem kräftigen Schimmel davor, dem

voran ein Mann ging. Die Minuten schienen sich zu verlängern .... Ein dumpfes Gemurmel lief durch die Menge .... Jetzt gab ein Officier ein Commando; das Gitter öffnete sich: die Königin erschien, weiß gekleidet.

Hinter der Königin ging Sanson, der die Enden eines dicken Strickes hielt, womit die Ellenbogen der Königin nach hinten gezogen wurden. Marie Antoinette machte einige Schritte ... Ein kleiner, nur zu kleiner Tritt führte auf den Karren hinauf. Sanson wollte ihr die Hand reichen, um sie zu unterstützen, aber die Königin dankte durch ein Zeichen, stieg allein hinauf und wollte eben die Bank überschreiten, um sich dem Pferde gegenüber zu setzen, als Sanson und sein Gehülfe sagten, daß sie sich umkehren müsse. Der Prediger Girard, in Civilanzug, bestieg dann den Karren und setzte sich der Königin zur Seite. Sanson befand sich hinter ihr, so daß er sich gegen die Rückwand des Karrens lehnte; er hatte noch immer den Strick in der Hand, aber mit sichtlicher Sorgfalt ließ er ihn nach, um die Arme der Königin nicht zu fest zu schnüren. Sanson's Gehülfe war hinter ihm ...... Nur die Henker sollten an diesem Tage voller Anstand sein! ...

Endlich rollte der Karren aus dem Hofe und durch die Menschenmenge. Das Volk beherrschte sich anfangs und war still, während der Karren in der Mitte von Gensdarmen zu Fuß und zu Pferde durch eine doppelte Reihe Nationalgarden holperte.

Die Königin war mit einem schlechten Nachtmantel von weißem Piqué, der über einen schwarzen Unterrock fiel, bekleidet. In den Händen hielt sie ein schmales schwarzes Band, um ihren Hals lag ein weißes Mousselintuch; sie trug schwarze Strümpfe und schwarzlederne Schuhe mit zwei Zoll hohen Hacken, à la Saint Huberty genannt. Man hatte es ihr nicht bewilligt, entblößten Hauptes nach dem Schaffot zu fahren, sondern eine Linonmütze ohne jede Garnirung verbarg dem Volke die

schneeweißen Haare, die ihr die Revolution gebracht hatte ... Die Königin war bleich; ihr Blut hatte sich nach den Augen gezogen und diese erhitzt; ihre Wimpern waren starr und unbeweglich; ihr Haupt war aufrecht; ihr Blick schweifte mit Gleichgültigkeit bald über die Spaliere der Nationalgarden, bald über die Gesichter an den Fenstern, bald über die dreifarbigen Fahnen oder die Inschriften an den Häusern ....

Der Karren bog jetzt in die Rue St. Honoré ein. Das Volk verlangte, daß die Männer sich von den Fenstern entfernten .... Beinahe dem Oratorium gegenüber warf ein von seiner Mutter emporgehaltenes Kind der Königin mit seiner kleinen Hand einen Kuß zu .... Das war der einzige Augenblick, wo Marie Antoinette zu weinen fürchtete.

Beim Palais Egalité belebte sich der Blick der Königin einen Moment und die Inschrift an dem Thore entging ihr nicht.

Einige klatschten während des Zuges der Königin in die Hände, Andere schrieen.

Das Pferd ging Schritt und zog langsam seinen Karren fort. Die Königin mußte „lange den Tod trinken!“

Vor Saint-Roch hielt der Karren unter Geschrei und Gebrülle der Menge an. Tausend Schimpfreden tönten von den Stufen der Kirche wie eine einzige herüber und begrüßten die dem Tode entgegengehende Königin mit Gemeinheiten. Aber sie, majestätisch und ruhig, verzieh ihnen, indem sie nicht darauf hörte.

Von Neuem setzte sich der Karren in Bewegung, begleitet vom Geschrei des Volks, welches vornweg ging. Noch hatte die Königin kein Wort mit dem Prediger Girard gewechselt; nur von Zeit zu Zeit hatte sie ihm durch eine Bewegung zu verstehen gegeben, daß sie die Knoten der Stricke schmerzten. Girard hatte, um sie zu trösten, seine Hand auf ihren linken Arm gelegt. In der Passage der Jacobiner beugte sich die

Königin zu ihm und schien ihn über die Inschrift oberhalb einer Thür zu befragen, die sie nicht recht sehen konnte, und welche lautete: „Republikanisches Waffenhaus zur Vernichtung der Tyrannen." Statt aller Antwort hielt ihr Girard ein Kreuz von Elfenbein entgegen. In demselben Augenblick jedoch hob sich der Schauspieler Grammont, der sich mit seinem Pferde um den Karren herumtummelte, in seinen Steigbügeln empor, schwenkte seinen Degen und rief, indem er sich gegen die Königin drehte, dem Volke zu:

„Hier seht die infame Antoinette! . . . Sie ist zum T . . . . ., meine Freunde!"

Es war Mittag. Guillotine und Volk warteten bereits mit Ungeduld; endlich kam der Karren auf dem Revolutionsplatze an.

Die Wittwe Ludwig's XVI. stieg herab, um dort zu sterben, wo ihr Gemahl verblutete.

Die Mutter Ludwig's XVII. drehte noch einmal die Augen nach der Gegend der Tuilerien und ward bleicher, als sie schon war. Dann stieg die Königin von Frankreich auf's Schaffot und legte ihren Hals unter das Fallbeil . . . .

„Es lebe die Republik!" schrie plötzlich das Volk: Sanson zeigte ihm den Kopf Marie Antoinettens, während unten an der Guillotine der Gensdarm Mingault sein Taschentuch in das Blut der Märtyrerin tauchte.

An diesem Abende schrieb ein Mann nach vollbrachter Tagearbeit folgende Rechnung, welche die Hand des Geschichtsschreibers nur zitternd berühren kann:

„Verzeichniß der Kosten und Beerdigungen Joly's, Todtengräbers von Madeleine de la Ville-l'Evêque, von denjenigen Personen, welche vom genannten Tribunal zum Tode verurtheilt wurden:*)

---

*) Dies Original-Verzeichniß endigt folgendermaßen:

„Gesehen, und bestimmt von mir, Präsidenten des Revolutions-Tribunals, daß Joly, Todtengräber zu Madeleine, die Summe von 264 Fran-

Nämlich:

Am 1. . . . .

. . . .

Am 25. idem. . . . .

Die Wittwe Capet.

für den Sarg . . . . 6 Franken.

für die Gruft und den Todtengräber 25 „

Der Tod Marie Antoinettens hat Frankreich geschändet.

Der Tod Marie Antoinettens hat die Revolution entehrt.

Aber es ist mit gewissen Verbrechen wie mit manchem Ruhm; dieser adelt nicht und jene schaden nicht einer Generation und dem Vaterlande allein. Ruhm und Verbrechen überschreiten ihre Zeit und ihren Schauplatz, und die ganze Menschheit fordert davon die Wohlthat oder trägt deshalb mit Trauer. So beklagt auch den Tod dieser Frau die ganze Welt und die stete Gerechtigkeit der Jahrhunderte und der Völker, nämlich das menschliche Gewissen; so ziehen von den Gewissensbissen eines Volks alle Nationen Gewinn, und der Schrecken eines Tages wird eine Lehre für die Zukunft sein.

Ja, dieser Tag, über den die Nachwelt nie sich trösten kann, wird im Gedächtniß der Menschen ein unsterbliches Beispiel der Schreckenszeit bilden. Der 16. October 1793 wird lehren, was das Spiel einer Revolution aus einem Volke machen kann, das einst die Liebe der Welt besaß. Er wird lehren, wie in einem Augenblicke eine Stadt, ein ganzes Reich ähnlich dem Freunde des heiligen Augustin werden konnte, der, mit Gewalt zu den Spielen im Circus gezogen, plötzlich sich an der Wuth und Barbarei derselben weidete.

---

ken vom Nationalschatz erheben kann. Paris, am 11. Brumaire Jahr II. der französischen Republik.

Herman, Prsdt."

(Note des französischen Originals.)

Der 16. October 1793 wird zu den menschlichen Philosophen reden, zu den allzujugendlichen Herzen, zu den allzuhochherzigen Geistern, zu Denjenigen, die wie Condercet, lieber sterben, als die Hoffahrt ihrer Illusionen läugnen wollen. Er wird ihnen ihr System der Eitelkeit und die Träume ihrer Zukunft begreiflich machen und der Idee die Thatsache, den Doctrinen die Leidenschaft, den Einbildungen die Wirklichkeit warnend entgegenhalten.

Dieser Tag endlich wird die Geschichte zur Bescheidenheit ihrer Pflichten zurückführen und sie einen vorsichtigen Ton, eine demüthigere Sprache lehren. Er wird ihr zeigen, daß es ihr nicht gebührt, der Menschheit zu schmeicheln, sie in Versuchung zu bringen, ihre Hoffahrt zu erhöhen, sie in Aufregungen zu versetzen und durch aufreizende Worte zu den Abenteuern eines unaufhaltsamen Fortschritts und unendlicher Volkommenheit hinzustoßen.

Druck von A. Edelmann in Leipzig.





